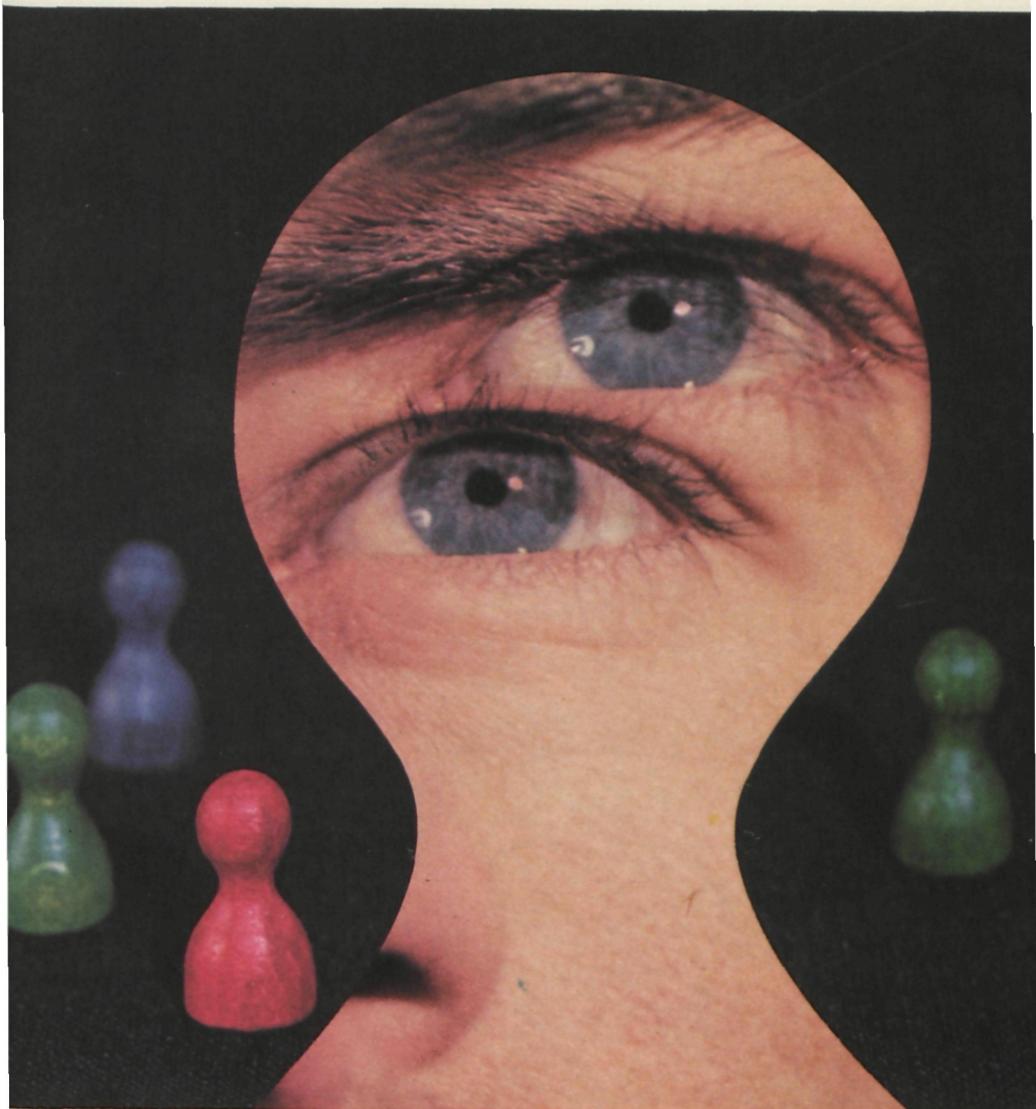


**Os
Guinness**

**Das Problem
des
Zweifels**



TELOS

**Wissenschaftliche
Reihe**





Os Guinness

Das Problem des Zweifels

Hänssler-Verlag
Neuhausen - Stuttgart

Guinness, Os:

Das Problem des Zweifels / Os Guinness.

– Neuhausen: Hänssler, 1979

(TELOS-Bücher 4018: TELOS-Paperback:
Wissenschaftl. Reihe)

Einheitssacht.: In Two Minds dt.

ISBN 3-7751-0437-2

ISBN 3-7751-0437-2

© 1976 by Inter-Varsity Christian Fellowship of the United States of America
Originaltitel: In Two Minds

© 1979 der deutschen Ausgabe by Hänssler-Verlag, Neuhausen - Stuttgart

Umschlaggestaltung: Daniel Dolmetsch

Gesamtherstellung: Salzer - Ueberreuter, Wien

Für meine Mutter
und meinen Vater
in Liebe und
tiefer Dankbarkeit

Inhaltsverzeichnis

Seite

ERSTER TEIL: DAS PROBLEM

1. Ich glaube an den Zweifel 11
2. Zwei Seelen in meiner Brust 18
3. Die Partnerschaft von Glaube und Wissen 26
4. Christen im Sog des Zeitgeistes – ratlos 35

ZWEITER TEIL:

MUTTER ZWEIFEL HAT SIEBEN KINDER

1. Zweifel aus Undankbarkeit 47
2. Zweifel durch falsche Gottesvorstellungen 59
3. Zweifel wegen falscher Grundlagen 73
4. Zweifel, weil man sich nicht verpflichten will 86
5. Zweifel durch fehlendes Wachstum 98
6. Zweifel aufgrund unkontrollierter Gefühle 109
7. Zweifel, bedingt durch alte seelische Wunden 122

DRITTER TEIL: RAT UND HILFE

1. Zuhören – eine vergessene Kunst 137
2. Kühlen Kopf bewahren! 147
3. Die Antwort wagen! 161
4. Die Warnung vor dem letzten Schritt 172

VIERTER TEIL: ZWEI SCHWIERIGE ZWEIFEL

1. »Schlüsselloch – Theologie« – Zweifel durch unberechtigtes Wissen-wollen 182
2. Warten – Zweifel aus Ungeduld oder Resignation... 200

NACHWORT 212

ANMERKUNGEN 214

*»Wer von einem anderen gefragt wird,
was er von seinem Werk hält, wird
unter Druck gesetzt und ist nicht
verpflichtet, die Wahrheit zu sagen.«*

Samuel Johnson

*»Ein Messer wetzt das andere und ein
Mann den andern.«*

Sprüche 27, 17

Mein besonderer Dank gilt Dr. David Wells,
Mr. William Edgar, Mr. and Mrs. Joseph Marten
und Dr. James Sire.

Nichts ist anregender als Freunde, die in
Liebe die Wahrheit sagen.

Erster Teil:
DAS PROBLEM

1. Kapitel

Ich glaube an den Zweifel

Jeder von uns ist eine lebendige Persönlichkeit, die sich entwickelt und zu ihrer Umwelt in Beziehung steht. Vom Zeitpunkt unseres morgendlichen Erwachens bis zum Einschlafen in der Nacht – stets denken, fühlen, wählen, sprechen und handeln wir. Nicht als isolierte Einzelwesen, sondern als Menschen unter Menschen.

Und alles beruht auf Vertrauen. Von der Freundschaft unter Kindern bis hin zu Verträgen zwischen Völkern – das ganze Leben hängt ab vom Vertrauen. Wer sich auf Menschen verläßt, hat Vertrauen. Wer sich über Menschen freut, hat Vertrauen. Vertrauen heißt, gemeinsam zu schweigen, Blicke zu tauschen, sich ausdrucksvoll zu berühren. Nach Hilfe rufen, Hände schütteln, ein Kuß – in allem zeigt sich Vertrauen. Die höchsten Gefilde der Liebe und des Lebens sind nur mit Vertrauen zu erreichen. Kein Wunder also, daß uns die eine Frage immer wieder beschäftigt: Wem kann ich vertrauen?

Wenn das Vertrauen schwindet und der Zweifel wächst, legt sich ein Schatten auf den Menschen. In seinem Innersten klappt eine immer größer werdende Wunde. Er steht am Rande eines Abgrunds.

Auch Gott ist eine Person. Mehr noch: Er ist *die* Person, aus der alle menschliche Persönlichkeit erwächst. Wenn wir ihn kennen, vertrauen wir ihm, und wenn wir ihm vertrauen, lernen wir uns selber kennen. Deshalb sind Zweifel an Gott für den Menschen so verhängnisvoll, und unsere wichtigste Aufgabe besteht darin, Gott zu verherrlichen.

Es gibt Menschen, die zweifeln nur deshalb an Gott, weil sie einfach nicht den Mut aufbringen, ihm zu vertrauen. Und dabei möchten sie so gerne an ihn glauben. Vor einiger Zeit sprach ich mit einem Mann, der um die halbe Welt gereist war, um jemanden zu finden, der ihm den Weg zu Gott zeigen konnte. Er fand keine Hilfe. Was hätten Sie solch einem Menschen gesagt? Wie hätten Sie reagiert, wenn Sie die tiefen Narben gesehen

hätten, die das Rasiermesser an seinen Handgelenken hinterlassen hat – sichtbare Zeichen für seine Verzweiflung? Wie könnten Sie ihm helfen? Könnten Sie ihn zu Gott führen, wo doch Gott für ihn genauso trügerisch ist wie jene Menschen, die ihn im Stich gelassen haben?

Andererseits gibt es Menschen, die an Gott zweifeln, weil sie nicht mehr an ihn glauben wollen. Ich werde nie das Mädchen vergessen, das einmal in unserem Wohnzimmer saß. Sie tritt mit uns, sie weinte und stampfte mit dem Fuß auf. Warum sollte sie Gott vertrauen? Für dieses Mädchen war Gott ein Ungeheuer, ein erbarmungsloser Herrscher, ein Mafia-Boss, ein gnadenloser Moloch, der sein Opfer verlangt. Dabei hatte sie wirklich versucht, ihm zu gehorchen! Aber je länger sie Gott kannte, desto mehr fürchtete sie sich vor ihm. Ihre Angst verwandelte sich in Wut und schließlich in Haß. Doch mit dem Haß wuchs auch ihre Angst vor Gott. Sie wußte, daß sie in einem Teufelskreis gefangen war. Sie war jung, beliebt und erfolgreich. Doch das konnte sie nicht aufmuntern. Sie konnte Gott nicht vertrauen, und dieser Zweifel legte sich wie eine Sonnenfinsternis auf ihr Herz.

So unterschiedlich diese beiden Menschen in ihren Zweifeln auch waren, beide zweifelten sie aus demselben Grund: sie hatten niemals erfahren, wer Gott wirklich ist. Der Mann war sich dieser Tatsache immerhin bewußt, nicht jedoch das Mädchen. Sie war fest davon überzeugt, Gott zu kennen. Das Bild aber, das sie sich von Gott auf der Grundlage früherer Erfahrungen zurechtgelegt hatte, war derart verzerrt, daß es einer grotesken Karikatur glich. Mittlerweile hat sie den wahren Gott kennengelernt und vertraut ihm. Aber ihre damalige Situation kann uns zeigen, wie Zweifel an Gott entstehen können.

Der Zweifel läßt sich ja nicht abstrakt in philosophischen, psychologischen oder theologischen Kategorien erfassen. Zweifel hängt im tiefsten zusammen mit Wahrheit, Vertrauen und Vertrauenswürdigkeit. Wenn es darum geht, Gott zu vertrauen, drängen sich uns folgende Fragen auf: Können wir Gott überhaupt vertrauen? Und wenn ja, sind wir uns dessen wirklich gewiß? Verlassen wir uns ganz auf ihn? Was ändert sich in unserem Leben, wenn wir Gott vertrauen?

Was es mit dem Zweifel auf sich hat

Gott ist vollkommen vertrauenswürdig, sagt der christliche Glaube. Deshalb ist es für den Christen wichtig zu wissen, was Zweifel ist. Natürlich bedeutet Glaube mehr als nur die Abwesenheit von Zweifeln, aber den Zweifel verstehen heißt schon, den Schlüssel zu einem ruhigen Herzen zu haben. Jeder Mensch, der an irgend etwas glaubt, kennt automatisch den Zweifel. Damit ist jedoch noch nicht die Frage nach dem Warum beantwortet. Nur wer weiß, warum er glaubt und an was er glaubt, ist auch in der Lage zu wissen, warum er zweifelt und was er bezweifelt.

Die Welt des christlichen Glaubens ist keine Märchen- und Wunderwelt ohne Fragen und Probleme. Vielmehr liegen auch beim Christen Glaube und Zweifel stets sehr dicht beieinander. Christen glauben nicht nur, sondern »denken, wenn sie glauben, und glauben, wenn sie denken«, wie Augustinus es ausdrückte.

Konsequenterweise sollte ein gesundes Verständnis des Zweifels Hand in Hand gehen mit einem gesunden Verständnis des Glaubens. Ein Christ, der trotz aller Zweifel an seinem Glauben festhält und sich dabei nie klarmacht, was es mit dem Zweifel eigentlich auf sich hat, wird früher oder später sein seelisches Gleichgewicht verlieren. Wenn wir aber mit der gebotenen Offenheit unseren Glauben wie auch unseren Zweifel geprüft haben, brauchen wir keine Angst zu haben, daß der Zweifel unseren Glauben schließlich zunichte machen könnte. Sollte sich herausstellen, daß unsere Zweifel berechtigt waren, so haben wir eben an etwas Falsches geglaubt. Sollte sich jedoch herausstellen, daß unsere Zweifel überflüssig waren, so würde das unseren Glauben nur noch stärker machen.

Es ist also äußerst wichtig, daß jeder von uns versteht, was es mit dem Zweifel auf sich hat. Ein rechtes Verständnis des Zweifels wird auch für die gesamte christliche Gemeinde von großem Nutzen sein:

Erstens wird ein rechtes Verständnis des Zweifels einer weiteren Verbreitung des Unglaubens vorbeugen. Die Christen stehen heute im Kampf mit einer öffentlichen Meinung, die gegen den Glauben gerichtet ist. Unsere christliche Vergangenheit ist zunehmend in Verruf geraten. Der christliche Glaube genießt kaum noch Achtung. Eine Vielzahl verschiedener Ideologien und Philosophien ist an die Stelle des Christentums getreten.

Wir stehen heute dem verwirrenden Mosaik eines nachchristlichen Pluralismus gegenüber. Viele von uns leiden darunter, daß die Zeitgenossen so abweisend auf unseren Glauben reagieren, zumal wenn sie wissen, daß sie keine befriedigenden Antworten auf die bohrenden Fragen des Zweifels haben. Wen wundert es da noch, daß so viele Christen schließlich selbst ihren Glauben verlieren? Für den Christen war der Zweifel schon immer ein Problem. Heute hat sich dieses Problem jedoch noch wesentlich verschlimmert. Der Glaubensverlust nimmt rapide zu. Hauptursache dafür ist die irrige Annahme, der christliche Glaube werde mit den zweifelnden Fragen, die an ihn gerichtet werden, nicht fertig. Deshalb weisen auch viele Intellektuelle den Glauben weit von sich. Dem Christentum schadet es aber nicht so sehr, daß Christen zweifeln, sondern daß man nicht offen über den Zweifel redet und nicht versucht, ihn zu verstehen. Das muß sich ändern.

Zweitens wird uns ein rechtes Verständnis des Zweifels helfen, uns auf die Herausforderungen einzustellen und vorzubereiten, die auf uns zukommen. Viele von uns sind vielleicht Christen geworden oder geblieben, ohne sich ernsthaft darüber Gedanken gemacht zu haben, welche Verantwortung sie damit übernommen haben. Manch einer dürfte sich über die Motive, die hinter seinem Glauben stehen, gar nicht im klaren sein. Das aber kann in den kritischen Jahren, die vor uns liegen, schwerwiegende Folgen haben.

Wir sollten auch unterscheiden zwischen dem Glauben an Gott und dem Glauben an einen Menschen. Allerdings muß ich gleich hinzufügen, daß beides oft eng miteinander verknüpft ist. Wer glaubt, kann sowohl echtes Vertrauen in Gott als auch Vertrauen zu seinen christlichen Freunden haben. Kritisch wird es natürlich da, wo sich der Glaube derart auf Menschen verläßt, daß er zusammenbricht, wenn ihm diese Basis entzogen wird. Solch ein Glaube birgt ein großes Risiko in sich. Bestand haben wird auf lange Sicht nur ein Glaube, der fest in Gott selbst verankert ist. Hilfskonstruktionen, die ihn stützen sollen, werden früher oder später versagen.

Zusammenfassend können wir also feststellen: Es ist unendlich wichtig, genau zu erforschen, worauf unser Glaube im tiefsten gegründet ist. Wenn wir zu dem Ergebnis gelangen sollten, daß unsere Bindung an Menschen oder an einen bestimmten

Lebensstil stärker ist als unsere Bindung an Gott, so müßten wir uns fragen, ob diese Umstände unseren Glauben nicht irgendwann zunichte machen könnten. Es gehört Mut dazu, das zuzugeben! Und dann sollten wir schnellstens etwas gegen diese Entwicklung unternehmen.

Zurück zum Ausgangspunkt

Jesus fordert die Juden seiner Zeit heraus: »Wie könnt ihr glauben, die ihr Ehre voneinander annehmt, und die Ehre vom alleinigen Gott sucht ihr nicht?« (Johannes 5, 44). Sie glaubten *scheinbar* allein an Gott, doch dieser Glaube war nur äußerlich. In Wahrheit glaubten sie an ihre Gemeinschaft. Genauer gesagt: ihr äußerlicher Glaube an Gott wurde von einem geschlossenen System der gegenseitigen menschlichen Achtung getragen. Für sie war es überflüssig, bei Gott in Achtung zu stehen.

Wir sollten uns als Christen, die in der westlichen Welt leben, ähnliche Fragen stellen: Wie sieht es mit unserem Glauben aus? Wissen wir etwas davon, wie stark unser Glaube eigentlich sein kann – wo es uns doch so gut geht in einer Welt des materiellen Überflusses, des sozialen Wohlbefindens und geistiger Privilegien? Brauchen wir denn überhaupt noch den Glauben? Sind wir Christen gerüstet für die schweren Jahre, die auf uns und unsere westliche Zivilisation warten?

Wir leben heute in einer Zeit, die alle überkommenen Werte in Frage stellt. Die uralten Stützen der menschlichen Gemeinschaft brechen zusammen. Nach außen hin mag es so aussehen, als könnte es uns gar nicht besser gehen. Doch im Grunde wissen wir – und bei genauem Hinsehen entdeckt es ein jeder – wie krank diese Gemeinschaft hinter der Fassade ist. Und wir Christen merken, wie notwendig es ist, die wirklichen Grundlagen unseres Glaubens zu erkennen, weil uns nur der wahre Glaube in jeder Hinsicht vor dem Verderben bewahren kann.

Wir haben die Wahl: Entweder, wir geben auf, oder wir kehren zurück zu den Grundlagen unseres christlichen Glaubens. Wer den Mut hat, zum Ausgangspunkt zurückzukehren, wird die Basis für einen festen und unerschütterlichen Glauben haben.

So gesehen ist die gegenwärtige Glaubenskrise für die Christenheit ein Segen. Jetzt bietet sich die beste Gelegenheit, den christlichen Glauben auf seinen Wahrheitsgehalt hin zu prüfen. Nutzen wir diese Gelegenheit! Kritische Fragen unserer Zeitgenossen brauchen uns nicht kleinlaut und kleingläubig zu machen. Sie bieten uns ja die Chance, die Echtheit unseres Glaubens unter Beweis zu stellen. Voraussetzung dafür ist allerdings, daß wir uns allen kritischen Anfragen mit der gebotenen Sorgfalt widmen, um dann befriedigende Antworten geben zu können.

Weg und Ziel unserer Untersuchung

Was ist Glaube? Wo liegen die Mißverständnisse, die den Zweifel verursachen? Wie kann man sie vermeiden? Wie muß unser Glaube aussehen, wenn wir aus Gott keinen Götzen machen wollen? Das Ziel dieses Buches ist: Gott Gott sein zu lassen.

Im ersten Teil – Kapitel 1 bis 4 – soll das Wesen des Zweifels untersucht werden, wobei wir uns klar von drei allgemein verbreiteten falschen Vorstellungen abgrenzen wollen, die eine Lösung erschweren.

Der zweite Teil – Kapitel 5 bis 11 – ist das Herzstück der Diskussion. In diesem Teil geht es um eine Untersuchung der sieben am meisten verbreiteten Zweifelskategorien. Dort soll ein System entwickelt werden, an Hand dessen wir alle Arten von Zweifel analysieren und verstehen können.

Im dritten Teil – Kapitel 12 bis 15 – erörtern wir, was wir einem Menschen sagen können, der im Zweifel ist. Dabei kann es nicht um Patentantworten gehen, sondern darum, wie man sich in konkreten Fällen verhalten kann, um dem anderen zu helfen.

Im vierten Teil – Kapitel 16 und 17 – betrachten wir zwei besonders schwierige Zweifel, die gerade in der heutigen Zeit dem Menschen schwer zu schaffen machen.

Zum Herzen des Zweifels vorzustößen, ist wie das Schälchen einer Kastanie. Die Arbeit lohnt sich, aber sie ist nicht ganz leicht. Zunächst nämlich muß man den stacheligen Panzer entfernen. Zahlreiche Mißverständnisse umgeben das Problem des Zwei-

fels wie Stacheln, die uns erschweren, es anzupacken und es zu »knacken«. Diese grundlegenden Mißverständnisse sind folgende: Zweifel sei dasselbe wie Unglaube; Zweifel sei ein Problem, das den Glauben, nicht aber das Wissen betreffe; Zweifel sei etwas, dessen man sich schämen müsse.

Wir werden jede dieser falschen Vorstellungen genau untersuchen. Wenn wir erst einmal die »Stacheln« der Mißverständnisse entfernt haben, können wir zum Kern des Zweifels vorstoßen. Wir werden nicht nur die Gefahren, sondern auch die Vorteile des Zweifels erkennen. Erst dann werden wir erfahren, daß der Zweifel nicht nur unseren Glauben zerstören kann, sondern daß er ihn auch befruchten und stärken kann. Unsere Untersuchung möchte dazu beitragen, daß wir wissen, was es bedeutet, wenn jemand sagt: »Ich zweifle als Glaubender und glaube als Zweifler.«

2. Kapitel

Zwei Seelen in meiner Brust

Ich war einmal Zeuge des schon sprichwörtlichen Schauspiels vom Bauern, der seinen Esel schlägt. Der Bauer trieb seinen Esel an, der ein riesiges Holzbündel trug. Langsam schritt das Tier den steilen Bergpfad hinauf. Seine Schritte wurden immer langsamer, schließlich blieb es ganz stehen. Von einem Schwall von Flüchen angetrieben, stolperte der Esel noch ein paar Meter weiter und sank dann erschöpft zu Boden. Da schlug der Bauer auf ihn ein. Er schlug und schlug und schlug . . .

Wie viele Christen behandeln ihren Glauben ganz ähnlich! Glaube dies! Glaube das! Hör auf zu zweifeln und glaube fester! Immer neue Ermahnungen und Warnungen werden dem Glauben aufgebürdet, bis er sie nicht mehr ertragen kann. Anfängliche Schmeicheleien gehen schließlich über in Drohungen, und die Drohungen werden zum großen Knüppel, der immer wieder auf den Glauben niedersaust, bis er eines Tages total zusammenbricht.

Wir könnten jetzt fragen, was hier schlimmer ist: Grausamkeit oder Dummheit? Was ist bedauerlicher: die schlimme Lage des Esels (und damit des Glaubens) oder die schlimme Lage des Bauern (und damit der Menschen)? Dieses Buch handelt vom Zweifel. Allerdings: Was ist Zweifel schon anderes als Glaube, der schlecht behandelt oder falsch ernährt worden ist? Wenn ich darum bemüht bin, aufkommenden Zweifel wieder zu vertreiben, so kann ich das nur, wenn ich auch die Grausamkeit gegenüber meinem Glauben aufgebe.

Der Bauer in unserem Ausgangsbeispiel hat sich grundfalsch verhalten. Er hat von dem Esel mehr verlangt, als der zu leisten in der Lage war. Ein Esel hat nichts dagegen, Eselsarbeit zu verrichten, aber man darf ihn nicht mit Rennpferden oder Traktoren verwechseln.

Wenn wir uns nun der Frage zuwenden, inwiefern man den Glauben so falsch behandeln kann, daß Zweifel entstehen, müssen wir zunächst mit einer irrigen Ansicht aufräumen. Sie

besagt, Zweifel seien das Gegenteil von Glaube und mithin identisch mit Unglaube. Diese These sieht den Glauben unrealistisch und behandelt den Zweifel ausgesprochen unfair.

Der Glaube ist im Urteil der modernen Welt ein Esel. Wie das Grautier wird er von seinen Feinden mißachtet und von seinen Freunden schlecht behandelt. Und das alles, weil er durch eine unrealistische Betrachtungsweise zu einer schlechten Behandlung bestimmt scheint. Die Ungerechtigkeit im Esel-Beispiel liegt auf der Hand: Erst wird das Tier geschlagen, *bis* es zusammenbricht, und dann schlägt man es, *weil* es zusammenbricht. Ebenso unfair behandeln viele Christen ihren Glauben. Sobald der geringste Zweifel in ihnen aufkommt, peitschen sie unbarmherzig ihren Glauben, weil sie der irrigen Annahme sind, wahrer Glaube sei über jeden Zweifel erhaben, und Zweifel sei daselbe (und ebenso sündhaft) wie Unglaube.

Das Herz des Zweifels – ein gespaltenes Herz

Was ist denn nun Zweifel? Und in welcher Beziehung steht er zu Glaube und Unglaube? Im lateinischen Verb für zweifeln, *dubitare*, ist das Wort »zwei« (duo) enthalten. Wir versuchen vorab zu definieren: Glaube heißt: »ein Herz und eine Seele sein« mit dem, was man als wahr annimmt; Unglaube bedeutet, dies von ganzem Herzen abzulehnen; Zweifel schließlich bedeutet, zwischen beiden Positionen zu schwanken, zu gleicher Zeit zu glauben und doch nicht zu glauben, »zwei Seelen in einer Brust« zu haben.

Diese »Zweiheit« ist das Herzstück des Zweifels und zeigt zugleich sein großes Dilemma. *Das Herz des Zweifels ist ein gespaltenes Herz.* Diese Formulierung ist mehr als nur ein Bildwort. Sie beinhaltet die Essenz der christlichen Idee des Zweifels. Diese Zweiheit des Zweifels läßt sich sprachlich nicht nur im Lateinischen nachweisen. Das chinesische Bildzeichen für Unentschlossenheit ist äußerst anschaulich und auch ein wenig humorvoll. Es spricht von einer Person, die »einen Fuß in zwei Booten« hat. In den peruanischen Anden sprechen die Huanuco Quechuas von »zwei Gedanken haben«; bei den Shipibos, weiter östlich, kennt man den Ausdruck »zwei Dinge denken«. In Guatemala beschreibt die Kekchi-Sprache den Zweifler als einen Menschen, »dessen Herz geteilt ist«, während die

Navajo-Indianer im Südwesten der Vereinigten Staaten den zweifelnden Menschen daran erkennen, daß etwas zweigeteilt in ihm ist.¹

Im Neuen Testament gibt es zahlreiche Stellen, die mit »Zweifel« oder »zweifeln« übersetzt werden. Mit dem Wort *dipsükos* wird ein Mensch charakterisiert, der sich einfach nicht entscheiden kann. Jakobus beschreibt einen solchen Zweifler als eine »Meereswooge, die vom Winde getrieben und bewegt wird« (Jakobus 1, 6). Das Wort *diakrinō* bedeutet entzweien oder trennen. Jesus benutzte dieses Wort, als er zu seinen Jüngern sagte: »Habt Glauben an Gott! Wahrlich, ich sage euch: Wer zu diesem Berge spräche: Hebe dich, und wirf dich ins Meer! und *zweifelte* nicht in seinem Herzen, sondern glaubte, daß es geschehen würde, was er sagt, so wird's ihm geschehen« (Markus 11, 22 und 23).

Das Wort *meteōrizomai* bedeutet wörtlich übersetzt »erben« oder »aufhängen«. Zuweilen steht es für »hervorragend«, im übertragenen Sinn auch für »im Geist überheblich«. Manchmal wird mit diesem Wort auch ein Mensch beschrieben, der keinen festen Boden unter den Füßen hat, ängstlich und voller Zweifel ist. Dieses Wort wird im Neuen Testament nur an einer Stelle verwendet, und zwar wiederum von Jesus: »Darum auch ihr, fraget nicht danach, was ihr essen oder was ihr trinken sollt, und *machtet euch keine Unruhe*« (Lukas 12, 29). Gott wird schon dafür sorgen, daß wir immer genug zu essen und zu trinken haben. Wir brauchen uns deshalb nicht mit ängstlichen Zweifeln zu plagen.

Das Wort *dialogizomai* wird im Neuen Testament gewöhnlich verwendet, um Überlegungen eines Menschen über Falsches oder Böses auszudrücken. Jesus gebrauchte dieses Wort, als er nach seiner Auferstehung den Jüngern erschien: »Was seid ihr so erschrocken«, fragte er, »und warum kommen *solche Gedanken* in euer Herz?« (Lukas 24, 38). Dieses Wort Jesu läßt uns einen Blick tun in die Herzen der Jünger, wo die Streitgespräche ihrer Zweifel tobten. Solange Zweifel bestehen, gibt es Streit, wird ein Argument dem anderen entgegengehalten.

Schließlich finden wir im Neuen Testament noch das Wort *distazō*. Es steht für Zweifel im Sinn von zaudern, zögern oder schwanken. Es drückt aus, daß jemand Vorbehalte hat oder in

einer bestimmten Angelegenheit schwankend ist. Matthäus gebrauchte dieses Wort, als er berichtete: »Jesus aber reckte alsbald die Hand aus und ergriff ihn (Petrus) und sprach zu ihm: ›O du Kleingläubiger, warum *zweifelst* du?‹« (Matthäus 14, 31). Dasselbe Wort wird später noch einmal verwendet: »Und da sie ihn sahen, fielen sie vor ihm nieder; etliche aber *zweifeln*« (Matthäus 28, 17). Die Zweifel betreffen hier die Auferstehung Jesu. Echter Glaube ist ohne Vorbehalte, Zweifel hingegen besteht geradezu ganz aus Vorbehalten. Glaube schreitet voran; Zweifel zögert und weicht zurück.

Alle diese Wörter und Redewendungen, die den Zweifel bezeichnen, führen letztlich zu jener Ambivalenz des Zweifels. Wenn jemand zwischen zwei Möglichkeiten hin- und hergerissen wird, unfähig, sich zu entschließen; wenn er in der Schwebelage ist, unsicher, wo er landen wird; wenn er wütend ist und mit sich rechtet; wenn er zögert und Vorbehalte hat – dann hat er »zwei Seelen in seiner Brust«.

Zweifel ist kein Unglaube

Das Folgende ist für weitere Überlegungen von grundlegender Bedeutung: Zweifel ist kein Unglaube. Zweifel ist demzufolge nicht einfach das Gegenteil von Glaube. Vielmehr steht der Zweifel *zwischen* Glaube und Unglaube. Damit ist auch schon eines der häufigsten Mißverständnisse entdeckt, jene irri- ge Annahme nämlich, der Zweifler hintergehe den Glauben und laufe schließlich zum Unglauben über. Wohl kaum ein anderes Mißverständnis verursacht bei empfindsamen Menschen, die zweifeln, mehr Ängste und Störungen des seelischen Gleichgewichts.

Wichtig ist also, zwischen Zweifel und Unglaube zu unterscheiden. »Unglaube« wird in der Bibel meistens für eine bewußte Glaubensverweigerung gebraucht, für die freie Entscheidung, nicht zu gehorchen. Unglaube ist eine Haltung, die sich ganz bewußt gegen Gott abgrenzt.

Zuweilen verwendet die Bibel allerdings das Wort Unglaube auch, um die Zweifel von Menschen zu bezeichnen, jedoch nur dort, wo sie bereits auf dem Weg zum vollständigen Unglauben sind (z. B. Lukas 24, 41). Diese scheinbare Zweideutigkeit ist

nun aber nicht etwa ein Beweis für eine theologische Verwirrung, sondern für psychologischen Scharfsinn.

Theoretisch ist es also durchaus möglich, zwischen Glaube, Zweifel und Unglaube zu unterscheiden. In der Praxis treten die Unterschiede jedoch nicht immer so klar hervor, besonders wenn sich der Zweifel geradewegs auf den Unglauben zubewegt; wenn die verschwommene Grenze zwischen der Unsicherheit des Zweifels und der Sicherheit des Unglaubens überschritten wird.

Was die Bibel zum Thema Zweifel sagt, ist ganz eindeutig: Zweifel ist ein Schwebezustand, ein Hin- und Herschwanken zwischen Glaube und Unglaube. Der Zweifler wird hin- und hergerissen zwischen dem Wunsch, Gottes Anspruch zu bejahen, und dem Wunsch, ihn zu verneinen. Von einem »totalen« oder »vollständigen« Zweifel zu sprechen, wäre ein Widerspruch in sich selbst. Der vollständige Zweifel ist nämlich gar kein Zweifel mehr, sondern Unglaube.

Der Vater des fallsüchtigen Knaben rief: »Ich glaube; hilf meinem Unglauben!« (Markus 9, 24). Seine Zweifel nannte er »Unglaube«. Auf Unglauben hin tat Jesus nie ein Wunder. Hier aber heilte er den kranken Sohn. Damit wollte Jesus dem Vater zeigen: »Du bist in meinen Augen nicht ungläubig, sondern du zweifelst.«

Die Unterscheidung zwischen Zweifel und Unglaube läßt sich zwar nicht nach einem starren Schema vornehmen, doch sie ist für uns von unschätzbarem Wert. Wichtig ist dabei nicht, daß wir wissen, *wann* Zweifel zum Unglauben wird (das weiß nur Gott), sondern daß wir uns im klaren darüber sind, *wohin* Zweifel führen kann, wenn er die Grenze zum Unglauben überschreitet.

Die Beziehung zwischen Glaube und Zweifel entspricht dem Verhältnis von Mut und Furcht. Das Gegenteil von Mut ist nicht Furcht, sondern Feigheit. Furcht kann dem Mut nichts anhaben; sie läßt ihn nur noch größer werden. Nehmen wir einen Rennfahrer, einen Bergsteiger oder sonst einen Menschen, der ein Wagnis auf sich nimmt. Jeder von ihnen hat einen Mut, der seine Furcht kontrolliert und seine Gefühle beherrscht.

Genauso ist es auch mit dem Verhältnis zwischen Glaube und Zweifel. Das Gegenteil von Glaube ist nicht Zweifel, sondern Unglaube. Zweifel bedeutet nicht notwendigerweise das Ende des Glaubens. Zerstören kann den Glauben erst der Ungehorsam, der sich im Unglauben verhärtet.

Nun bedeutet das aber nicht, daß man sich jedem Zweifel gegenüber gleichgültig zeigen soll. Zweifel ist zwar nicht immer tödlich, aber er ist immer schwerwiegend, weil er unter Umständen in Unglauben münden kann. Wir müssen deshalb sehr wachsam gegenüber jeder Art von Zweifel sein. Dabei richtet sich der »Marktwert« des Zweifels nach dem, *was* angezweifelt wird und nicht nach dem, *wie* gezweifelt wird.

Wenn der Gegenstand unseres christlichen Glaubens so wenig faßbar wäre wie das Ungeheuer von Loch Ness oder so belanglos wie die Frage, ob man eine dritte Tasse Kaffee trinken sollte, dann wäre der Glaubenszweifel unwichtig. Beim christlichen Glauben geht es jedoch um das Wichtigste überhaupt – um Gott. Deshalb müssen wir auch die Zweifel an diesem Glauben so ernst nehmen. Finden Sie heraus, wie ernst ein Christ seine Zweifel nimmt, und Sie haben ein Indiz dafür, wie wichtig ihm sein Glaube ist.

Vorbeugen ist besser als Heilen

Wenn Menschen vom Zweifel sprechen, werden früher oder später Bilder aus dem Bereich der Medizin herangezogen, denn der Zweifel wird als Krankheit des Glaubens betrachtet. Die Verwendung solcher Bilder aus dem medizinischen Bereich beruht auf der Erkenntnis, daß Glaube und Zweifel eine ähnliche Beziehung zueinander haben wie Gesundheit und Krankheit.

Glaube und Gesundheit haben zunächst einmal gemeinsam, daß sich der Mensch dieser beiden Werte so lange nicht richtig bewußt ist, wie er sich ihrer erfreut. Welch ein großer Schatz die Gesundheit ist, merkt man erst, wenn man krank wird. Auf die Vorteile des Glaubens wird man oft erst dann aufmerksam, wenn der Zweifel bohrt.

Zweifel und Krankheit variieren in ihrer Art von Land zu Land und von Kultur zu Kultur. Jeder Gläubige ist für Zweifel emp-

fänglich. Wir unterscheiden uns nur darin, welche Art von Zweifel bei uns besonders »ansteckend« wirkt. – Es gibt niemanden, der gegen jede Art von Zweifel immun wäre. Glaubensgewißheit bedeutet nicht etwa Sieg über alle Zweifel, die uns jemals befallen könnten. Entscheidend ist nur, wie wir diesen Zweifeln begegnen. Und da ist es eben zunächst wichtig, daß sich der gläubige Mensch über die wichtigsten Zweifelsarten unserer Zeit im klaren ist.

Unsere körperliche Gesundheit bewahren wir nicht dadurch, daß wir gegen Krankheiten ankämpfen. Vielmehr müssen wir uns richtig ernähren, pflegen und trainieren. Vorbeugen ist besser als Heilen. Das trifft auch für den Glauben zu. Wir sollten nicht nur die Zweifels-»Krankheit« kurieren, sondern für ein gesundes Wachstum des Glaubens sorgen.

Was tut Gott – und was müssen wir tun?

Was tut Gott, und was müssen wir tun, wenn wir den Zweifel lösen wollen? An dieser Stelle ist zunächst einmal folgendes festzuhalten: *Gott ist die Antwort auf jeden Zweifel.* Martin Luther drückte es so aus: »Der Heilige Geist ist kein Skeptiker.«² Gott ist der beste Helfer im Kampf gegen den Zweifel. Der Glaube und das Loskommen vom Zweifel sind gnädige Geschenke Gottes.

Dies bedeutet aber auch, daß Glaubensgewißheit direkt aus der Erkenntnis Gottes erwächst und nur indirekt aus dem Verständnis des Zweifels kommt. Genauer gesagt: Glaubensgewißheit erwächst aus der Erkenntnis Gottes, wie sie objektiv in seinem Wort und subjektiv vom Heiligen Geist offenbart ist. Wer gibt uns denn das Wissen, daß wir in Gottes Familie aufgenommen sind? Wer gibt uns denn bereits heute ein Angeld darauf, daß wir eines Tages mit Gott in seinem Reich sein dürfen? Die Antwort lautet in jedem Fall: der Heilige Geist.³ Gott ist also die Antwort auf jeden Zweifel. Wenn dennoch so viele Menschen zweifeln, kann das nur daher rühren, daß sie Gott nicht kennen oder ihn nie in seinem wirklichen Wesen kennengelernt haben.

Nach dem soeben Gesagten steht eines fest: Auf den Zweifel zu antworten bedeutet nicht, theologische Rezepte zu verteilen. Das hat man in der Vergangenheit immer wieder versucht, doch

es ist nichts dabei herausgekommen, nicht zuletzt deshalb, weil viele Menschen gegenüber jeglichen theologischen Argumenten eine ablehnende Haltung einnehmen. Unsere Untersuchung der verschiedenen Zweifelstypen wird uns zwei Dinge lehren: Erstens: Das Problem wird allein durch den fehlenden Glauben verursacht; zweitens: Der Reichtum von Gottes Gegenwart gibt uns die einzige Antwort auf unsere Zweifel, die wirklich befriedigend ist.

Alle Zweifel, die auf den folgenden Seiten aufgeführt sind, entstammen entweder meiner eigenen Erfahrung oder den Erfahrungen derer, die mir ihre Zweifel mitgeteilt haben. Bei alledem verfolgt dieses Buch keine »akademischen« Interessen. Vielmehr soll es dazu helfen, durch ein besseres Verständnis des Zweifels zu einer echten Glaubensgewißheit zu kommen.

3. Kapitel

Die Partnerschaft von Glaube und Wissen

Warum meinen einige Leute, der Zweifel beeinträchtigt den Glauben, nicht aber das Wissen? Warum werden Glaube und Ungewißheit automatisch miteinander in Verbindung gebracht, während man Wissen mit den Begriffen Sicherheit und Gewißheit verbindet? Diese Fragen enthalten bereits das zweite Mißverständnis, das heute in bezug auf den Zweifel herrscht. Viele Menschen meinen nämlich, der Zweifel sei ausschließlich ein Glaubensproblem, kein Wissensproblem.

In der Regel gebraucht der Mensch von heute das Wort *glauben*, ohne sich Gedanken über den eigentlichen Sinn dieses Wortes zu machen. Nehmen wir zum Beispiel eine Einladung zum Essen. Auf die Frage, ob der Betreffende die Einladung annehmen werde, antwortet er: »Ich glaube, das wird gehen.« Das bedeutet aber, er weiß noch nicht genau, ob er der Einladung tatsächlich folgen können. Glauben hat in diesem Sinne also einen »Vielleicht-Charakter«.

Nun ist das aber das genaue Gegenteil von dem, was ein Christ meint, wenn er sagt, er glaube. Der Unterschied zu jenem »Vielleicht-Glauben« wird sofort deutlich, wenn wir das Glaubensbekenntnis in eine Reihe von Fragen umwandeln. (Glaubst du an Gott, den Vater, den Allmächtigen, den Schöpfer des Himmels und der Erde?, Leser.) Die Antworten auf solche Fragen, die ein überzeugter Christ geben würde, könnten nur »Ja« lauten. Wenn Christen sagen: »Ich glaube an Gott«, dann meinen sie damit nicht: »Es könnte sein, daß es Gott gibt.« Vielmehr wollen sie damit sagen, daß sie um die Existenz Gottes *wissen*. Das moderne Verständnis vom Glauben suggeriert eine Ungewißheit, eine Wissenslücke; das christliche Verständnis vom Glauben spricht von einer Gewißheit, die sich auf Wissen gründet.

Der Glaube – ein Außenseiter

Woher kommt es, daß man diese Trennung von Glaube und Wissen vornimmt? Stellen Sie sich jemanden vor, der als Sonder-

ling behandelt wird – in der Familie, im Büro oder bei einer Party. In den seltensten Fällen ist solch ein vermeintlicher Außenseiter wirklich sonderbar; für gewöhnlich ist er nur anders als alle anderen. Und das wird ihm angekreidet. Weil die Mehrheit die Regeln bestimmt, hat ein Mensch, der anders ist, kaum eine Chance. Schließlich entwickelt er sich tatsächlich zum Außenseiter. Wo er sich von den anderen unterscheidet, werden diese Unterschiede besonders betont; wo er den anderen gleich ist, werden die Gemeinsamkeiten geflissentlich übersehen.

Sie können sich beliebig viele Beispiele für solche Außenseiter ausdenken. Nehmen wir einen Raum, in dem sich zwanzig Jungen befinden. Neunzehn von ihnen sind schlank und sportlich, einer hingegen ist dick und behäbig. Was allen zwanzig Jungen gemeinsam ist – Jugendlichkeit – ist bald vergessen; nur dick oder dünn würde zählen. Noch ein Beispiel: Warum macht man sich eigentlich über Linkshänder lustig? Doch nur, weil die meisten Menschen Rechtshänder sind.

Ähnlich verhält es sich nun auch mit dem Glauben. Man unterstellt ihm, er zeichne sich – im Unterschied zum Wissen – durch einen hohen Unsicherheitsfaktor aus. Denkfähigkeit, Prüfung, Forschung, Verständnis, Beweise – all das, so meint man, habe mit dem Glauben nichts gemein. Oder umgekehrt: Der Glaube habe auf den Wissensgebieten nichts zu suchen. Der Glaube stehe also allein im Regen, er ist der Sonderling, der Außenseiter, das schwarze Schaf.

Allgemein wird die Ansicht vertreten, der Glaube habe deshalb nichts mit Wissen zu tun, weil er ausschließlich auf unbewiesenen Annahmen beruhe. Das Wissen hingegen basiere auf sicheren, überprüfbaren und überprüften Erkenntnissen. Was das für den Zweifel bedeutet, liegt auf der Hand: Glaube, so meint man, müsse jederzeit auf Zweifel gefaßt sein; Wissen dagegen könne gar nicht bezweifelt werden.

Angenommen, diese Auffassung wäre richtig, was hätte das für uns Christen für Konsequenzen? Zunächst einmal würde es bedeuten, daß unser Glaube schwächer wäre als menschliches Wissen. Allerdings müßten wir uns dann auch über den Zweifel keine allzu großen Gedanken machen, denn er wäre ja bloß ein Zeichen für die Minderwertigkeit des Glaubens. Aller Zweifel wäre sofort gelöst, wenn wir unseren Glauben aufgeben würden

und uns für etwas Solideres entscheiden könnten, das auf gesicherten Erkenntnissen beruht. Wenn die oben erörterte Auffassung aber falsch ist, wenn Glaube vom Wissen abhängt und umgekehrt auch Wissen vom Glauben abhängt, dann bedeutet der Zweifel eine Herausforderung sowohl für das Wissen als auch für den Glauben. Die oben erörterte Auffassung ist tatsächlich falsch!

Wissen und Glaube sind untrennbar miteinander verbunden: Ohne den Glauben gibt es kein Wissen und jeder wahre Glaube beruht auf Wissen. Jetzt sehen wir aber auch den Zweifel wieder aus der richtigen Perspektive. Der Zweifel ist ja nicht nur ein Problem für den christlichen Glauben, er ist ein allgemeinemenschliches Problem, das jeder kennt. Nun befreit uns diese Erkenntnis natürlich noch nicht von allen Sorgen, die wir uns als Christen um den Zweifel machen. Aber sie hilft uns insofern, als wir nun wissen, daß wir mit unseren Zweifeln nicht allein dastehen. Die Wurzel unseres Zweifels liegt nicht in unserem Glauben, sondern in unserem Menschsein. Der Zweifel ist zwar durchaus in der Lage, unseren Glauben zu untergraben. Aber keineswegs ist die Tatsache, daß wir zweifeln, ein Beweis für die Minderwertigkeit unseres Glaubens.

Blutsbrüder – keine Erzfeinde

Inwiefern sind denn nun Glaube und Zweifel eng mit dem Wissen verbunden? Die Antwort finden wir, wenn wir uns klarmachen, in welchem Maße das Wissen von unbewiesenen Voraussetzungen und Annahmen abhängt. Das Wissen gibt vor, dem Glauben überlegen zu sein. Es macht den Glauben zum Außenseiter. Dabei wird aber völlig übersehen, daß auch das Wissen nicht ohne bestimmte Voraussetzungen auskommt, die sich nicht beweisen lassen. Wissen und Glaube sind also keine Erzfeinde, wie man gemeinhin anzunehmen geneigt ist, sondern Blutsbrüder.

Wie erwerben wir eigentlich Wissen? Wahrscheinlich wird uns niemand auf diese Frage je eine befriedigende Antwort geben können, zumindest nicht für alle Bereiche unseres Wissens. Wichtig ist vor allem, daß wir erkennen: unser gesamtes Wissen ist auf einer Anzahl nicht nachweisbarer Voraussetzungen aufgebaut.

Sehen wir uns solche Voraussetzungen einmal etwas näher an. Da ist zunächst die Grundvoraussetzung für alles Wissen: die Existenz des denkfähigen Menschen. Weiterhin setzen wir, sofern wir vom Wissen sprechen, voraus, daß es überhaupt etwas gibt, was wir wissen können. Voraussetzen müssen wir weiterhin, daß die logischen Regeln, mit denen unser Verstand arbeitet, richtig sind. Beweisen können wir diese Richtigkeit allerdings nicht. In dem Moment, wo wir diese Regeln hinterfragen, wenden wir sie ja bereits an und setzen sie somit voraus. Mit anderen Worten: Um etwas wissen zu können, müssen wir zunächst bestimmte Dinge glauben. Ohne Glauben können wir also überhaupt nichts wissen. Die Vernunft kann niemals eine Garantie für sich selbst sein. Die Rationalität ist ein Teil unserer menschlichen Größe, aber sie hilft uns auch, demütig zu bleiben, denn sie muß durch Glauben erworben werden. Allem menschlichen Wissen wohnt ein Element des Glaubens inne. Es trifft eben nicht zu, daß der Glaube dort beginnt, wo die Vernunft endet. Vielmehr würde es die Vernunft gar nicht erst geben, wenn nicht zuvor ein Glaube vorhanden gewesen wäre. Wissen ist also immer mehr, als die menschliche Logik zu erfassen in der Lage ist.

Als menschliche Wesen können wir zwar wählen, was wir glauben wollen, aber irgend etwas müssen wir glauben. Manch einer meint vielleicht, er glaube an nichts. Aber ist nicht auch das ein Glaube? Eben weil sich jeder Mensch zwangsläufig auf irgendeinen Glauben stützen muß, ist damit der Zweifel praktisch schon vorprogrammiert. Wir zweifeln nicht nur deshalb, weil wir etwas nicht wissen, sondern weil wir erkannt haben, daß wir auch in dem, was wir zu wissen meinen, nicht absolut sicher sein können. Für uns alle gibt es eine Grauzone, ein philosophisches Niemandsland zwischen dem, was wir wissen, und dem, was wir nicht wissen. R. D. Laing drückt das mit folgenden Worten aus:

»Ich weiß nicht, ob ich nicht weiß.
Ich glaube, ich weiß.
Wenn ich nicht weiß, weiß ich.
Ich glaube, ich weiß nicht.«¹

Martin Luther sagt: »Die Kunst zu zweifeln ist einfach, denn es ist eine Fähigkeit, die uns angeboren ist.«² Wissen und Zweifel sind natürliche Wesenszüge des Menschen. Entweder wir haben ein Wissen mit Zweifeln – oder wir haben gar kein Wissen.

Einige Sprichwörter mögen belegen, daß diese Erkenntnis nicht neu ist: »Wer nichts weiß, hat auch keine Zweifel« (Frankreich); »Die Weisen neigen zum Zweifel« (Griechenland); »Mit großen Zweifeln kommt großes Verständnis – mit kleinen Zweifeln kommt kleines Verständnis« (China).

Selbstvertrauen ist keine Gewißheit

Menschliches Wissen, das sich seiner absolut sicher ist, bedeutet einen Widerspruch in sich selbst. Blaise Pascal beobachtete: »Nichts stützt den Skeptizismus mehr als die Tatsache, daß es Leute gibt, die nicht skeptisch sind. Wenn sie es alle wären, würde er falsch sein.«³ Da unser Wissen endlich ist, kann die Möglichkeit eines Irrtums niemals ausgeschlossen werden.

Natürlich kennt jeder von uns Menschen, die von sich selbst ungeheuer überzeugt sind. Aber solches Selbstvertrauen hat nichts mit Gewißheit zu tun. Allenfalls deutet es darauf hin, daß der Betreffende psychisch recht stabil ist.

Kardinal Newman schreibt in seiner *Apologia pro vita sua*: »Seit der Zeit, da ich katholisch geworden bin, habe ich nie einen Zweifel gehabt.«⁴ Solch eine Aussage kann leicht mißverstanden werden, wenn man sie aus dem Zusammenhang herausreißt. Sicher zeigt sich hier ein Glaube, der Vorbild für uns alle sein kann.

Trotzdem kann diese Aussage für Menschen, die sich mit ihren Zweifeln herumschlagen, niederschmetternd sein. Darum sei nochmals betont: Selbstvertrauen ist nicht identisch mit intellektueller Gewißheit oder moralischer Unfehlbarkeit. Das persönliche Zeugnis eines Christen mag faszinierend sein, zur Lösung der grundlegenden Fragen von Glaube und Zweifel kann es nicht beitragen.

Kardinal Newman ist sicherlich eine Ausnahme. Die meisten von uns dürften sich und ihren inneren Zustand wesentlich besser durch jenes Selbstporträt wiedergegeben sehen, das Tolstoi in *Anna Karenina* von sich zeichnet (wobei er diesem Porträt den Namen Konstantin Ljewin gibt): »Am Morgen seiner Hochzeit ist Konstantin erfüllt mit dem Glück seiner Liebe, doch plötzlich wirft seine zweifelnde Natur einen Schatten auf

diese Freude: ›Aber kenne ich denn ihre Gedanken, ihre Wünsche, ihre Gefühle?‹ flüsterte ihm plötzlich irgendeine Stimme zu. Das Lächeln verschwand von seinem Gesicht, und er versank in Nachdenken. Und plötzlich überkam ihn ein seltsames Gefühl. Er wurde von Entsetzen und Zweifel gepackt, Zweifel an allem.«⁵

Zweifel – normal oder unnormale?

Der Zweifel gehört also zum Wesen des Menschen. Doch als Christen müssen wir gleich hinzufügen, daß wir in dieses Dilemma erst durch den Sündenfall gekommen sind. Zweifel ist mehr als nur eine Angelegenheit der Ungewißheit. Er ist ein Teil des moralischen Übels, der psychologischen Entfremdung und der intellektuellen Verwirrung, sämtliches Folgen des Sündenfalls.

Obwohl Wissen, Glaube und Zweifel untrennbar miteinander verbunden sind, gibt es doch einen wesentlichen Unterschied in der Natur ihrer Beziehungen. Wissen und Glaube waren schon immer untrennbar miteinander verbunden, auch vor dem Sündenfall. Die Verbindung von Zweifel und Glaube hingegen besteht erst durch den Sündenfall.

Nun bedeutet das aber nicht, daß wir zu dem Ergebnis gelangen, der Zweifel sei als Folge des Sündenfalls notwendigerweise destruktiv, negativ und sündhaft. Der Zweifel ist keineswegs automatisch schlecht. Zuweilen kann er sogar von großem Wert für uns sein.

Der Grund, warum der Zweifel unter Umständen wertvoll für uns sein kann, liegt in den besonderen Gegebenheiten, die durch den Sündenfall geschaffen wurden. Mit dem Fall wurde der Mensch aus einer vollkommenen, heilen Welt vertrieben. Die Welt, in der wir nun leben, zeichnet sich durch eine interessante Zweideutigkeit aus. Wir können die Realität jetzt aus zwei grundverschiedenen Perspektiven betrachten: schöpferisch oder zerstörerisch, für Gott oder gegen Gott.

Die schlimmste Folge des Sündenfalls ist der Tod. Er ist das wichtigste Beispiel dafür, daß die Dinge nun in eine Richtung laufen, die dem ursprünglichen Sinn der Schöpfung entgegen-

gesetzt ist. Doch jeder Aspekt unseres jetzigen Lebens hat eine negative und eine positive Seite – sogar der Tod. Denken wir nur an Situationen, in denen der Tod, den wir sonst fürchten, willkommen geheißen wird. Denken wir an das Sterben der großen Märtyrer. Oder denken wir an den Tod von Diktatoren, deren Weiterleben eine Bedrohung anderer bedeutet hätte.

Auch der Zweifel hat zwei Seiten. Wenn wir uns vor Augen führen, welches Ziel Gott mit seiner Schöpfung eigentlich erreichen wollte, so zählt der Zweifel zu jenen Faktoren, die diesem Ziel völlig entgegengesetzt und somit »unnormal« sind. Nun hat sich die Situation der Schöpfung durch den Sündenfall aber grundlegend gewandelt. Betrachten wir aber den Faktor Zweifel im Zusammenhang mit der gefallenen Schöpfung, so mutet er keineswegs »unnormal«, sondern völlig »normal« an. Letzteres resultiert jedoch ausschließlich aus der Tatsache, daß diese Welt durch den Sündenfall gleichsam eine abnorme Welt wurde. Inmitten der gesamten Anomalie dieser Welt ist die Anomalie des Zweifels eine notwendige Konsequenz. Der Zweifel ist also nur in unserer unnormalen Situation normal. Diese Erkenntnis hilft uns, die positive Seite des Zweifels zu sehen.

Was uns der Zweifel nützt

Der Wert des Zweifels liegt darin, daß man mit seiner Hilfe Irrtümer aufdecken kann. Wir leben in einer gefallenen Welt. Nicht alles in dieser Welt ist wahr, deshalb sollte man auch nicht alles glauben. Manche Dinge müssen angezweifelt werden.

Der Zweifel ist nun aber ein zweischneidiges Schwert. Auf der einen Seite kann er die Wahrheit derart »mißhandeln«, daß wir sie schließlich nicht mehr als solche erkennen. Das ist die negative Seite des Zweifels. Er kann aber auch eine positive Rolle spielen, indem er Irrtümer entlarvt, die uns vorgaukeln, sie seien die Wahrheit. Wenn die von uns sinnlich wahrnehmbare Wirklichkeit zum Teil wahr und zum Teil nur falscher Schein ist, dann müssen wir einige Dinge bezweifeln, falls wir der Wahrheit näherkommen wollen. Der Zweifel hilft uns, die unwahren Dinge als solche zu erkennen.

Die Existenz des Zweifels bedeutet für uns eine dauernde Erinnerung an unsere Verantwortung der Wahrheit gegenüber. Mit

dem Zweifel ist uns ein Hilfsmittel in die Hand gegeben, das bei unserer Suche nach der Wahrheit von großem Nutzen sein kann. Ein richtig verstandener Skeptizismus ist durchaus nicht verwerflich, sondern ein Zeichen der Demut des Menschen, der aufrichtig nach der Wahrheit forscht.

Die konstruktive Seite des Zweifels hat man schon früh erkannt. Francis Bacon schrieb im 16. Jahrhundert: »Wenn man mit Gewißheit beginnt, wird man in Zweifeln enden; aber wenn man sich am Anfang mit Zweifeln begnügt, wird man in Gewißheit enden.«⁶ Blaise Pascal, der den Zweifel mehr auf dem Hintergrund des christlichen Glaubens sah, schrieb: »Man muß zu zweifeln verstehen, wo es notwendig ist; bejahen, wo es nötig ist, indem man sich unterwirft, wo es nötig ist.«⁷ Im 4. Jahrhundert lehrte der Kirchenvater Augustin: »Ich zweifle, also gibt es Wahrheit.«⁸

Zweifel mag eine Anomalie sein. Und doch kann er uns davor bewahren, auf Dauer in die Irre zu gehen. Der Zweifel ist gleichsam ein Sparringspartner für Wahrheit und Irrtum. Er hält die Wahrheit in Form und boxt die fettleibigen falschen Ideen k. o.

Richtig angewandt, kann der Zweifel für den Menschen also von großem Nutzen sein. Wenn es keine Lügen und Halbwahrheiten gäbe, wäre der Zweifel überflüssig; denn man könnte ja getrost alles glauben. Wie eine winzige Dosis Gegengift zuweilen das beste Mittel gegen eine totale Vergiftung ist, so erweist sich auch eine bescheidene Dosis Zweifel als ausgezeichnetes Vorbeugungsmittel gegen den Unglauben.

Nirgends habe ich diese Erkenntnis besser ausgedrückt gefunden als in Tennysons *In Memoriam*:

Er ruhte nicht, bis daß, besiegt,
Der Mißton klären sich gemußt.
O glaube mir: im Zweifel liegt
Mehr Glaube als im Dogmenwust.
Er zweifelte, und sein Verstand
War's, der um Wahrheit rang und warb,
Bis er sich in den Glauben fand,
In dem er lebte nun und starb.⁹

Natürlich dürfen wir den Wert des Zweifels nicht überschätzen und seine negativen Seiten vergessen. Noch einmal ein Zitat von Pascal: »Es ist also ein Unglück, zu zweifeln, aber es ist eine unerläßliche Pflicht, im Zweifel zu suchen. Und so ist der, welcher zweifelt und nicht sucht, zugleich unglücklich und ungerecht.«¹⁰

Zweifel ist also ein Problem sowohl für den Glauben als auch für das Wissen. Obwohl der Zweifel zum Wesen des gefallen Menschen gehört, sollte er doch nur vorübergehend sein und gelöst werden. Wichtig bei alledem ist jedoch insbesondere, daß kein Christ Angst vor dem Zweifel zu haben braucht. Für einen intakten Glauben erweist sich der Zweifel als heilsame Herausforderung.

4. Kapitel

Christen im Sog des Zeitgeistes – ratlos

Was tun eigentlich die Menschen, wenn sie anfangen zu zweifeln? Versuchen sie, diese Zweifel zu lösen, sich ernsthaft mit ihnen auseinanderzusetzen? Oder verschließen sie vor aufkommenden Zweifeln die Augen und wollen sie nicht wahrhaben?

In diesem Zusammenhang interessiert uns natürlich vor allem, wie die Christen mit ihren Zweifeln zurechtkommen. Und da muß man zunächst einmal feststellen, daß die Christen ein ziemlich gestörtes Verhältnis zum Zweifel haben. Sie versuchen, ihn zu verdrängen, weil sie von ihm die schlimmsten Folgen erwarten. Für einige ist der Zweifel sogar der furchtbarste Verrat am Glauben, eine unverzeihliche Sünde. Deshalb kommt der Zweifel in den christlichen Gemeinden kaum je offen auf den Tisch; jeder schweigt verschämt darüber.

Damit sind wir schon beim Thema dieses Kapitels angelangt. Es soll hier um ein drittes weit verbreitetes Mißverständnis gehen, die Auffassung nämlich, ein Christ müsse sich seines Zweifels schämen.¹

Zugegeben: das 20. Jahrhundert hat sicherlich für den Christen viele Zweifel heraufbeschworen. Bestes Beispiel dafür dürfte wohl die These Freuds sein, aller Glaube sei das Ergebnis von instinkthaften Wünschen und Trieben. Natürlich stellt eine solche Behauptung den Christen vor ernsthafte Fragen. Doch der Kern des Problems liegt wesentlich tiefer.

Das christliche Denken des 20. Jahrhunderts wurde nicht so sehr von speziellen Auffassungen und kritischen Einwänden gegen den Glauben geprägt, als vielmehr von dem allgemeinen Verständnis des Zweifels, wie es heute vorherrscht. Die sogenannte öffentliche Meinung hat sich in unserem Jahrhundert immer stärker gegen den christlichen Glauben gekehrt. Mittlerweile stehen die Christen inmitten eines Ozeans von Zweifeln, und viele von ihnen werden von der starken Strömung fortgerissen. Fatal an der ganzen Angelegenheit ist, daß sich viele

Christen gar nicht darüber im klaren sind, daß sie auf die Linie des allgemeinen Zweifels eingeschwenkt sind. Das Christentum ist in den Bannkreis der Modernität geraten, und die Christen erliegen immer häufiger der Versuchung, sich dem allgemeinen Trend anzupassen.

Bei den Christen von heute vollzieht sich eine doppelte Entfremdung. Zum einen bewirkt das Prinzip »Zweifel«, daß sich die Christen immer weiter von den biblischen Inhalten entfernen; zum anderen sind die Christen auch in der Art, wie sie heute ihren eigenen Glauben anzweifeln, ganz in den Wirkungskreis des modernen Denkens geraten.

Der Prüfstein für die Wahrheit

Als was betrachtet man denn nun heute den Zweifel? Der Zweifel, so hört man immer wieder, sei »rational«, »kritisch«, »systematisch« oder »methodisch«. All diese Begriffe gehören zur Tradition des humanistischen Denkens, die bis ins 5. Jahrhundert vor Christus zurückgeht, als in Griechenland die ersten entscheidenden Schritte in Richtung auf den modernen Säkularismus unternommen wurden. Es ist hier nicht der Ort für eine Kritik des Humanismus. Festzustellen ist jedoch, daß das von den alten Griechen erstmals verwendete und bis ins 20. Jahrhundert fortlaufend weiter entwickelte humanistische Gedankengut dazu geführt hat, daß man heutzutage die Notwendigkeit des Glaubens an Gottes Offenbarung verleugnet. Vernunft allein garantiere menschliches Wissen.

Dieser Rationalismus versucht nicht nur, die Vernunft als ein Werkzeug zu gebrauchen, sondern er geht sehr viel weiter und sieht in ihr eine Garantie für die Wahrheit. Und als wichtige Ergänzung der Vernunft fungiert bei den Rationalisten der Zweifel. Vernunft und Zweifel – mehr braucht man nicht, um die Wahrheit zu erkennen. Man kann den Zweifel in diesem Sinne gleichsam als »Juniorpartner« der Vernunft bezeichnen, als die »rechte Hand« des großen Chefs Vernunft. Als Belohnung für die gute Arbeit, die der Zweifel leistet, erkennt man ihm zu, »kritisch«, »rational« und »methodisch« zu sein. Der Zweifel wird also zum Prüfstein für die Wahrheit, zum Sieb, das auch nicht das kleinste Stückchen Irrationalität hindurchläßt.

Alles, was »nichts als Glaube« ist, wird auf diesem Hintergrund als minderwertig angesehen, da es ja nur auf Treu und Glauben, Autorität oder Tradition beruht. Jede Glaubensaussage wird einer schonungslosen Kontrolle durch den Zweifel unterzogen. Als wahr akzeptiert man nur, was »über jeden Zweifel erhaben« ist. Das Ziel ist klar: Man will die Schlacken der Unsicherheit abschwemmen und zum Destillat des reinen Wissens gelangen. Sinn der Übung ist, alles zu bezweifeln, was bezweifelt werden kann.

Philosophischer Höhepunkt dieser Art von Wahrheitssuche war René Descartes. Er bezweifelte alles, was er bezweifeln konnte. Das oberste Prinzip seiner Methode der Wahrheitsfindung beschrieb er wie folgt:

»Die erste Regel war, niemals etwas als wahr anzunehmen, was ich nicht klar als solches erkannte, d. h. alle Überstürzung und alle Vorurteile auf das sorgfältigste zu vermeiden und nichts mehr in meine Urteile aufzunehmen, als was sich so klar und deutlich meinem Geist darbieten würde, daß ich keine Veranlassung haben würde, es in Zweifel zu ziehen.«²

Descartes gelangte auf dem Weg des Zweifels schließlich zu seinem berühmten Grundsatz »cogito ergo sum« (ich denke, also bin ich).

Nun sind sich Christen und Humanisten (hoffentlich!) darin einig, daß der Zweifel eine durchaus positive Funktion hat, indem man mit seiner Hilfe Irrtümer als solche entlarvt. Damit hört aber die Gemeinsamkeit auch schon auf. Die Humanisten gehen nämlich viel weiter, indem sie Rationalität und Zweifel als einzig mögliche Prüfsteine für die Wahrheit ansehen. Bei Bertrand Russell steht der Zweifel sogar derart hoch im Kurs, daß er die Auffassung vertritt, ein vernünftiger Zweifel würde genügen, um das Zeitalter des Glücks und des Friedens herbeizuführen.³

Niemand kann alles bezweifeln

Der Rationalismus oder Humanismus meint also, den Zweifel zwecks Wahrheitserkenntnis einsetzen zu können. Dabei bedient er sich ganz bestimmter Methoden. Und nun kommt der

Fehler: Die Rationalisten gehen davon aus, diese Methoden selbst seien von vornherein wahr und untrüglich, könnten also nicht angezweifelt werden. In Wahrheit handelt es sich hierbei natürlich um einen Trugschluß, den man nicht durchgehen lassen kann. Wenn wir uns ansehen, was der Rationalismus alles anzweifelt, so müssen wir doch fragen: Warum soll der Zweifel ausgerechnet da aufhören, wo es um den Rationalismus selbst geht? Warum soll gerade dieses angeblich »Unbezweifelbare« vom Zweifel ausgenommen sein?

Nehmen wir die berühmte Frage von Laotse: »Wenn ich im Schlaf geträumt habe, ich sei ein Schmetterling – wie weiß ich, wenn ich erwache, daß ich nicht ein Schmetterling bin, der träumt, ein Mensch zu sein?« Viele Menschen von heute würden über diese Frage wahrscheinlich nur lächeln. Schließlich wissen wir doch, daß wir kein Schmetterling sind! Und woher wissen wir das? Durch unsere Vernunft? Nein. Wissenschaftlich beweisen läßt sich hier nichts, denn die Beweise der Wissenschaft beruhen sämtlich auf vor-wissenschaftlichen Annahmen.

Wenn wir bezweifeln, was die Rationalisten als unbezweifelbar bezeichnen, stechen wir in ein Wespennest von Annahmen und unbewiesenen Behauptungen, die allesamt weit davon entfernt sind, als unbezweifelbar gelten zu dürfen. Warum hört die Vernunft an einer bestimmten Stelle plötzlich auf zu zweifeln? Warum hinterfragt sie nicht alles, sogar das Hinterfragen selbst?

Alles zu hinterfragen, wäre letztlich sinnlos, eine Kette ohne Ende. Der Mensch würde sich vorkommen wie ein Hund, der seinem Schwanz nachjagt. Das ist der springende Punkt. Wenn wir erkannt haben, daß totaler Zweifel allem und jedem gegenüber sinnlos ist, werden wir sehr schnell zu folgendem Grundsatz kommen: *Niemand kann alles bezweifeln; um dem Leben einen Sinn zu geben, muß jeder etwas glauben.*

Es muß bei jedem Menschen einen Punkt geben, an dem er aufhört zu zweifeln und anfängt zu glauben. Wo der einzelne Mensch diesen Punkt setzt, ist ganz in sein Belieben gestellt. Was der eine glaubt, das bezweifelt der andere. Doch das tut dem Glaubenden und seinem Glauben keinen Abbruch, denn auch für den Zweifler gibt es ja einen Punkt, wo sein Zweifel aufhört. Der Zweifler kann wohl Fehler im Glauben herausfinden, er kann aber nicht den Glauben ersetzen.

Jetzt sehen wir auch das Problem des sogenannten »kritischen Zweifels« unserer Tage: er unterwirft sich nicht seinen eigenen Kriterien. Er ist anderen gegenüber kritisch, nicht aber sich selbst gegenüber. Ein wirklich konsequent zweifelnder Mensch würde sich wahrscheinlich überhaupt nicht mehr artikulieren und sich statt dessen in ein dumpfes und resignierendes Schweigen hüllen. Blaise Pascal warnte: »Niemand kann so weit gehen, und ich behaupte, daß es einen wirklich vollkommenen Skeptiker nie gegeben hat. Die Natur steht der hilflosen Vernunft bei und bewahrt sie so, in die Irre zu gehen.«⁴

Der Mensch, der von sich behauptet, ein »vollkommener Skeptiker« zu sein, ist also in Wahrheit alles andere als das. Er glaubt, er sei total skeptisch, weil er glaubt, daß es so etwas gibt. Vor allem aber zeugt seine Behauptung von allerhöchster Inkonsequenz, weil er die Behauptung selbst offensichtlich nicht in Zweifel zieht. »Zweifel an seinem Skeptizismus«⁵ – wie Pascal es nennt – scheinen ihm nicht in den Sinn zu kommen.

Wenn menschliches Wissen nur in den Alternativen reiner Objektivismus oder totaler Skeptizismus möglich wäre, dann wären wir Menschen wirklich arm dran. Doch es gibt noch eine dritte Möglichkeit: Wissen, das sich auf nicht nachweisbaren Voraussetzungen aufbaut. Wenn nun aber – und so lautet unser Ergebnis – das menschliche Leben und Denken nur in der *Zusammenschau von Glaube und Wissen* zu sehen ist, müssen die Ansprüche, die der kritische Zweifel an uns stellt, als absurd verworfen werden.

Und in der Tat beruht der kritische Zweifel auf einem Mythos, nämlich auf der Idee, menschliches Wissen sei vollkommen objektiv und neutral. Wir haben mittlerweile herausgefunden, daß jedes Wissen auf Voraussetzungen basiert, die ihrerseits nur dem Glauben zugänglich sind. Es ist eben unmöglich, etwas zu bezweifeln, wenn es in unserem Denken nicht irgendwo einen Punkt gibt, an dem wir nicht zweifeln. Was die Stimme des Bauchredners und die Hände des Puppenspielers für die Puppe, das sind die geglaubten Voraussetzungen für die Vernunft. Ohne Bauchredner und Puppenspieler wäre die Puppe ein lebloses Etwas aus Holz und Stoff. Ohne Glaubensbasis ist die menschliche Vernunft wie ein Stück Treibholz mitten im Ozean.

Es ist an der Zeit, den Mythos des kritischen Zweifels aufzudecken, der sich wie ein Nebel auf den christlichen Glauben gelegt hat. Wir müssen endlich einsehen, daß der Zweifel nicht der letzte Prüfstein für die Wahrheit sein kann. Zweifel allein ist nicht das Kennzeichen für Objektivität. Der Zweifel kann kein Zertifikat für Sicherheit ausstellen. Sogar Selbstkritik, und sei sie noch so aufrichtig, ist keine Garantie gegen Vorurteile und Irrtümer.

Wir müssen das aufgeblasene Prestige des Zweifels wieder in seine Schranken weisen, indem wir dem Zweifel seinen normalen Platz wiedergeben. Der Skeptizismus darf nicht zum Selbstzweck werden. Seine Stärke liegt ausschließlich darin, daß er Irrtümer und unbegründete Behauptungen entlarvt. Erst wenn wir das erkannt haben, können wir uns den Zweifel für die Wahrheitssuche nutzbar machen. Kierkegaard hat einmal gesagt, den Zweifel zum philosophischen Prinzip zu erheben, sei ebenso »nützlich«, wie einem Soldaten das Exerzieren im Liegen beizubringen.

Der Zweifel ist wie eine ungeladene Pistole am Kopf des Gläubigen: nicht mehr als eine leere Drohung.

Den Skeptizismus mit seinen eigenen Waffen schlagen

Gehen wir nun der Frage nach, welche Wirkungen der kritische Zweifel für den Christen und seinen Glauben haben kann. Viele sehen für den Fall, daß ernsthafte Zweifel an ihrem Glauben aufkommen, nur zwei Auswege: entweder trotzdem zu glauben (d. h. den Zweifel zu verdrängen) oder den Glauben aufzugeben.

Dabei werden jedoch zwei äußerst wichtige Tatsachen übersehen: Zweifel bedeutet keineswegs die Verleugnung des Glaubens. Wenn Zweifel gelöst werden, kann der Glaube gestärkt daraus hervorgehen.

Christen geben sich oft geschlagen, wenn Nichtchristen das »Argument« vorbringen: »Ich kann das alles nicht glauben. Ich bin Atheist« (an dieser Stelle können wir auch einsetzen: Agnostiker/Skeptiker). Viele Christen sind der Auffassung, nach solch einer Feststellung sei jegliche Diskussion überflüssig.

Doch sie irren sich. In Wahrheit nämlich fängt hier die Diskussion erst richtig an.

Der andere hat bisher lediglich gesagt, was er *nicht* glaubt. Doch dabei handelt es sich lediglich um ein Ablenkungsmanöver. Denn er hat die Frage unterschlagen, was er denn nun eigentlich *glaubt*. Jeder kann von sich behaupten, er sei ein Skeptiker. Uns Christen muß jedoch gestattet sein, seinen angeblichen Skeptizismus zu hinterfragen.

Als zweites Beispiel soll uns hier der immer wieder gehörte Vorwurf dienen, wir Christen glaubten nur deshalb, weil wir weniger skeptisch und mithin oberflächlicher in unserem Denken seien. Das Gegenteil ist oft wahr. Der nichtdenkende Christ ist nicht weniger oberflächlich als der nichtdenkende Atheist.

Auf der anderen Seite sind aber viele Christen gerade deshalb zu ihrem Glauben gekommen, weil sie weitaus skeptischer waren als die meisten anderen Menschen. Sie haben den harten Kampf mit dem Zweifel durchgefochten und haben erfahren, daß nur der Glaube an Gott die Antwort ist auf die Frage, die alles in Frage stellt. Wer je in seinem Leben so tief gezweifelt hat, ist überrascht, daß andere Leute, Christen wie Atheisten, oftmals so »leichtgläubig« sein können. Christen, die erfahren haben, was es heißt, mit Zweifeln zu ringen, schlagen den Skeptizismus mit seinen eigenen Waffen.

Wenn wir mit offenen Augen durch die Welt gehen, entdecken wir überall die Ergebnisse des kritischen Zweifels. Meist wird der christliche Glaube geringschätzig beiseite geschoben, indem er als »Unsinn«, »Vertröstung«, »Illusion«, »Wunschdenken« oder »Opium« bezeichnet wird. Zuweilen schiebt man noch ein paar Erläuterungen nach, die in aller Regel etwa so lauten: absolute Wahrheit ist ein hemmendes Dogma; Glaube verlangt eine hochgradige Autosuggestion und Selbstunterdrückung; Gebete sind ein Zeichen von Inkompetenz und Unentschlossenheit; Bruderschaft ist ein Zeichen von Abhängigkeit. Ein typisches Beispiel für diese Einstellung liefert uns das folgende Zitat von Ralph Waldo Emerson: »So wie die Gebete der Menschen Krankheiten des Willens sind, so sind ihre Glaubensbekenntnisse Krankheiten des Verstandes.«⁶

Was schlägt man uns denn nun als Alternative zum Glauben vor? Das Vokabular, mit dem Vernunft und Zweifel verziert werden, ist ausgesprochen reichhaltig. So beschreibt man uns den Weg des kritischen Zweifels als »bohrende Frage«, »selbstbewußte Forschung«, »mutige Herausforderung«, »konsequente Wahrheitssuche« eines »bestechend klaren Verstandes«. Ruhmvolles Ideal ist der »Freigeist«, sein trauriges Gegenstück der Gläubige, den man als dogmatisch, gehemmt, revolutionär und repressiv bezeichnet.

Viele von diesen Formulierungen sind ebenso lustig wie absurd. Oft steckt dahinter lediglich ein völlig unkritisch übernommenes Vorurteil. G. K. Chesterton karikierte diese Menschen in seinem kleinen Gedicht »Der Freigeist« mit folgenden Worten:

John Grubby, der war klein und dick
Und zweifelte am Christenglück.
Er sträubte sich, drei Jahre groß,
Zu sitzen auf des Pastors Schoß.⁷

Wenn ein liberaler Humanist einen Christen kritisieren möchte, so ist das sein gutes Recht. Aber er soll dann nicht vorgeben, er sei zu seiner Kritik ausschließlich durch seinen »rationalen Zweifel« gekommen. In Wahrheit nämlich stellt er dem christlichen seinen humanistischen Glauben gegenüber.

Geistliche Unterdrückung

Mit dem kritischen Zweifel – wir sagten es schon – ist es wie mit einer ungeladenen Pistole: er vermag sein Opfer nur dann einzuschüchtern, wenn es sich vor seiner leeren Drohung fürchtet. Leider gibt es nun aber viele Christen, die auf die angebliche Macht des Zweifels hereinfliegen.

Urteilen Sie bitte selbst: Wie viele Christen sind Ihnen begegnet, von denen Sie sagen würden, daß sie den Zweifel nicht nur teilweise, sondern insgesamt durchdacht haben? Wo haben Sie christliche Gemeinden gesehen, die ihre Mitglieder dazu ermutigten, ihren Zweifeln offen und ehrlich ins Auge zu blicken?

Ich möchte es noch einmal betonen: Es ist keine Schande, daß man Zweifel hat, sondern daß man meint, Zweifel zu haben sei

eine Schande. Unser Problem liegt nicht darin, daß wir auf die kritischen Fragen des Zweifels keine Antworten wissen; vielmehr ist es die grundsätzlich falsche Einstellung zum Zweifel überhaupt, die uns zu schaffen macht. Ich mache immer wieder die Erfahrung, daß es weniger entlastend ist, auf bestimmte Zweifel Antworten zu finden als vielmehr den Zweifel überhaupt aussprechen zu dürfen.

Was nun die Einstellung der Christen zum Zweifel betrifft, so sind zwei Extreme zu beobachten. Die einen behandeln den Zweifel als Sünde und demzufolge als Tabu. Schon über den Zweifel zu sprechen sei verkehrt. Diese Einstellung ähnelt jener, die unsere Vorfahren zum Thema Sex an den Tag legten. Die anderen scheinen nichts Besseres zu tun zu haben, als fortwährend über ihre Zweifel zu reden. Bei genauem Hinsehen entdeckt man jedoch, daß es diesen Menschen nicht darum geht, Antworten auf ihre Zweifel zu finden; vielmehr liegt ihnen ausschließlich daran, diese Zweifel offen zur Schau zu tragen. Sie hoffen, auf diese Weise das Mitleid anderer zu gewinnen, weil sie sich davon die Rechtfertigung ihrer Zweifel versprechen.

Beide Extreme bedeuten eine grundfalsche Einstellung zum Problem des Zweifels, und doch sind sie sehr weit verbreitet. Wir brauchen uns nur einmal heutige Predigten anzuhören. Viele werden in einem Ton gehalten, der jeglichen Zweifel an dem verkündigten Wort geradezu als Unverschämtheit erscheinen läßt. Worte der Heiligen Schrift werden zitiert. Doch wenn man dann über diese Worte predigt, so tut man das nicht menschbezogen und erdverbunden, sondern man serviert den christlichen Glauben als eine wohlriechende, konzentrierte Essenz, bar jeglicher Unreinheit des Zweifels. Dabei wird völlig vergessen, daß die großen Männer und Frauen der Bibel die »Höhen« des Glaubens nur deshalb erreichten, weil sie auch die Tiefen des Zweifels durchschritten hatten. Der heutige Gläubige darf ganz einfach keine Zweifel haben. Wir wollen diese geistliche Unterdrückung ruhig beim Namen nennen!

Der Schaden, der durch eine solche Einstellung angerichtet wird, ist unübersehbar. »Haben Sie irgendwelche Zweifel? Beten Sie darüber!« Wie oft speist man den zweifelnden Menschen mit solchen Worten ab! Natürlich ist der soeben zitierte Vorschlag richtig, aber nur zum Teil. Denn er huscht über das eigentliche Problem allzu leichtfertig hinweg. Letztlich führt er

zu einer Verdrängung des Zweifels, was zur Folge hat, daß der Zweifel nun in unserem Unterbewußtsein an uns nagt. Hinzu kommt, daß sich viele Intellektuelle mit diesem Vorschlag keineswegs zufriedengeben. Sie wenden sich enttäuscht vom Glauben und von der Gemeinde ab.

Der wohl berühmteste Mann, der im 20. Jahrhundert durch den Zweifel von seinem Glauben an Gott abgebracht wurde, war Bertrand Russell. Wenn man seinen Namen hört, denkt man an einen höchst geistreichen Verfechter des Atheismus. Doch man vergißt dabei, daß Russell bis zum 18. Lebensjahr an Gott glaubte. Daß er diesem Glauben schließlich abschwor, lag sicherlich zu einem Großteil daran, daß man ihn dazu gebracht hatte, eine völlig verfehlte Haltung gegenüber seinen eigenen Fragen und Zweifeln einzunehmen. Russell hat später beschrieben, was er als Vierzehnjähriger empfunden hat, als er nach Antworten auf seine ernsthaften Fragen suchte (und ein Mensch mit Russells Verstand ist in diesem Alter kein Kind mehr):

»Ich wurde sehr religiös und war deshalb sehr darauf aus, einen Beweis für die Wahrheit der Religion zu finden. In den nächsten vier Jahren verbrachte ich einen Großteil meiner Zeit in geheimer Meditation . . . Ich konnte mit niemandem über meine inneren Nöte sprechen, weil ich befürchtete, ich könnte den anderen verletzen. Ich litt sehr, sowohl unter dem fortschreitenden Verlust des Glaubens als auch unter der Notwendigkeit, mich in Schweigen zu hüllen.«⁸

Russell mißverstand die obskuren Eindrücke, die er in jenen Jahren sammelte, als Wahrheit. Die Folge war eine lebenslange Opposition zum Christentum.

Fassen wir zusammen: Die Christen von heute begehen allzuoft den Fehler, sich dem Trend des modernen Denkens anzupassen. Das gilt für den christlichen Glauben ebenso wie für die Zweifel an diesem Glauben. Wir tanzen nach der Melodie, die uns die Rationalisten mit ihrem angeblich totalen Skeptizismus aufspielen. Wir gehen dem Zweifel ängstlich aus dem Weg, weil wir nicht merken, daß er unserem Glauben nicht das geringste anhaben kann. Diese falsche Einstellung zum Zweifel ist mitverantwortlich für die heutige Misere des Christentums.

Zweiter Teil

MUTTER ZWEIFEL HAT SIEBEN
KINDER

1. Kapitel

Zweifel aus Undankbarkeit

»Vergessen Sie nicht, daß Sie ein Gedächtnis haben!«

Wer eine Arbeit schlecht beginnt, der wird merken, wie schwer es ist, sie gut zu vollenden. Ob es sich nun darum handelt, einen Kuchen zu backen, einen Wolkenkratzer zu bauen oder einen Mann auf den Mond zu schießen – bleibt am Anfang etwas ungetan, so wird sich das früher oder später als hinderlich für die weitere Entwicklung erweisen. Vielleicht bringt es sogar das ganze Werk zu Fall. Das gilt auch für den christlichen Glauben.

Viele Leute geraten in Zweifel, weil sie etwas Wichtiges übersehen haben, als sie zum Glauben kamen. Wer zu glauben anfing, ohne sich über seine Beweggründe klar zu werden oder wer falsche Beweggründe hatte, der darf sich nicht wundern, wenn ihm schon nach kurzer Zeit erste Zweifel kommen. In den folgenden Kapiteln wollen wir uns die sieben »Kinder von Mutter Zweifel« näher ansehen. Dabei werden wir feststellen, daß wir als Christen zwei grundsätzliche Fehler machen können: Die ersten vier Arten von Zweifeln sind das Ergebnis eines schwachen Starts im Glauben; drei weitere Zweifel können während des christlichen Lebens auftreten.

Wir haben gesehen, daß Wissen immer mehr ist als nur denkerische Leistung eines Menschen. Diese Erkenntnis sollte uns vorsichtig machen gegenüber einer oberflächlichen Betrachtung von Wissen und Glauben. Wenn wir den Glauben aus biblischer Perspektive betrachten, können wir deutlich vier verschiedene Ebenen der Erkenntnis unterscheiden. Jeder dieser vier Erkenntnisebenen läßt sich eine der erwähnten vier Zweifelskategorien zuordnen.

Nicht jeder Christ macht sich das gedanklich klar. Dennoch sollten die vier Erkenntnisebenen bewußt oder unbewußt im Glauben jedes Christen eingebaut sein. Ich spreche hier absichtlich von »Erkenntnisebenen« und nicht von »Stufen des Glaubens«. Die Betonung liegt dabei nicht nur auf dem Moment des Fortschritts (vom niedrigen zum nächsthöheren), sondern auch

auf der ununterbrochenen Abfolge. Grundlegend für den Gedanken von aufeinanderfolgenden Ebenen ist die Voraussetzung, daß eine höhere Ebene die niederen Ebenen einschließt, sie in sich zusammenfaßt und auf den niederen Ebenen aufbaut.

Auch auf dem Weg zum Glauben an die Wahrheit des Christentums gibt es bestimmte Erkenntnisebenen. Unter Umständen weisen sie keinerlei Beziehungen auf zu den »Stufen«, über die wir zum Glauben gekommen sind. Wichtig ist nun vor allem, daß die natürliche Ordnung dieser Erkenntnisebenen erhalten bleibt. Diese Ordnung durcheinanderzubringen oder gar eine Ebene völlig auszulassen, kann für den Glauben gefährlich sein. Er wäre dann nicht auf dem bestmöglichen Fundament gegründet.

Die Grunderkenntnis: »Ich brauche Hilfe!«

Die grundlegende Erkenntnis, die unterste Ebene, auf der alles weiter aufbaut, ist folgende: *Ohne Gott steckt mein Leben in einer todbringenden Krise.* Nur von dieser Erkenntnisebene aus kann sich Glaube gesund entwickeln. Das Gespür für diese Krisensituation mag bei jedem anders ausgeprägt sein. Dennoch sollte es einen jeden veranlassen, nach Hilfe Ausschau zu halten.

Denken Sie bitte einmal zurück an die Zeit, wo sie anfangen, Gott zu suchen. Hatten Sie vor diesem Zeitpunkt das Evangelium als die »Gute Nachricht« erkannt? Wahrscheinlich nicht; denn Sie waren sich der Krisensituation in Ihrem Leben bewußt. Zumindest erging es mir so, bevor ich zum Glauben kam. Erst als ich mir klarmachte, wie mein Leben wirklich aussah, konnte ich das Evangelium als das erkennen, was es ist: eine außerordentlich gute Nachricht für Menschen in außerordentlich schlechten Situationen.

Das bedeutet natürlich nicht, daß die Christen ausschließlich wegen ihrer inneren Bedürfnisse und Sehnsüchte an Gott glauben. Es bedeutet zunächst nur, daß sie aufhören, an ihre alte Weltanschauung zu glauben, denn sie haben erkannt, daß ihr alter »Glaube« keine Antworten auf ihre Fragen hat. Diese Erkenntnis allein macht zwar noch keinen gläubigen Christen, aber sie ist eine erste Voraussetzung für echtes Christsein.

Das Christentum beginnt also da, wo alle anderen Glaubensrichtungen aufhören. »Selig sind, die da geistlich arm sind« (Matthäus 5, 3), rief Jesus aus. Der verlorene Sohn wird unser aller Ebenbild. Er war so hungrig, daß er bereit war, sogar seinen eigenen Stolz zu »schlucken«. Das war für ihn der erste Schritt heimwärts.

Ohne diesen ersten Schritt gibt es für uns kein Fortkommen auf dem Weg zum Glauben. Was immer der Christ sein wird, wo immer er hingehet, was immer er tut – stets sollte ihm bewußt sein, was er einmal gewesen ist. Für den Gläubigen ist das Wort: »Aber von Gottes Gnade bin ich, was ich bin« (1. Korinther 15, 10), niemals nur fromme Rhetorik. »Hier stehe ich durch Gottes Gnade« – das ist eine äußerst realistische Feststellung.

Der Weg zum Glauben beginnt mit der Erkenntnis: »Ich brauche Hilfe!« Wenn auf dieser grundlegenden Ebene etwas fehlt, wird es später zu Zweifeln kommen. Unser Anfang als Christen ist nur dann gut, wenn wir uns unserer Vergangenheit voll und ganz bewußt sind. Wenn wir uns an unser voriges Leben jedoch nicht mehr erinnern (wollen), vollzieht sich in unserem Inneren ein langsamer Wandlungsprozeß, der nicht selten in Selbstgefälligkeit und vermeintlicher Unabhängigkeit mündet.

Die Konsequenz dieses Prozesses sieht so aus, daß Gott langsam, aber sicher aus dem Blick gerät. Mehr und mehr konzentrieren wir uns auf unsere eigenen guten Leistungen. Zunächst haben wir zwar noch irgendwie das Gefühl, unseren Weg mit Gott zu gehen, doch dieses Gefühl schwindet mit der Zeit. Schließlich sind wir fest davon überzeugt, allein unseren Mann stehen zu können. Und dann landen wir zum Schluß in arroganter Selbstgenügsamkeit.

Schlüsselmotiv Undankbarkeit

Wer bei der Selbstgenügsamkeit angekommen ist, der bedarf keiner besonders großen Krisen oder Tragödien, um in Zweifel zu stürzen. Ein kleiner Anstoß genügt, eine kleine Unannehmlichkeit, irgendeine Verpflichtung oder Verlegenheit, und schon sind die Zweifel da: »Vielleicht habe ich alles zu ernst genom-

men«; »wer weiß, ob Gott überhaupt . . .«; »Gott kann doch nicht von mir verlangen . . .«

Man redet sich oder anderen ein, man befinde sich derzeit in einer Phase, die schon irgendwann wieder vorübergehen werde. Das klingt dann so, als sei diese Phase nun einmal nicht vermeidbar gewesen. In Wahrheit heißt das Schlüsselmotiv Undankbarkeit. Haben wir vergessen, was Gott für uns getan hat, wie unser altes Leben ohne Gott ausgesehen hat?

Genau diesen Zweifel wählte der Versucher, als er an Eva herantrat: »Sollte Gott gesagt haben . . .?« (1. Mose 3, 1). Wie unschuldig klang doch diese Frage! Kennen wir nicht auch solche geheimen Infragestellungen: »Belohnt Gott eigentlich meinen Glauben?« »Bin ich wirklich so frei, wie ich es mir wünsche?« Das Vertrauen wird überschattet von zweifelnden Fragen. Damals im Paradies und auch heute. Der Zweifel hakt da ein, wo der Dank vergessen wird.

Dostojewski skizziert den Menschen so:

»Wenn er nicht dumm ist, so ist er doch in erstaunlichem Grade undankbar! Undankbar in ganz phänomenaler Weise! Ich glaube sogar, daß die beste Definition des Menschen diese ist: ein zweibeiniges undankbares Wesen.«¹

Wichtig ist die Erkenntnis, daß dieser Zweifel nicht nur geistlich, intellektuell oder emotional zu begründen ist, sondern die gesamte Lebenseinstellung umfaßt. Undankbarkeit ist hier nicht Selbstzweck, sondern zielt auf Unabhängigkeit. Das Wissen um die Existenz Gottes wird dann als starke Herausforderung an die eigene, autonome Existenz empfunden. Gott muß verschwinden, wenn der Mensch unabhängig sein will.

Der Apostel Paulus beschreibt den nach Unabhängigkeit strebenden Menschen mit folgenden Worten: »Sie wußten, daß ein Gott ist, und haben ihn nicht gepriesen als einen Gott noch ihm gedankt« (Römer 1, 21). Seine Worte erinnern uns daran, daß die Rebellion gegen Gott nicht mit der geballten Faust des Atheismus beginnt, sondern mit dem selbstzufriedenen Herzen desjenigen, für den das Danken überflüssig geworden ist, für den Gottes Gnade zu einer Selbstverständlichkeit geworden ist.

Oftmals ist diese Entwicklung längst in vollem Gange, ehe wir es bemerken.

Kennzeichnend für diese Art von Zweifeln ist, daß sie uns keinerlei Schmerzen bereiten. Sie führen noch nicht dazu, daß wir einen schmerzlichen Verlust empfinden oder eine quälende Unsicherheit verspüren. Wenn sich jemand angesichts seiner Zweifel tief betroffen fühlt, so handelt es sich mit Sicherheit nicht um die Zweifel der hier behandelten Sorte. Denn den Zweifel, der mit Undankbarkeit einhergeht, spürt man kaum.

Unglaube hat ein kurzes Gedächtnis

Immer wieder wird in der Bibel betont, wie wichtig der Dank ist, der aus der Erinnerung kommt. Die Männer und Frauen der Bibel rufen sich ganz bewußt die »großen Taten Gottes« ins Gedächtnis und danken ihm dafür. Der Unglaube hingegen hat ein kurzes, undankbares Gedächtnis. Das kann sogar für ganze Völker gelten, wie die Geschichte Israels beweist.

Als sich das Volk Israel anschickte, den Jordan zu überqueren, um das verheißene Land zu betreten, forderte Mose sie immer wieder auf: »Erinnert euch!« Niemand kannte ihren Eigensinn, ihre launenhafte Unbeständigkeit besser als er. Als sie in Ägypten waren, schrien sie nach Freiheit. Als sie dann schließlich frei waren, wollten sie wieder zurück. Als sie kein Wasser hatten, klagten sie, und als sie schließlich Wasser hatten, beschwerten sie sich darüber, daß sie kein Fleisch hatten. Immer war es irgend etwas, was sie haben wollten. Und wenn sie es dann bekamen, verlangten sie wieder nach etwas anderem.

Diese Widerspenstigkeit wurzelte in Undankbarkeit, die ihrerseits wiederum eng verknüpft war mit der Unwilligkeit, sich an frühere Tage zu erinnern. Deshalb, und um die furchtbaren Folgen zu vermeiden, die er kommen sah, wiederholte Mose immer wieder seine Mahnung: »Erinnert euch!« »Du sollst daran denken, daß auch du Knecht in Ägyptenland warst und der Herr, dein Gott, dich von dort herausgeführt hat mit mächtiger Hand und ausgerecktem Arm« (5. Mose 5, 15). »Und gedenke des ganzen Weges, den dich der Herr, dein Gott, geleitet hat diese vierzig Jahre in der Wüste« (5. Mose 8, 2). Auch im Wohlstand und Erfolg sollten sie daran denken: »Wenn du nun

ißt und satt wirst, so hüte dich, daß du nicht den Herrn vergißt, der dich aus Ägyptenland geführt hat« (5. Mose 6, 11 und 12; siehe auch 5. Mose 4, 9). Ihre Feste sollten Gedenktage an Gottes Taten sein (2. Mose 13, 3–9), und sogar einige ihrer Kleider sollten ein Erinnerungszeichen tragen. Die Kinder Israels sollen »blaue Schnüre an die Quasten der Zipfel tun. . . Sooft ihr sie anseht, sollt ihr an alle Gebote des Herrn denken und sie tun« (4. Mose 15, 38 und 39; siehe auch 4. Mose 17, 5).

Doch alle Mahnungen und Warnungen blieben ungehört. Das Streben nach Unabhängigkeit und die bewußte Undankbarkeit nahmen zu. »Unsere Väter in Ägypten wollten deine Wunder nicht verstehen. Sie gedachten nicht an deine große Güte«, schrieb der Psalmist. »Sie vergaßen bald seine Werke« (Psalm 106, 7. 13). Nehemia beklagte: »Sie aßen und wurden satt und fett und lebten in Wonne durch deine große Güte. Aber sie wurden ungehorsam und widerstrebten dir« (Nehemia 9, 25. 26). Diese Undankbarkeit, dieser mangelnde Wille zur Erinnerung ist der Schlüssel zum Versagen des erwählten Volkes. Durch Hosea faßt Gott dieses Versagen mit folgenden Worten zusammen: »Als sie geweidet wurden, daß sie satt wurden und genug hatten, erhob sich ihr Herz; darum vergessen sie mich« (Hosea 13, 6).²

Auch der Neue Bund lebt von der dankbaren Erinnerung. »Was hast du, das du nicht empfangen hast?« (1. Korinther 4, 7), fragt Paulus die Korinther. Wer sich der unbezwingbaren Logik dieser Frage nicht entzieht, der gibt der Undankbarkeit den Abschied und empfängt im Danken neue Freude.

Als eine stadtbekanntes Sünderin Jesus die Füße gesalbt hatte, sagt er: »Ihr sind viele Sünden vergeben, darum hat sie mir viel Liebe erzeigt; wem aber wenig vergeben wird, der liebt wenig« (Lukas 7, 47). Der springende Punkt ist nicht, daß einigen Leuten mehr Sünden vergeben werden als anderen oder daß einige »größere Sünder« sind als andere, sondern daß einige ihr Bedürfnis nach Vergebung klarer sehen als andere. Und dazu gehört nun eben auch, daß sich die einen ihrer Sünden deutlicher erinnern als die anderen. Wahrhaft dankbar gegenüber Gott kann aber nur der Mensch sein, der sich immer wieder klar macht, daß Gott seine Sünden vergeben hat. Wer vergessen hat, daß ihm vergeben wurde, wird früher oder später auch Gott vergessen.

Zehn Aussätzige wurden von Jesus geheilt; nur einer kam zurück, um ihm zu danken. Als der verlorene Sohn wieder nach Hause kam, reagierte der ältere Bruder ausgesprochen »sauer« angesichts der herzlichen Willkommensfeier. Der Vater bemerkte es und frischte sein Gedächtnis ein wenig auf: »Mein Sohn, du bist allezeit bei mir, und alles, was mein ist, das ist dein« (Lukas 15, 31). Der Diener des Königs, dem gerade eine Millionenschuld erlassen worden war, bestand darauf, daß einer seiner Kollegen ihm eine Minimalschuld bezahlte. So unnachgiebig und hartherzig konnte er nur sein, weil er vergessen hatte, was man ihm Gutes getan hatte.

In der gesamten Kirchengeschichte gab es immer wieder Christen, die andere zum Lob aufforderten. Augustin beschrieb den Christen als »ein Halleluja von Kopf bis Fuß«. »Laß mich nicht müde werden«, betete er, »dir zu danken für deine Gnade, mich von den Wegen des Übels zu erretten.«³

Der gleichen Gnade erinnerte sich Jahrhunderte später John Newton. Als Christ war er sich stets der Tatsache bewußt, daß er »einmal ein Untreuer und Wüstling, ein Sklavendiener in Afrika« gewesen war.⁴ Weil er das wußte, und weil er sich stets an das Wunder seiner Erlösung erinnerte, schrieb er das Lied »Amazing Grace«.

Das Vergangene festhalten

Wenn wir beim Christen von »Gedächtnis« reden, so meinen wir mehr als nur die mehr oder minder stark ausgeprägte Fähigkeit, einmal Aufgenommenes zu behalten. Die Erlösung umfaßt auch das Erinnerungsvermögen, so daß der Geist Gottes mit dem Gedächtnis des Christen »arbeiten« kann: er verbindet die Erfahrungen mit Gott in der Gegenwart mit denen in der Vergangenheit. Das Wissen um die Vergangenheit regt uns an zu immer neuem Dank; es stärkt unsere Hoffnung und unseren Glauben und gibt uns Hoffnung für die Zukunft. Diese Kontinuität ist für das Leben im Glauben, für sein Wachstum und seine Reife unabdingbar.

Tizian hat dies in seinem Gemälde »Allegorie der Lebensklugheit« festgehalten. Die Lebensklugheit hat drei Köpfe: einen jugendlichen, der in die Zukunft, einen reifen, der auf die Gegen-

wart, und einen greisen, der mit Weisheit und Erfahrung auf die Vergangenheit blickt. Über diese drei Köpfe schrieb Tizian: »Ex Praeterito Praesens Prudenter Agit Ni Futura Actione Deturpit« (Lerne aus der Vergangenheit, die Gegenwart zu gestalten, ohne der Zukunft zu schaden).⁵

Ein altes russisches Sprichwort lautet: »Bleibe in der Vergangenheit, und du wirst ein Auge verlieren; vergiß die Vergangenheit, und du wirst beide Augen verlieren.« Die große Gefahr, in der wir Menschen stehen, ist unser Drang, das Vergangene aus unserem Gedächtnis zu verbannen, weil wir eine total unabhängige Gegenwart wollen. Die guten und schlechten Erfahrungen der Vergangenheit und die Aufgaben, die die Zukunft stellt, sollen draußen bleiben. Die Gegenwart wird auf diese Weise zu einer eigenen Welt gemacht, abgeschirmt gegen alles, was vorher da war, abgeschirmt auch gegen die Zukunft. Eine so verstandene Gegenwart mit ihrer vermeintlich unabhängigen Realität bedeutet letztlich nichts anderes als eine Revolte gegen Gott.

Das Gedächtnis des erlösten Menschen bewahrt ihn davor, seine gegenwärtige Situation derart mißzuverstehen. Es sorgt dafür, daß die wichtige Verbindungsleitung zur Vergangenheit freigehalten wird, weil der Mensch anderenfalls von einer Grundvoraussetzung seines Glaubens abgeschnitten ist. Die Funktion der Erinnerung an Vergangenes liegt also darin, zu ermutigen, Warnungen und Mahnungen auszusprechen, damit der Christ gewappnet in die Schlacht ziehen kann, die gegenwärtig um seinen Glauben entbrannt ist.

Die Freiheit verantworten

Viele Christen meinen, um ihres Glaubens willen der »Welt« entfliehen zu müssen. Dabei merken sie nicht, daß ihr Glaube gesund bleiben würde, wenn sie ihn in der »Welt« bewähren würden. So schwierig die Stellung des Christen in dieser Welt auch sein mag, alle Schwierigkeiten können doch dazu dienen, den Glauben gestärkt aus der Bewährungsprobe hervorgehen zu lassen. Wenn man jedoch vor den Schwierigkeiten einfach die Augen verschließt, steht man in einer doppelten Gefahr: entweder man gerät unmerklich in eine Haltung blasierter Selbstgefälligkeit hinein, oder man hat den Angriffen gegen den

Glauben, die eines Tages ja doch kommen, nichts entgegenzusetzen.

Auf diesem Hintergrund nun kann man die erste Zweifelskategorie als »protestantischen Zweifel« bezeichnen, der von einem völlig verfehlten Freiheitsverständnis herrührt. Die Reformation nahm ihren Ausgang von der Erkenntnis, daß Gott den Menschen zur Freiheit berufen hat. Rechtfertigung »allein durch den Glauben« ersetzte den bürokratischen Heilsweg, der von menschlichen Autoritäten abhängig war. Wo diese reformatorische Freiheit nicht durch Verantwortung gegenüber Gott bestimmt und begrenzt wurde, hatte das folgende Konsequenz: Der Mensch wählte sich nicht nur frei in seiner Beziehung zu Gott, sondern er ging noch einen Schritt weiter und suchte eine Freiheit von Gott. Zwar stimmt es, daß die Hoffnungslosigkeit des Existentialismus nur eine logische Folge des Atheismus ist, doch wir müssen gleich hinzufügen, daß der Atheismus seinerseits die Folge eines Protestantismus war, der die gottgeschenkte Freiheit undankbar mißbraucht hat.

Indem sie die übertriebene »Förmlichkeit« der mittelalterlichen Kirche verwarf, gab die Reformation dem Freiheitsgedanken großen Auftrieb. Doch dieser offen artikulierte Drang nach Freiheit uferte schon nach kurzer Zeit so weit aus, daß vom biblischen Freiheitsbegriff nichts mehr zu sehen war. Nur eine Besinnung auf eine verantwortungsbewußte Freiheit, wie die Bibel sie versteht, kann den extremen und falschen Freiheitsbegriff jener nachreformatorischen Zeit, der bis in unsere Tage hineinreicht, korrigieren. Voraussetzung ist jedoch unsere Bereitschaft, die Vergangenheit in unser Denken mit einzubeziehen.

Die geistigen Väter der Reformation waren diesem Problem gegenüber nicht blind. Martin Luther wies mit Nachdruck auf das lateinische Sprichwort hin: »Nichts altert schneller als die Dankbarkeit.«⁶ Es gab Zeiten, in denen er sich pessimistisch über den weiteren Ablauf der Reformation äußerte: »Die Undankbarkeit und Respektlosigkeit der Welt erschrecken mich. Ich fürchte, daß dieses Licht nicht lange leuchten wird.«⁷ Zum Glück für uns hat sich dieser Pessimismus später als weitgehend unbegründet erwiesen. Und doch sollte uns diese böse Ahnung Luthers zu denken geben. Woran liegt es denn, daß bisher kaum eine geistliche Erweckungsbewegung die dritte Generation überdauert hat? Liegt es nicht zu einem Großteil daran,

daß der Mensch so schnell vergißt? Könnte es nicht so sein, daß jede »Freiheit«, die ihre Verbindungsleitung zur Vergangenheit einfach leichtfertig durchtrennt hat, nichts weiter ist als ein ver­gänglicher und kurzlebiger Luxus?

Denke mit – danke mit!

Was kann man denn nun gegen den Zweifel, der aus Undank­barkeit kommt, unternehmen? Die Antwort mag auf den ersten Blick einfach erscheinen: Man braucht sich bloß an die Vergan­genheit zu erinnern. Doch ganz so einfach ist es nun eben nicht. Das Problem liegt nämlich nicht so sehr in der Frage, *was* zu tun ist, sondern darin, *wie* es zu tun ist. Denn dieser Zweifel wird ja nicht einfach durch eine Gedächtnislücke verursacht, sondern stellt eine bewußte Verweigerung, sich des Vergange­nen zu erinnern, dar. Die Frage lauteten deshalb: Wie kann das Gedächtnis dazu veranlaßt werden, etwas zu leisten, was es nicht leisten will?

Wenn die Zweifel eines Menschen weit entwickelt sind, ist eine besondere Konfrontation nötig, um die Selbstzufriedenheit des Betreffenden zu stören und seiner Selbstgefälligkeit einen Schlag zu versetzen. Der Zweifelnde sollte nicht »äußerlich« vor den Kopf gestoßen werden, sondern muß mit der Wahl konfrontiert werden, vor der er steht: Glaube oder Unglaube. Um ihn dahin zu bringen, daß er seine Situation erkennt, sollte man ihn freundlich auffordern, sich einmal über folgende Fra­gen Gedanken zu machen: Wer ist Gott? Was würde sich än­dern, wenn Gott nicht existierte? Wo stand ich, bevor ich an Gott glaubte? Wo wäre ich jetzt ohne Gott? Kündige ich nur einem Glauben die Gefolgschaft oder bereite ich Gott in Person Kummer?

Diese Fragen bedeuten für den zweifelnden Menschen in der Tat eine schwere Konfrontation und Herausforderung. Doch deshalb muß die Art und Weise, wie sie vorgebracht werden, noch lange nicht verletzend sein. Treffen Sie deshalb keine Feststellungen über ihren Gesprächspartner, sondern stellen Sie dem Zweifler Fragen. Benutzen Sie das Skalpell, nicht die Axt. Kümmern Sie sich um ihn und richten Sie ihn nicht. Hüten Sie sich davor, ihm nur irgendwelche Ermahnungen entgegenzu­schleudern. Gegen Ermahnungen wird er sich zu verteidigen

wissen, Fragen hingegen muß er beantworten. Und das wiederum bewirkt, daß der Betreffende zurückdenkt an die Vergangenheit.

Je weniger der Zweifel entwickelt ist, desto eher wird der Mensch bereit sein, sich an die »großen Taten Gottes« zu erinnern. Sich ein dankbares Gedächtnis zu erhalten, ist eine geistliche Kunst. Aber man kann sie erlernen, und man muß sie erlernen. Wir können einem undankbaren Zweifler am besten helfen, wenn er im täglichen Zusammenleben mit uns spürt, daß wir uns freuen und dankbar sind für das bisherige Leben mit Gott.

Dabei ist ein waches Gedächtnis nicht dasselbe wie ein farbig ausgemaltes Zeugnis. Letzteres kann unter Umständen zu Stolz und Selbstgefälligkeit führen. Und wenn »das Zeugnisablegen« zum Selbstzweck wird? Das dankbare Gedächtnis des erlösten Menschen verliert seinen Wert, wenn es sich in dauernd wiederholten Lippenbekenntnissen äußert. Worauf es ankommt, ist das Herz und seine geheimen Gespräche mit Gott. König David zeigt uns den Weg, wenn er sagt: »Danket dem Herrn, . . . daß wir deinen heiligen Namen preisen und dir Lob sagen« (1. Chronik 16, 34. 35). Solange Gottes Lob in unserem Herzen ist, wird der Zweifel dort keinen Platz haben. Sobald wir jedoch vergessen, was Gott uns Gutes getan hat, werden wir stolz und selbstgefällig. Dem Zweifel sind dann Tor und Tür geöffnet.

Die moderne Welt hat es geschafft, daß wir weithin teilnahmslos geworden sind. Sie gewöhnt uns an Erfolg und Routine. Sie stattet uns mit einer beträchtlichen Portion Arroganz aus. Allem voran trifft das natürlich für die Welt der Wissenschaft und Technik zu, wo der Geist des Säkularismus Triumphe feiert. Doch auch auf dem Gebiet des Glaubens verfallen wir allzu leicht den allzu menschlichen Versuchungen, arrogant und überheblich zu werden.

Wir sollten gegen diese Tendenzen einschreiten – zuerst natürlich in unserem eigenen Leben. Und gerade im persönlichen Bereich haben kleine Ursachen oft große Wirkungen.

Gestatten Sie mir deshalb einen ganz praktischen Hinweis. Ich schlage Ihnen vor, in Ihr Lebensmuster ganz bestimmte »Erinnerungszeiten« hineinzuwoben. Nehmen Sie sich am Ende

eines Tages, einer Woche oder auch eines Jahres etwas Zeit, über Gottes Güte nachzudenken. Am besten, Sie machen sich schriftliche Aufzeichnungen. Das muß kein regelmäßig geführtes Tagebuch sein, nur eine kleine Notiz über eine besondere Antwort Gottes auf ein Gebet, über besondere Zeichen der Führung, über erstaunliche Erfahrungen, die Sie mit Gott gemacht haben. Nehmen Sie auch an den offiziellen Gedenk- und Danktagen teil. Gehen Sie zum Abendmahl, lassen Sie das Erntedankfest nicht einfach gedankenlos vorübergehen, nehmen Sie sich Zeit, am Neujahrstag über das vergangene Jahr nachzudenken. Machen Sie von Zeit zu Zeit eine Pause, um Gott zu danken für die vielen kleinen Freuden, die er Ihnen jeden Tag bereitet.

Es gibt ungezählte Möglichkeiten und Wege, sich der großen Güte Gottes zu erinnern und diese Erfahrungen festzuhalten. Der Prophet Samuel beispielsweise erbaute in der Stunde, als Israel einen militärischen Sieg errungen hatte, ein Denkmal für Gott und erklärte öffentlich: »Bis hierher hat uns der Herr geholfen« (1. Samuel 7, 12).

Jede Sekunde, die wir dazu nutzen, uns Gottes Gnade und Güte ins Gedächtnis zu rufen, wird ein kleines Denkmal sein, das wir unserem Schöpfer setzen. Und jedes dieser kleinen Denkmäler wird uns vor Überheblichkeit und Zweifeln bewahren.

2. Kapitel

Zweifel durch falsche Gottesvorstellungen

»Ist Ihr Glaube noch im Gleichgewicht?«

Haben sie schon einmal erlebt, wie es ist, wenn man am Flughafen oder am Bahnhof von jemandem abgeholt wird, den man noch nie zuvor gesehen hat? In der Regel ist es nicht besonders schwierig, den Betreffenden auszumachen. Man erkennt ihn an seinem freundlichen Willkommenslächeln oder an dem etwas nervösen Blick, mit dem er die ankommenden Passagiere mustert. Doch es gibt auch Ausnahmen, und eine davon erlebte ich einmal in Boston. Als ich dort ankam, kam niemand auf mich zu, keiner schien auf einen Fremden zu warten. Die anderen Passagiere liefen schnell auseinander. Als ich schon nicht mehr damit rechnete, stand plötzlich ein Mann vor mir, der mich mit tausend Entschuldigungen begrüßte: »Es tut mir leid, aber ich bin an Ihnen vorbeigelaufen. Ich habe Sie mir ganz anders vorgestellt.«

Abbild oder Zerrbild?

Die Vorstellung, die wir im voraus von jemand haben, beeinflußt immer das Bild, das wir uns von ihm machen. Zuweilen sind unsere Bilder derart ungenau, daß wir den anderen völlig falsch sehen. Wenn der Mann, der mich damals in Boston abholte, hartnäckig darauf bestanden hätte, daß die Vorstellung, die er von mir hatte, der Wahrheit entsprach, so wären wir uns nie begegnet. Er wäre auf der Grundlage seiner vorgefaßten Meinung zu dem Schluß gekommen, ich sei gar nicht angekommen. Und in gewisser Weise hätte er ja auch recht gehabt: die Person, die er sich vorgestellt hatte, war tatsächlich nicht angekommen. Dummerweise gab es nun aber die Person, die er sich vorstellte, gar nicht. Er mußte sein Bild von der Wirklichkeit korrigieren lassen.

Wenn wir einen Menschen charakterisieren, dann beschreiben wir letztlich immer nur das Bild, das wir uns von ihm gemacht

haben. Handelt es sich bei diesem Bild um eine wirklichkeitsgetreue Abbildung des Betreffenden, so erfüllt das Bild seinen Zweck: es hilft uns, innerlich eine Beziehung zu dieser Person herzustellen. Wenn jedoch Vorstellung und Wirklichkeit auseinanderfallen, merken wir sehr schnell, daß dieses Bild plötzlich zwischen uns und der Person des anderen steht. Und zuweilen erweist sich solch ein Zerrbild dann als äußerst hinderlich für die Entwicklung einer normalen Beziehung.

Alle Bilder, die wir uns von den Menschen machen, basieren auf Vermutungen. Wir erwarten von dem anderen, daß er unserem Bild von ihm entspricht. Meine Reaktion auf gewisse Menschen ist abhängig von dem Bild, das ich von ihnen habe. Ja, oftmals können solche Bilder auch zu ausgewachsenen Vorurteilen werden. Die Voraussetzungen, von denen wir ausgehen, prägen also letztlich die späteren Beziehungen. Umgekehrt spiegelt sich oft in unseren mitmenschlichen Beziehungen wider, von welchen Voraussetzungen wir ausgehen.

Wie wir uns von unseren Mitmenschen ein ganz bestimmtes Bild machen, so machen wir uns auch ein Bild von Gott. Und allzu oft stellt sich dieses Bild zwischen den Menschen und Gott, weil es alles mögliche darstellt, nur nicht Gott. Der Mensch aber starrt wie gebannt auf dieses selbstgemachte Bild und merkt gar nicht, daß es ihm den Blick auf Gott versperrt. Daß Gott mit diesem Bild nichts gemein hat, kann er sich gar nicht vorstellen. Da sich jedoch schon nach kurzer Zeit herausstellt, daß mit diesem Bild nichts anzufangen ist, zweifelt er an Gott, obwohl er ihn bisher noch gar nicht kennengelernt hat.

Diese zweite Zweifelskategorie entspringt einem Versagen auf der zweiten Erkenntnisebene. Die erste Ebene, so hatten wir gesehen, ist erreicht, wenn jemand bewußt wahrnimmt, daß er Hilfe braucht. Doch das ist ja erst der Anfang. Die eigentliche Suche beginnt jetzt erst. Von diesem Punkt an ist das Leben geprägt von der Suche nach einer Antwort. Nun gibt es viele Antworten, die man dem Suchenden erteilt, doch wer sagt ihm, welche die richtige ist?

Der Suchende befindet sich im Moment auf der zweiten Erkenntnisebene. Er sieht, daß das Christentum möglicherweise die Antwort auf seine Fragen sein kann. Wichtig auf dieser zweiten Erkenntnisebene ist also, daß der suchende Mensch fol-

genden Gedankengang durchschreitet: Das Christentum gibt vor, die einzig richtige Antwort auf alle Fragen zu sein. Wenn diese Behauptung zutrifft, dann ist das Christentum in der Tat die einzig richtige Antwort.

Es geht also nicht darum, daß jemand auf Grund bestimmter Beweise entscheidet, daß der christliche Glaube die einzige Möglichkeit für ein sinnerfülltes Leben ist. Die Entwicklung vollzieht sich vielmehr in umgekehrter Reihenfolge. Zur Verdeutlichung ein Beispiel: Ein Mann geht in ein Geschäft, um sich einen Anzug zu kaufen. Zunächst sucht er sich einen Anzug aus, der ihm gefällt und seinen Vorstellungen entspricht. Dann probiert er ihn an. Zuletzt bezahlt er ihn. Die Reihenfolge Auswahl – Anprobe – Kauf läßt sich nicht umkehren. Man probiert nur das an, was den Vorstellungen entspricht.

Genauso hat ein Suchender ganz bestimmte Vorstellungen vom Christentum, bevor er sich damit einläßt (bevor er gleichsam das Christentum »ausprobiert«). Der Suchende fragt: Was würde sich denn in meinem Leben ändern, wenn das Christentum wahr ist? Diese Frage drückt die Erwartung aus, das Christentum möge wahr sein. Erst auf der dritten Erkenntnisebene wird das Christentum als glaubwürdig angesehen (der Anzug »paßt«). Später auf der vierten Ebene, wird es voll und ganz akzeptiert (der Anzug wird bezahlt; nun gehört er dem Kunden).

Auf dieser zweiten Erkenntnisebene wohnt der Erwartung bereits ein Element des Glaubens inne, was wir auf der ersten Ebene noch vermißten. Wenn sich herausstellt, daß das Christentum den vorgefaßten Erwartungen wirklich entspricht, macht man es sich zu eigen. So gehen die Erwartungen »nahtlos« in den Glauben über.

Ein falsches Bild von Gott

An Gott glauben heißt: Gott Gott sein lassen. Darin besteht die Hauptaufgabe des Glaubens. Wenn wir glauben, räumen wir Gott in unserem Leben den Platz ein, der ihm ohnehin zukommt. Damit schaffen wir die Voraussetzung für eine totale Veränderung unseres Lebens durch Gott.

Ob unser Bild von Gott richtig oder falsch ist, zeigt sich nicht darin, daß wir überkommene Bekenntnisse nachsprechen, sondern darin, daß wir die Wahrheit, die wir bekennen, auch in konkreten Situationen festhalten und darauf bauen.

Wenn wir in unsere Voraussetzungen das aufnehmen, was wirklich wahr ist, dann sind unser Glaube an Gott und unser Bild von Gott richtig. Umgekehrt ist mit falschen Voraussetzungen zugleich auch unser Gottesbild verzerrt. Und wo Gott nicht klar erkannt wird, da hat der Zweifel eine Fülle von Angriffspunkten.

In diesem Abschnitt handelt es sich also nicht um das Problem, daß wir die richtigen Erwartungen bezweifeln, sondern daß wir an die falschen glauben. Wenn unsere Erwartungen richtig wären und wir sie nicht nur glauben könnten, hätten wir es mit einem ganz anderen Problem zu tun (wie wir in den Kapiteln 8 und 11 sehen werden).

Bitte unterziehen sie sich einmal einem einfachen Test: Erinnern sie sich an eine Krise in ihrem Leben, an ein Versagen oder ein schockierendes Erlebnis. Was haben sie in jener Situation von Gott erwartet? Oder denken sie zurück an irgendeine tiefe persönliche Betroffenheit, irgendeinen Kummer, den sie im Gebet vor Gott gebracht haben. In solchen Situationen zeigt sich unsere wirkliche Erwartungshaltung Gott gegenüber. Worum man im Glauben bittet, zeigt, was man erwartet. Der Glaube wächst oder nimmt ab proportional zu unseren Erwartungen.

Bei vielen Christen klaffen Bekenntnis und Bewährung weit auseinander. Sie sagen zwar: »Ich glaube, daß Gott da ist und uns liebt«, aber sie leben, als sei Gott tot und würde sich nicht um sie kümmern. Lebendiger Glaube zeigt sich in der Bewährung und nicht nur im Bekenntnis.

In der Krise steht der christliche Glaube auf dem Prüfstand. In Zeiten größter Not zeigt sich, ob der Glaube, der unseren inneren Erwartungen entspringt, wirklich übereinstimmt mit dem Glauben, den wir nach außen hin vertreten. Allzu oft mangelt es an dieser Übereinstimmung.

Achtung, Trojanisches Pferd!

Im wesentlichen gibt es zwei Möglichkeiten, wie die Einstellung eines Christen durch falsche Voraussetzungen beeinflusst werden kann. Erstens kann es sein, daß wir auch weiterhin von unseren »vorchristlichen« Voraussetzungen ausgehen. Oft sind wir uns darüber gar nicht im klaren. Wir meinen zwar, wir befänden uns ganz auf dem Weg Gottes, doch in Wirklichkeit ist noch vieles aus unserem alten Leben erhalten geblieben. Das Ergebnis ist ein fauler Kompromiß, bei dem die alten Voraussetzungen die neuen neutralisieren und in unserem Verstand die Rolle eines trojanischen Pferdes einnehmen. Bestenfalls leidet unser neues Leben unter diesem Flickwerk; schlimmstenfalls wird es von den aus dem alten Leben »herübergeretteten« Faktoren total überwuchert und schließlich erstickt.

Nehmen wir zur Verdeutlichung wieder ein Beispiel: Keine Armee würde in ein feindliches Gebiet einmarschieren, wenn sie wüßte, daß sich in ihrem Rücken starke Widerstandsnester befinden. Täte sie es dennoch, liefe sie Gefahr, eine vernichtende Niederlage einstecken zu müssen. Genauso wird der Christ auf seinem Weg zu Gott kaum vorankommen, wenn nicht alle seine Erwartungen und Denkvoraussetzungen zuvor grundlegend erneuert worden sind.

Gottes Warnung an die Israeliten, die zur Eroberung des verheißenen Landes aufbrechen wollten, gilt auch uns, die wir zu einem neuen Leben mit Gott aufbrechen: »Wenn ihr aber die Bewohner des neuen Landes nicht vor euch hertreibt, so werden euch die, die ihr übriglaßt, zu Dornen in euren Augen werden und zu Stacheln in euren Seiten und werden euch bedrängen in dem Lande, in dem ihr wohnt« (4. Mose 33, 55).

Wer glaubt, der erfährt: Christus erneuert das gesamte Denken; Christus wird der Herr auch über das Denken. Für Zweifel bleibt nur dort Raum, wo sich der Mensch – bewußt oder unbewußt – gegen diese grundlegende Erneuerung seines Denkens wehrt und noch an überkommenen Vorstellungen festhält.

Die zweite Möglichkeit, wie die Einstellung eines Christen negativ beeinflusst werden kann, besteht darin, fremden Vorstellungen und Voraussetzungen zu gestatten, in uns einzudringen. In der Regel merken wir solch eine Infiltration gar nicht, sonst

würde sich unser Verstand sofort dagegen zur Wehr setzen. Die fremden Prämissen schleichen sich unmerklich in unseren Verstand ein. Bevor wir begriffen haben, was passiert ist, haben sie uns schon überwältigt.

Bestes Beispiel dafür, wie sich fremde Prämissen in unseren Verstand einschleichen, ist die Tatsache, daß viele Christen den totalen Relativismus moderner Wahrheitsvorstellungen übernommen haben oder zumindest damit sympathisieren. Ob dieses Phänomen nun von der offenen Toleranz östlicher Religionen oder der westlichen Ablehnung von Absolutheitsansprüchen herrührt – der Relativismus der modernen Wahrheitsauffassung hat für die überkommene christliche Überzeugung einen äußerst zerstörerischen Effekt.

Auch in den Raum der Kirche sind fremde Denkmuster eingedrungen. Auf der einen Seite steht ein mißverständener Liberalismus, der alle Wahrheit zerstört; auf der anderen Seite ein genauso mißverständener Konservatismus, der die Wahrheit »versteinert«. Der Liberalismus heutiger Prägung macht das Evangelium zu einem offenen Dialog und definiert christlichen Glauben auf eine Weise, die früheren Generationen als Verleugnung dieses Glaubens vorgekommen wäre. Der falsch verstandene Konservatismus sieht als einzig mögliches Verteidigungsmittel nur den Rückzug in ein soziales oder theologisches Schneckenhaus. Der ständig wachsenden sozialen und intellektuellen Unsicherheit können weder Liberalismus noch Konservatismus wirksam begegnen. Der eine führt zu einer verfremdeten Theologie, der andere zu einem verfremdeten Lebensstil.

Schlimm bei alledem ist, daß man das Christentum seiner Hauptstütze berauben will: seines Wahrheitsanspruchs. Das irritiert viele Christen, und sie werden zwischen Glaube und Zweifel hin- und hergetrieben. Angesichts des Relativismus, der heute im christlichen Glauben um sich greift, fragt man sich, worüber man erstaunter sein soll: daß so viele den Glauben verlieren oder daß so viele ihn nicht verlieren.

Ob es nun um alte Voraussetzungen geht, die nicht ausgerottet wurden, oder um fremde Voraussetzungen, die sich eingeschlichen haben – die Wirkung ist in beiden Fällen die gleiche: Die Voraussetzungen sind falsch, also stimmt auch das Bild von Gott nicht. Der Glaube sieht Gott nicht so, wie er ist. Die Ver-

suchung des Zweifels wird nicht lange auf sich warten lassen. Wenn solch eine Versuchung kommt, sollten wir sie als Warnung ernst nehmen und überprüfen, auf welchen Voraussetzungen unser Glaube basiert.

Der Zweifel entsteht also durch ein Mißverständnis: Wir verwechseln Gott mit dem Bild, das wir uns von ihm gemacht haben. Wenn ich zuweilen von Menschen höre, daß sie ihren Glauben verloren haben, wundert mich das überhaupt nicht. Im Gegenteil: Den Ansichten nach zu urteilen, die sie über Gott hatten, hätten sie ihren Glauben eigentlich schon viel früher verlieren müssen.

Andere Menschen haben sich ein »Konzept« von Gott zurechtgelegt, das so fundamental falsch ist, daß es besser für sie wäre, zu zweifeln, als weiter gläubig zu bleiben. Ihr Glaube kann zuweilen geradezu widerlich sein, weil er auf einer Lüge beruht. In solchen Fällen kann der Zweifel ausgesprochen heilsam wirken, weil er die Lüge aufdeckt.

Die zweite Zweifelskategorie, mit der wir uns hier beschäftigen, zeigt, daß der christliche Glaube unter einer Verwirrung der Systeme leiden kann, einer Mischung aus christlichen und nicht-christlichen Voraussetzungen, die unser Denken in einen völlig schiefen Ideenrahmen zwingen. Der Zweifel entsteht nun an zwei möglichen Punkten: Entweder er beginnt dort, wo die Voraussetzungen, von denen der Mensch ausgeht, offensichtlich ungenau und unbefriedigend sind, oder es handelt sich um Voraussetzungen, die zwar von ihrem Ansatz her richtig, aber unvollständig sind. Letztere entsprechen zwar der Wahrheit, aber leider nur zum Teil. Es ist eben nicht die ganze Wahrheit, die in ihnen zur Geltung kommt, und da liegt das Problem. Im ersten Fall (falsche Voraussetzungen) ist das Gottesbild falsch. Im zweiten Fall (unvollständige Voraussetzungen) ist dieses Bild nicht vollständig, so daß nur ein kleiner »Ausschnitt« von Gott sichtbar wird.

Christlich-unchristlicher Mischmasch

Ein Beispiel dafür, wohin die gedankenlose Vermischung verschiedener Gottesbilder führen kann, liefert uns schon das 9. Jahrhundert vor Christus. Bei der Eroberung des verheißenen

Landes erfuhren die Israeliten, daß jede Provinz ihre eigene Gottheit hatte, ihren eigenen »Baal« (was »Herr« oder »Besitzer« bedeutet). Zunächst hatten die Israeliten wahrscheinlich nur das Wort »Baal« übernommen, um es auf Gott, den Herrn, anzuwenden. Doch nur wenige Jahrhunderte später war nicht nur die sprachliche, sondern auch die inhaltliche Vermischung der Religionen komplett. Das Volk Israel war drauf und dran, mit dem Baalskult den wahren Gott aus dem Bild zu drängen.

Der Prophet Elia ging die Sache direkt an. Die Methode haben wir bereits an anderer Stelle kennengelernt: Kläre ab, welche Möglichkeiten bestehen, und dann stell den anderen vor die Wahl. Das Volk mußte sich versammeln, und »Elia trat zu allem Volk und sprach: Wie lange hinket ihr auf beiden Seiten? Ist der Herr Gott, so wandelt ihm nach« (1. Könige 18, 21). Sie sollten und konnten nicht länger zwei Herren dienen. Sie mußten sich entscheiden und dann mit dieser Entscheidung leben.

Die Situation, in der wir heute stehen, ist ähnlich, wenn auch die näheren Einzelheiten anders aussehen. Der Glaube ist heutzutage für viele eine wenig attraktive Mischung aus christlichen und nicht-christlichen Ideen. Viele Menschen leben gleichsam in zwei Welten, von denen sie jeweils das Beste bekommen wollen. Doch dabei finden sie das wahrhaft Gute nicht. Diese Menschen verwerfen das Christentum nicht etwa, aber sie können ihm auch nicht völlig Glauben schenken.

Wieder einige Beispiele für solch ein »Hinken auf beiden Seiten«. Jemand ist Christ und behält trotzdem seinen bisherigen üppigen Lebensstil bei, weil er ohne diesen Wohlstand nicht mehr leben kann. Ein anderer glaubt an Gott und hängt dabei immer noch dem materialistischen Wissenschaftsgedanken nach. Dabei wird jemand, der Christ geworden ist, wohl kaum eingestehen, daß er beispielsweise immer noch vom Wohlstand abhängig ist. Doch ein kurzer Blick auf unseren Lebensstandard, unsere Häuser und Autos, verrät, wie sehr wir alle in der Praxis einem Materialismus verfallen sind, den wir in der Theorie nie unterschreiben würden.

Auf jeden Fall bringt die Vermischung christlicher und nicht-christlicher Vorstellungen beträchtliche Probleme mit sich. Wer im Relativismus verhaftet ist, kann die christliche Wahrheit einfach nicht als einzigartig ansehen. Wer an den dialektischen

Materialismus glaubt, findet den Klassenkampf wesentlich wichtiger als das Königreich Gottes. Schließen sie sich dem psychologischen Determinismus an, und das menschliche Leben reduziert sich auf eine Kausalkette, wobei das Wort von der Freiheit in Christus dann natürlich zur leeren Phrase wird. Übernehmen sie die »Erkenntnisse« des philosophischen Positivismus, und die grundlegende Bedeutung der Offenbarung Gottes wird zum groben Unfug. Vermischen sie eine christliche Grundaussage mit irgendeiner Prämisse, die nicht im Einklang mit der christlichen Wahrheit steht, und Sie werden sehen, daß Zweifel aufkommen.

Nach alledem kann das Ergebnis nur lauten: Wir dürfen lediglich die Voraussetzungen übernehmen, die wir als wahr und richtig erkannt haben. Alsdann müssen wir bereit sein, die Konsequenzen zu ziehen, indem wir unser tägliches Leben auf die Grundlage jener Voraussetzungen aufbauen. Wenn wir aber bestimmte Voraussetzungen als falsch erkannt haben, müssen wir uns davor hüten, unser Leben in irgendeiner Weise an diesen Voraussetzungen zu orientieren. Erwartet wird von uns in jedem Fall eine Entscheidung. Ob sie richtig ist, wird die Zukunft zeigen.

Jahrhunderte vor Elia stellte Josua das Volk Israel vor die Wahl: »Gefällt es euch aber nicht, dem Herrn zu dienen, so wählt euch heute, wem ihr dienen wollt: den Göttern, denen eure Väter gedient haben jenseits des Stroms, oder den Göttern der Amoriter, in deren Land ihr wohnt. Ich aber und mein Haus wollen dem Herrn dienen« (Josua 24, 15).

Wenn also in uns Zweifel aufkommen, so kann es durchaus sein, daß wir von völlig falschen Voraussetzungen ausgegangen sind. Das beste Mittel, die falschen von den richtigen Prämissen zu unterscheiden, ist ein konsequentes Zu-Ende-Denken jeder dieser Prämissen. Blaise Pascal hat einmal gesagt: »Die Hypothese von den betrügerischen Aposteln ist recht absurd. Man denke sie einmal bis zu Ende durch.«¹ Jesus unterschied zwischen Richtig und Falsch, indem er sagte: »An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen!« (Matthäus 7, 20). Was die Saat für die Frucht, das ist die Voraussetzung für die Schlußfolgerung. Wahrscheinlich können sie nicht auf Anhieb einen Apfeln von einem Birnenkern unterscheiden, doch es bereitet uns keinerlei Schwierigkeiten, einen reifen Apfel von einer reifen Birne zu unterscheiden.

Finden Sie heraus, von welchen falschen Voraussetzungen der Zweifelnde ausgeht. Sie helfen ihm, seinen Irrtum zu erkennen, indem Sie ihn dazu veranlassen, diese Voraussetzungen konsequent zu Ende zu denken. Konsequentes und klares Denken kann dem Glauben nur dienlich sein. Verschwommene und wenig durchdachte Vorstellungen bieten dagegen den besten Nährboden für Zweifel.

Glaube in der Zwangsjacke

Nun gibt es noch eine zweite Gruppe von Voraussetzungen, die zwar von ihrem Ansatz her nicht falsch sind, die aber trotzdem zu falschen Schlußfolgerungen führen. Es handelt sich um die bereits erwähnten unvollständigen Prämissen. Wenn man sie für sich betrachtet, sind sie, wie gesagt, nicht falsch, nur eben unvollständig. Auf lange Sicht hat solch eine verkürzte Prämisse jedoch den gleichen Effekt wie eine schon vom Ansatz her verkehrte Voraussetzung.

Warum gehen wir eigentlich in unserem Denken von Voraussetzungen aus? Weil wir mit ihnen die Grundlage schaffen, die ganze für uns wahrnehmbare Realität sinnvoll zu ordnen. Wenn nun aber die Prämissen, von denen wir ausgehen, unvollständig sind, verfehlen sie insofern ihren Zweck, als sie nicht in der Lage sind, sämtliche Aspekte der Realität zu umfassen.

Wenn wir ein Bild von Gott haben, das wesentlich kleiner ist als Gott selbst, muß unser Glaube notwendigerweise verkümmern. Denn die Voraussetzung, von der wir ausgehen, bietet für viele Fragen, die wir haben, nicht genügend Raum. Die Konsequenz ist, daß wir uns durch den Glauben eingeengt fühlen. Wir haben eine völlig falsche Vorstellung von Gott, und das führt zwangsläufig dazu, daß unser Glaube verkrampft und freudlos wird.

Es ist das gleiche wie mit einem viel zu engen Gürtel oder mit Schuhen, die zwei Nummern zu klein sind. Wenn das Bild, das wir uns von Gott machen, zu klein ist, hat der Glaube einfach keinen Platz, er bekommt keine Luft. Wir nehmen ihm die Möglichkeit, zu sich selbst zu finden. Nicht lange, und sein Mißbehagen äußert sich in Zweifeln.

Ein biblisches Beispiel für solch einen eingegengten Glauben liefert uns die Reaktion Saras auf die Nachricht, sie werde ihrem Mann Abraham noch im hohen Alter einen Sohn gebären. Sie wußte, daß sie beide längst zu alt waren, um noch ein Kind bekommen zu können. Als sie die Nachricht hörte, lachte sie. Doch Gott schalt sie wegen dieses Lachens – nicht weil sie in seiner Gegenwart gelacht hatte. Und weil das so war, weil sie Gott einfach nicht zutraute, ihr noch ein Kind schenken zu können, zweifelte sie. »Da sprach der Herr zu Abraham: Warum lacht Sara und spricht: Meinst du, daß es wahr sei, daß ich noch gebären werde, die ich doch alt bin? Sollte dem Herrn etwas unmöglich sein?« (1. Mose 18, 13. 14). Schon bei dem bloßen Gedanken lachte sie, weil ihr viel zu kleines Bild von Gott Zweifel in ihr hervorrief.

Das gleiche Glaubensproblem sehen wir später bei vielen, die zu Jesus kamen und ihn um Hilfe baten. Nur wenige glaubten, daß er ihnen wirklich helfen konnte. Die anderen trauten es ihm in Wirklichkeit nicht zu und zweifelten.

Ein Aussätziger bat Jesus um Hilfe: »Willst du, so kannst du mich wohl reinigen« (Markus 1, 40). Der Vater des fallsüchtigen Knaben bat: »Kannst du aber was, so erbarme dich unser und hilf uns!« (Markus 9, 22). Man bemerke den Unterschied in diesen beiden Hilferufen. Für den Aussätzigen stand fest, daß Jesus ihm helfen *konnte*. Er war sich aber nicht sicher, ob Jesus Mitleid mit ihm hatte. Man könnte seine Bitte auch so formulieren: »Ich weiß, du kannst mir helfen, wenn du willst; aber vielleicht willst du nicht.« Der Vater des Knaben hingegen war sich der Macht Jesu nicht sicher. Seine Bitte klingt, als wollte er sagen: »Ich weiß, du würdest helfen, wenn du könntest, aber vielleicht kannst du auch nicht.«

Die Antworten Jesu sind bemerkenswert: Dem Aussätzigen, der seine Macht, nicht aber seine Liebe fühlte, antwortete er mit einer Geste: ». . . er reckte die Hand aus, (und) rührte ihn an« (Markus 1, 41). Dem Vater, der an der göttlichen Macht Jesu zweifelte, antwortete er: »Wie sprichst du: Kannst du was? Alle Dinge sind möglich dem, der da glaubt« (Markus 9, 23). Jeder der beiden hatte einen unvollständigen Glauben, jeder sah nur einen Teil der göttlichen Wahrheit. Jesus füllte ihr jeweiliges Defizit auf, so daß ihr Glaube lebensfähig wurde.

Was kann man denn nun tun, wenn man sieht, daß jemand offensichtlich von unvollständigen Voraussetzungen ausgeht und deshalb ins Zweifeln gerät? Die Antwort klingt zunächst recht einfach: Wir müssen dafür sorgen, daß der Betreffende seine Prämissen vervollständigt. Diese Aufgabe kann man immer nur im konkreten Einzelfall erfüllen, wobei diese Aufgabe zunächst darin besteht, herauszufinden, inwiefern der andere von verkürzten Prämissen ausgeht. Natürlich gilt die Aufforderung zur Vervollständigung der Prämissen auch für uns selbst: Ist unser Glaube dem vollen Wesen Gottes wirklich angemessen?

Bei der Aufgabe, unsere falschen und unvollständigen Prämissen zu korrigieren oder zu vervollständigen, sind wir nicht auf uns allein gestellt. Gott hat sich durch seinen Geist in seinem Wort offenbart, und er tut es auch weiterhin. Gott ist größer und mächtiger, als unsere schwache Vorstellungskraft je erfassen kann. Er hilft uns dabei, unseren Glauben zu stärken. Wir sind kurzsichtiger, als wir glauben. Deshalb muß jeder von uns darauf bauen, daß der Heilige Geist unseren menschlichen Geist in Dienst nimmt.

Um es noch einmal ganz deutlich zu sagen: Die hier beschriebene Art von Zweifeln rührt nicht daher, daß Gott selbst unsere Fragen nur unbefriedigend beantwortet; die Ursache liegt vielmehr darin, daß wir an einem Gottesbild irre werden, das nicht die mindeste Ähnlichkeit mit Gott selbst hat oder ihn nur verzerrt widerspiegelt. Was wir für unmöglich halten, muß für Gott noch lange nicht unmöglich sein. Wie oft muß Gott noch wiederholen, was er zum Volk Israel sagte: »Erscheint dies auch unmöglich in den Augen derer, die in dieser Zeit übriggeblieben sind von diesem Volk, sollte es darum auch unmöglich erscheinen in meinen Augen?« (Sacharja 8, 6).

Komplexe Zweifel

Jetzt bietet sich eine gute Gelegenheit, zwei Aspekte zu erörtern, auf die wir auch im Zusammenhang mit anderen Zweifelsarten immer wieder stoßen.

Erstens: Der Zweifel, mit dem wir uns an dieser Stelle befassen, ist unter Umständen Teil eines »zusammengesetzten« Zweifels. Zwar liegt die Ursache dieser Zweifelsart meistens in unge-

nauen und unzureichenden Voraussetzungen, aber das muß nicht notwendigerweise so sein. Es stellt sich doch die Frage, wie es zu diesen verfehlten Prämissen kommen konnte.

Nehmen wir beispielsweise zwei Menschen, die sich einfach nicht vorstellen können, daß Gott sie wirklich liebt, so daß der Hinweis auf Gottes Heiligkeit bei ihnen nur Angst und Schuldgefühle hervorruft. Für beide ist der Zweifel ein Schutzreflex gegenüber dem völlig falsch verstandenen Gott. Aber warum sehen sie Gott so falsch? Da liegt doch das eigentliche Problem. Für den einen mag der Grund einfach mangelnde Kenntnis von Gottes wahren Wesen sein. Für den anderen kann die Wurzel seines falschen Gottesbildes eine harte Kindheit sein, die ihn unfähig gemacht hat, eine Autorität als gut oder liebend anzusehen.

Beide machen sich von Gott falsche Vorstellungen, und darunter leidet ihre Beziehung zu Gott. Daß die Ursachen in diesen Fällen unterschiedlicher Natur sind, macht letztlich keinen Unterschied im Ergebnis. Wichtig wird dieser Unterschied jedoch, wenn es gilt, die verfehlte Einstellung zu korrigieren. Beim ersten unserer beiden Beispiele ging es darum, daß der Betreffende falsch belehrt worden war; im zweiten Fall ging es um eine falsche Behandlung. Für den ersten liegt die Ursache seines Zweifels klar auf der Hand, und dementsprechend »einfach« ist auch die Therapie. Beim zweiten hingegen geht es um einen »zusammengesetzten« Zweifel, und dessen Behandlung erfordert wesentlich mehr Sorgfalt. Nichts ist schlimmer, als diese Behandlung nach einer nur oberflächlichen Analyse vorzunehmen.

Zweitens: Primär geht es darum, die Ursachen des Zweifels zu erkennen - in diesem Fall ein verfehltes Gottesbild. Langfristiges Ziel sollte jedoch sein, eine Glaubenshaltung einzuüben, die Zweifeln solcher Art in Zukunft von vornherein den Wind aus den Segeln nimmt. Im Falle des Zweifels, über den wir hier sprechen, ist das Einüben einer Glaubenshaltung ganz besonders wichtig, da unsere gefallene Natur einen dauernden Hang zur Götzenanbetung hat und demzufolge ständig in der Gefahr steht, Gott aus dem Bild zu drängen. Die Sünde reduziert Gott auf ein menschliches Maß, sie ersetzt Gott durch menschliche Ansichten von Gott. Wir Menschen setzen alles daran, die natürliche Rangordnung umzukehren. Nicht Gott soll über uns,

sondern wir wollen über Gott verfügen. Gott wird in den Rahmen hineingezwängt, den wir für sein Bild angefertigt haben, und sei dieses Bild noch so falsch oder verzerrt.

Die Lösung des Problems lautet: Laßt Gott in vollem Umfang Gott sein! Wo wir das vernachlässigen, laufen wir immer wieder Gefahr, der Götzenanbetung zu verfallen.

Zum Schluß dieses Kapitels möchte ich Sie ganz konkret fragen: Welches Bild haben Sie von Gott? Haben Sie sich irgend etwas nach Ihrem eigenen Gutdünken zurechtgelegt? Haben Sie sich aus verschiedenen Beschreibungen Gottes ein paar Aspekte herausgesucht, die Sie dann zu einem Phantombild zusammengesetzt haben? Oder sehen Sie Gott wirklich so, wie er ist? Sehen Sie Gott vollständig oder fehlt ein Teil?

Wenn Sie auf jede dieser Fragen ehrlich antworten, dann merken Sie, ob Sie ein vollständiges und klares Gottesbild haben, das den göttlichen Offenbarungen in allen Einzelheiten entspricht. Wenn Sie sich jedoch um die Antworten herumdrücken, können Sie nur Zweifel erwarten.

3. Kapitel

Zweifel wegen schwacher Grundlagen

(Sagen Sie auch: »Nichts Genaueres weiß man nicht«?)

Ich erinnere mich an einen Studenten, der uns kürzlich besuchte, als er durch Europa reiste. Kaum war er zur Tür herein, da begann er auch schon davon zu sprechen, welche Begeisterung der christliche Glaube in ihm entfacht habe. Nachdem ich ihm einige Zeit zugehört hatte, fühlte ich mich ziemlich unbehaglich. Mehr und mehr kam in mir der Verdacht auf, sein Glaube stehe auf äußerst wackeligen Füßen. Schließlich fragte ich ihn beiläufig, wie er denn zum Christentum gekommen sei.

Die Antworten, die ich erhielt, waren alles andere als befriedigend. Vor allem auf die Frage, warum er denn am Glauben festhalte, wußte er nichts Überzeugendes zu erwidern. Seine Begeisterung war zwar echt, doch damit allein war es nicht getan. Ich sagte ihm, daß er Gefahr laufe, von den Problemen des Lebens zu Fall gebracht zu werden, falls er seine Begeisterung nicht auch rational verarbeiten würde. Er hörte höflich und aufmerksam zu und zeigte sich nicht im mindesten betroffen oder gar beleidigt. Schließlich gingen wir freundlich auseinander.

Schon nach einer Woche erhielt ich einen Brief, der ohne Umschweife begann: »Ich schreibe Ihnen, um Ihnen mitzuteilen, daß ich nicht länger an Gott glaube und mich auch nicht mehr als Christ betrachte.« Und dann, nach einer kurzen Erklärung: »Ich schreibe Ihnen das, weil Sie es schon vorausgesehen haben.«

Hier haben wir das beste Beispiel für die dritte Kategorie von Zweifeln und ihre »Erzeuger«. Jener Student zweifelte, weil sein Christentum auf äußerst schwachen Füßen stand. Und es geht nicht nur ihm so, unzählige Zeitgenossen haben dieselben Zweifel.

Wie wir bereits mehrfach betont haben, weiß der mündige Christ nicht nur, *was* er glaubt, sondern auch, *warum* er glaubt. Er weiß: Was ich glaube, ist wahr. Als mündiger Christ kann er diesen Wahrheitsanspruch überzeugend darlegen und mit guten Argumenten begründen.

Sobald sich jemand seiner schwierigen Situation ohne Gott bewußt wird (erste Erkenntnisebene), und sobald er erkannt hat, daß Gottes Offenbarung, wenn sie wahr ist, die Antwort auf alle seine Fragen bedeuten kann (zweite Ebene), kommt logischerweise die Frage: Wie kann ich zuverlässig erfahren, daß Gottes Offenbarung wahr ist?

Wenn diese Frage nicht beantwortet wird, kann ein Mensch zwar trotzdem gläubig werden, aber er wird dauernd den Gedanken mit sich herumtragen, sein Glaube könnte eventuell nur eine Vorspiegelung falscher Tatsachen sein. Wer sagt ihm denn, daß sein Glaube nicht bloß einem psychologisch erklärbaren Wunschdenken entspringt, und daß er nichts anderes ist als der Ausdruck einer undefinierbaren Sehnsucht nach Gott?

Will man diesem weitverbreiteten Zweifel vorbeugen, muß man sich also mit der Frage befassen, woher man denn weiß, daß Gottes Offenbarung wahr ist. Woher nimmt das Christentum das Recht, die Wahrheit zu beanspruchen (und damit alle anderen Aussprüche als Lüge oder Irrwege abzuqualifizieren)?

Das Christentum ist nicht wahr, weil es »funktioniert«, sondern es »funktioniert«, weil es wahr ist. Deshalb ist die Wahrheitsfrage von so grundlegender Bedeutung für den Glauben. Die Einzigartigkeit des Christentums liegt allein in seinem Anspruch, wahr zu sein. Entweder ist dieser Anspruch berechtigt, oder er ist es nicht. Entweder existiert Gott, oder er existiert nicht; entweder hat er zu uns gesprochen, oder er hat es nicht getan; entweder sind seine Offenbarungen wahr, oder sie sind falsch. Eine der jeweils genannten Alternativen kann nur richtig sein. Eine Kompromißlösung, ein »Mittelweg«, ist ausgeschlossen.

Das hartnäckige Beharren auf seinem Wahrheitsanspruch ist das einzige, was das Christentum aus dem allgemeinen Misch-

masch der ungezählten Glaubensrichtungen und Religionen dieser Welt heraushebt. Je nachdrücklicher dieser Wahrheitsanspruch vertreten wird, desto überzeugender müssen natürlich seine Beweise ausfallen. Das Christentum ist nicht deshalb wahr, weil es seine Ansprüche lauter und hartnäckiger als jede andere Glaubensrichtung stellt. Wenn es behauptet, wahr zu sein, muß es sich auch einer Überprüfung dieser Behauptung unterziehen lassen. Eine solche Überprüfung hier vorzunehmen, würde allerdings den Rahmen des vorliegenden Buches sprengen.¹ Was uns hier interessiert, ist die Frage, was der Wahrheitsanspruch des Christentums für Glaube und Zweifel bedeutet.

Soviel sollte zunächst einmal klar sein: Das Christentum fordert die Menschen auf, ihren Glauben eingehend zu überprüfen und zu begründen. Ein Christ soll zwar in aller Einfalt glauben, doch er soll nicht »einfach glauben«. Christlicher Glaube hat mit Leichtgläubigkeit nichts zu tun.

Es gehört zur christlichen Verantwortung, vor sich und anderen Rechenschaft über den eigenen Glauben abzulegen. Der Apostel Petrus schärfte den ersten Christen ein: »Seid allezeit bereit zur Verantwortung vor jedermann, der von euch Grund fordert der Hoffnung, die in euch ist« (1. Petrus 3, 15). Die uralte Forderung ist heute aktueller denn je.

Wenn jemand Ihnen gegenüber den Anspruch erhebt, das, was er glaube, sei wahr, und Sie können auch nach genauem Hinhören nicht erkennen, was er denn eigentlich glaubt, dann drängt sich Ihnen sicherlich die Frage auf, ob mit diesem Glauben wirklich alles stimmt. Ist das vielleicht die Erfahrung, die viele Nicht-Christen mit uns Gläubigen machen?

Ich muß jedoch sofort zweierlei hinzufügen. Erstens: Das soeben Gesagte bedeutet nicht, daß jemand, der seinen Glauben nicht versteht oder nicht stichhaltig begründen kann, keinen Glauben hat. Oft werden Menschen aus allen möglichen Gründen Christen und nicht unbedingt deshalb, weil sie sich klargemacht hätten, warum und wieso das Christentum wahr ist. Ihr Glaube ist ursprünglich und unwiderlegbar, aber er hat die Schwäche, ohne verstandesmäßige Einsicht entwickelt worden zu sein. Nun mag das vielleicht besser sein als das Gegenteil (wenn das Verständnis größer ist als der Glaube), aber noch

besser wäre es, wenn Glaube und Verständnis gleichzeitig und gleichrangig entwickelt wären. Es ist für einen beständigen Glauben wichtig, daß er die Fragen des menschlichen Verstandes befriedigend beantwortet.

Zweitens: Jemand mag gute Gründe dafür gehabt haben, zum Glauben zu kommen, aber nicht immer hat er auch Begründungen parat, wenn der Glaube im Alltag herausgefordert wird. Es ist schon ein Unterschied, ob man nur beim ersten Schritt zum Glauben klare Erkenntnis hat, oder ob sich diese Erkenntnis auch bei jedem weiteren Schritt zeigt.

Viele Leute mißverstehen, was »Rationalität des Glaubens« bedeutet. Sie sind einst davon ausgegangen, daß der Glaube vernünftig ist – was ja auch zutrifft. Doch nun denken sie, jeder weitere Aspekt des christlichen Glaubens müsse der Kritik menschlicher Vernunft standhalten. Und da liegt nun eben der Trugschluß.

»Rationalität des Glaubens« bedeutet ja nicht, daß der christliche Glaube in allen Einzelheiten erklärbar und rational erfaßbar ist. Die Rationalität des Glaubens geht stets Hand in Hand mit dem Mysterium des Glaubens. Das wichtigste aller Glaubensgeheimnisse, die Fleischwerdung Christi, läßt sich nicht erklären und ist doch die unerläßliche Voraussetzung für den christlichen Glauben.

Wie verhalten sich menschliche Ratio und göttliches Mysterium zueinander? Geheimnisse des Glaubens übersteigen die menschliche Vernunft, aber sie widersprechen ihr nicht. Wo immer sich dem Menschen ein Glaubensgeheimnis präsentiert, ist seine menschliche Vernunft überfordert; deshalb ist dieses Geheimnis aber noch lange nicht »unvernünftig«. Für Gott nämlich ist es vernünftig. Menschliches Glauben und Einsehen kann und darf sich nicht zum Richter über göttliche Geheimnisse aufschwingen. Wo wir keine ausreichenden Informationen besitzen, sollten wir auch keine Antwort erzwingen.

Glaube ohne Fundament

Mit dieser Zweifelskategorie werden wir immer dort konfrontiert, wo die Christen stark im Glauben, aber schwach in den

Fundamenten ihres Glaubens sind. *Was* sie glauben, ist zwar richtig, doch *warum* sie es glauben, ist ihnen keineswegs klar. Oftmals genügt hier schon irgendeine peinliche Frage, eine abschätzige Bemerkung, und der Glaube platzt wie ein aufgebläser Ballon, in den man mit einer Nadel hineingestochen hat. Was übrigbleibt, sind lediglich ein paar schlaffe Fetzen, mit denen nichts mehr anzufangen ist.

Die Ursache für solch ein Dilemma liegt auf der Hand: Es fehlen einfach die festen Glaubensfundamente. Wer nicht genau weiß, was er glaubt und warum der Glaube lebenswichtig ist, hängt gleichsam in der Luft und ist für Zweifel ganz besonders anfällig. Wenn der Zweifel mit seinen eindrucksvollen »wissenschaftlichen« Beweisketten auf ihn zukommt, gerät er sehr bald ins Hintertreffen. Was, so flüstert ihm der Zweifel ins Ohr, spricht denn dagegen, daß ich recht habe? Oder umgekehrt: Was spricht denn eigentlich für den christlichen Glauben? Wer sich mit diesen Fragen nie beschäftigt hat, wird ihnen hilflos gegenüberstehen.

Vor allem dieser Zweifel ist es, der heutzutage immer mehr Menschen vom christlichen Glauben abbringt. Doch gerade hier, wo der moderne Unglaube die größten Triumphe feiert, werden die Christen immer nachlässiger, weil sie einfach nicht sehen wollen, wie unendlich wichtig es ist, die Frage nach der Berechtigung des christlichen Wahrheitsanspruchs zu beantworten. Hier befindet sich die Achillesferse des heutigen Christen. Ich sagte es schon an anderer Stelle: Das Erstaunliche heute ist nicht, daß so viele ihren christlichen Glauben aufgeben, sondern daß sie so lange durchhalten, obwohl ihr Glaube auf so sandigem Grund gebaut ist.

Wer als Christ in Verbindung mit denkenden Menschen außerhalb christlicher Kreise steht, ist tief betrübt angesichts der großen Zahl derer, die sich einst zum Christentum bekannten, nun jedoch vorgeben, ihren »Glauben verloren zu haben«. Nach meiner Einschätzung hatten diese Leute in aller Regel gar nicht verstanden, welche Bedeutung der christliche Wahrheitsanspruch für den Menschen besitzt. Was sie einmal hatten, war bestenfalls so eine Art Glaube auf Kindergottesdienst-Niveau, der durch ständige Fragen auf Universitäts-Niveau schließlich ganz zum Erliegen gebracht wurde. Auf diese kritischen Anfragen befriedigende Antworten zu geben, trauten sie sich nicht

zu. Um der unerträglich werdenden Spannung endlich zu entgehen, setzten sie sich vom Glauben ab.

Viele Menschen stehen außerhalb der Kirche und wissen nicht, warum sie eigentlich nicht glauben. Auf der anderen Seite gibt es ungezählte Kirchenchristen, die nicht wissen, warum sie eigentlich glauben. Wenn man sie nicht gar zu sehr unter Druck setzt, beharren beide Gruppen auf ihrem jeweiligen Standpunkt, ohne jedoch zu wissen, warum. Ein Musterexemplar aus der ersten Gruppe ist Tolstois Ljewin:

»Ljewins Einstellung zur Religion war, wie bei den meisten seiner Zeitgenossen, höchst unbestimmt. Einerseits konnte er nicht glauben, doch andererseits war er keineswegs fest davon überzeugt, daß das alles nicht stimmte . . .«²

Jeder von uns sollte die Fundamente seines eigenen Glaubens überprüfen. Warum glaube ich, daß Gott gegenwärtig ist? Warum glaube ich, daß Gott gut ist? Woher weiß ich eigentlich, daß Jesus von den Toten auferstanden ist? Warum ist die Bibel für mich eine Autorität? Wo liegt die Wahrheit des Christentums begründet? Was antworten wir unseren Zeitgenossen, wenn sie das Christentum ablehnen? Antworten auf derartige Fragen können den Glauben nicht ersetzen. Aber ohne solche Antworten ist der Glaube sicherlich nicht in der Lage, den Zweifeln der heutigen Zeit wirksam zu begegnen.

Einladung zur Irrationalität?

Die Aussage, etwas sicher zu wissen, ist zentraler Bestandteil des christlichen Glaubens. Bei den Christen des 20. Jahrhunderts schwindet dieser Bestandteil jedoch immer mehr. Der Glaube vieler Christen unserer Tage leidet unter einem großen Defizit gesicherter Erkenntnis.

Sehen wir uns beispielsweise einmal an, welche Rolle die Irrationalität heutzutage im Glauben spielt. Manche Christen meinen, der Wert des Glaubens wachse proportional zu einer steigenden Irrationalität. Man bezeichnet den Glauben dann als »radikale Ungewißheit« oder man spricht von »Glaubenssprung«. Doch damit wird nur kaschiert, daß man es hier mit

einem Glaubensgebäude zu tun hat, das auf einem höchst unzureichenden Fundament steht.

Eine ganze Reihe von Bibelzitate müssen dazu herhalten, das wackelige Glaubensgebäude zu stützen. Besonders beliebt sind »die Opferung des Isaak« und »der ungläubige Thomas«. Wir wollen uns diese beiden Bibelstellen einmal etwas genauer ansehen.

Gerade die Abrahamsgeschichte wird immer wieder herangezogen, die Irrationalität des christlichen Glaubens zu beweisen. Sicherlich war das Vertrauen, das Abraham in Gott setzte, außerordentlich groß angesichts dessen, was von ihm verlangt wurde. Als er sich daran machte, Isaak zu opfern, wie Gott ihm befohlen hatte, handelte er in blindem *Gehorsam* – wie damals, als er von Ur in ein Land auszog, das er niemals gesehen hatte. Doch daraus läßt sich noch lange nicht schließen, daß Abrahams *Glaube* ebenso blind und bar jeglicher rationaler Grundlagen war.

Weil Abraham Gott kannte, wußte er, daß er ihm blind vertrauen konnte. Hinter dem Verhalten Abrahams stand also eine durchaus rationale Erwägung, eine logische Schlußfolgerung. Zwar fehlte ihm die Einsicht, warum er ausgerechnet seinen einzigen Sohn Isaak opfern sollte, doch auf dem Hintergrund seines gesamten Lebens wußte er sehr genau, warum er Gott vertrauen konnte.

Eine andere Bibelstelle, die oft falsch interpretiert wird, ist die Geschichte vom ungläubigen Thomas, den Jesus mit den Worten zurechtwies: »Weil du mich gesehen hast, Thomas, so glaubst du. Selig sind, die nicht sehen und doch glauben!« (Johannes 20, 29). Warum diese Zurechtweisung? Sie erfolgte mit Sicherheit nicht deshalb, weil Thomas *nicht ohne* ausreichende Gründe glauben wollte, sondern weil er *trotz* ausreichender Gründe nicht glaubte. Drei Jahre war er mit Jesus zusammen gewesen; er hatte seine Lehren gehört; er hatte gehört, daß Jesus leiden, sterben und auferstehen werde. Der Kleinglaube des Thomas lag nicht darin begründet, daß er verbissen am Rationalen festhalten wollte; vielmehr ging es hier darum, daß Thomas sich weigerte, einen ganz einfachen Schritt des Vertrauens zu tun, obwohl unwiderlegbare Beweise vorhanden waren.

Das Verlangen des Thomas nach empirischen Beweisen war übrigens doppelt überflüssig: Erstens hatte er immer wieder die Voraussagen Jesu vernommen; zweitens hatte er die Augenzeugenberichte seiner Mitjünger gehört. Als er sich dann immer noch weigerte, an die Auferstehung Jesu zu glauben, wurde von ihm nicht etwa verlangt, seinen Verstand »auszuschalten«. Vielmehr trug Jesus dem Verlangen dieses Mannes nach vernünftiger Erkenntnis Rechnung, indem er ihn aufforderte, ihn zu berühren, d. h. sich von der Existenz des Auferstandenen empirisch zu überzeugen.

Nicht selten geht das, was die Heilige Schrift als Wissen bezeichnet, weit über den Bereich des rational Erfassbaren hinaus. Bei alledem bleibt jedoch die vernünftige Erkenntnis ein grundlegender Bestandteil allen Glaubens. Vieles, was den Glauben betrifft, kann überprüft, kontrolliert, begründet und belegt werden.

Das Johannesevangelium berichtet von dem königlichen Beamten, der Jesus um die Heilung seines Sohnes gebeten hatte. Als er nach Hause ging und sah, daß sein Sohn lebte, »merkte der Vater, daß es um die Stunde war, in welcher Jesus zu ihm gesagt hatte: Dein Sohn lebt. Und er glaubte mit seinem ganzen Hause« (Johannes 4, 53). Er glaubte an Jesus, und dieser Glaube wurzelte in der Erfahrung, daß sich die Worte Jesu tatsächlich bewahrheitet hatten.

Zwei Zitate aus der Bibel sollen den Zusammenhang zwischen Erkenntnis und Glaube noch unterstreichen. Von den Juden in Beröa heißt es: »Sie nahmen das Wort auf ganz willig und forschten täglich in der Schrift, ob sich's so verhielte. So glaubten nun viele von ihnen« (Apostelgeschichte 17, 11. 12). Und das Johannesevangelium bringt die »Zeichen« Jesu mit dem Glauben der Christen in Verbindung: »Noch viele andere Zeichen tat Jesus vor den Jüngern, die nicht geschrieben sind in diesem Buch. Diese aber sind geschrieben, daß ihr glaubet, Jesus sei der Christus, der Sohn Gottes, und daß ihr durch den Glauben das Leben habet in seinem Namen« (Johannes 20, 30. 31).

Der Glaube betrifft den ganzen Menschen, nicht nur seinen Intellekt. Aber weil er den ganzen Menschen betrifft, schließt er sein rationales Verstehen mit ein. Der Glaube geht natürlich

nicht voll und ganz in der Vernunftssphäre auf, sondern wir erreichen mit unserem Glauben auch Gebiete »jenseits der Vernunft«. Damit ist jedoch nicht gemeint, daß derartige Glaubensinhalte der Vernunft widersprechen, sondern lediglich, daß sie außerhalb des menschlich Erkennbaren liegen.

Ein sehr altes, anti-rationales Konzept erlebt heutzutage wieder starken Aufschwung: »die sogenannte Theologie der Erfahrung«. Christlicher Glaube, so meinen viele ihrer Anhänger, erschließe sich nur der *Erfahrung* des einzelnen, nicht jedoch seinem Nachdenken. Diese Leute finden einen rational begründeten Glauben höchst verdächtig, weil sie ihm nicht zutrauen, die Erfahrung der Nähe Gottes mit einzubeziehen. Nun gehört »Erfahrung« zwar zum christlichen Glauben, doch das spricht noch nicht dafür, den Glauben ausschließlich auf Erfahrung zu gründen. Erfahrung ohne Erkenntnis ist genauso gefährdet wie Erkenntnis ohne Erfahrung.

Wenn wir uns zu dieser Problematik einmal die Aussagen der Bibel ansehen, wird klar, daß Erfahrung und Erkenntnis nicht Gegensätze, sondern miteinander verbundene und einander ergänzende Bestandteile des christlichen Glaubens sind. Erfahrung entsteht ja nicht aus sich selbst heraus. Sie kann sich auch nicht selbst rechtfertigen oder erhalten. Die »Qualität« christlicher Erfahrung hängt vielmehr ab von der »Qualität« des christlichen Glaubens. Diese wiederum aber steht in untrennbarem Zusammenhang mit der Erkenntnis der göttlichen Wahrheit.

Die Kette sieht also folgendermaßen aus: Echte Erkenntnis erzeugt echten Glauben, und echter Glaube erzeugt seinerseits echte Erfahrung. Ohne echten Glauben kann sich die Erfahrung sehr schnell in Gefühlsduselei auflösen.

Fassen wir zusammen: Erkenntnis ist ein konstitutiver Bestandteil des Glaubens. Wer versucht, seinen Glauben ohne jede rationale Erwägung aufzubauen, läuft nur unnötig Gefahr, ins Zweifeln zu kommen. Es ist einfach unmöglich, den Verstand ganz aus dem Spiel zu lassen. Ein irrationaler Glaube kann nur die Konsequenz haben, daß der Verstand frustriert wird und diese Frustration früher oder später in Form von Zweifeln zum Ausdruck kommt.

Gott hat uns den Verstand gegeben. Damit hat er uns die Fähigkeit verliehen, unseren Glauben auch rational zu untermauern. Warum also sollten wir diese Chance nicht nutzen? Warum sollten wir uns mit weniger zufrieden geben, als Gott uns schenken will? Wir sollen nicht über unseren schwachen Glauben jammern, sondern die Möglichkeiten, die wir haben, voll ausschöpfen.

Therapie: Verlässliche Glaubensinformation

Was kann man gegen diesen Zweifelstyp tun? Erstens: ihn erkennen; zweitens: ermitteln, wo bei dem Betreffenden die Lücke im Verstehen liegt; drittens: die Verstehensschwierigkeiten versuchen zu beseitigen.

Zunächst müssen wir uns wieder einige Fragen stellen: Sind die Grundlagen unseres Glaubens so schwach, daß nichts Schwerwiegendes auf ihnen errichtet werden kann? Haben wir in der Eile vielleicht wichtige Stützpfeiler in unserem Glaubensfundament vergessen? Wo noch Unsicherheit herrscht, müssen wir schnellstens etwas dagegen unternehmen.

Als die Jünger erstmals von den Frauen hörten, daß Jesus auferstanden sei, konnten sie es nicht glauben: »Und es erschienen ihnen diese Worte, als wären's Märchen, und glaubten ihnen nicht« (Lukas 24, 11). Doch dabei blieben sie nicht stehen, Zweifel war nur die erste Reaktion der Jünger. Es ist charakteristisch für den christlichen Glauben, daß er die Dinge nicht in der Schwebelasse lassen kann. Die folgenden Worte bei Lukas sind denn auch typisch für den inneren Drang des Glaubens nach Wahrheitserkenntnis: »Petrus aber stand auf und lief zum Grabe und bückte sich hinein und sah nur die leinenen Tücher . . .« (Lukas 24, 12). Der Christ kann nicht über alles und jedes sichere Erkenntnis haben. Was er aber mit Sicherheit erkennen kann, das will er auch festhalten. Es wird auch im christlichen Glauben immer Unsicherheiten geben. Doch gerade deshalb muß der Christ ständig bemüht sein, Gewißheit zu erlangen.

Der Glaube lebt von Tatsachen. Instinktiv sucht er die Verwurzelung in der Wahrheit, sucht den Standpunkt auf dem Boden der Realität. Darin unterscheidet er sich ja gerade von irgend-

welchen Phantastereien oder erfundenen Vorstellungen. Diese Art von Zweifel wird durch Tatsachen zum Schweigen gebracht, durch Wahrheit beantwortet und durch Erkenntnis zu- rechtgerückt.

Jede Generation macht sich ihr eigenes Bild von Christus. Unsere Generation verwirft beispielsweise den Christus-Pantokrator der frühen Kirche oder den ritterlichen Heiland des Mittelalters. Jesus wird heute gesehen als der Befreier, als der Seelen- tröster, als der begnadete Lehrmeister, als der Prototyp des armen Mannes, als der Revolutionär. Im Supermarkt-Zeitalter sind wir ja Selbstbedienung gewohnt. Das Angebot an verschiedenen Jesus-Bildern ist wirklich reichhaltig und faszinierend. Aber woher sollen wir wissen, ob das Bild, das wir von Christus haben, richtig ist? Vielleicht ist ja unser Glaube völlig falsch!

Gegen solche zweifelnde Fragen hilft nur eines: genau die Tatsachen prüfen, erforschen, wo die Wahrheit liegt. Die moder- nen Ansichten über Christus machen uns nicht deshalb Kummer, weil sie antichristlich sind, sondern weil sie unhistorisch sind. Anlaß für uns, mit ihnen zu streiten, ist die Tatsache, daß die meisten von ihnen unwahr sind. Sie gehen nämlich an den biblischen Realitäten völlig vorbei.

Einige Menschen glauben, es sei Gotteslästerung, wenn man nach vernünftigen Gründen für seinen Glauben suche. Die rationalen Stützpfeiler in unserem Glaubensfundament bedeuten jedoch nicht, daß unser Glaube bis ins letzte Detail rational erfaßbar sein muß. Das wird nie der Fall sein. Die verstandesmäßige Nachprüfbarkeit ist gegründet auf die unveränderliche Autorität und Stabilität des Wortes Gottes. Aus diesem Wort können wir unendlich viel entnehmen, was den Glauben für uns verstehbar macht. Gott hat uns sein Wort gegeben, damit wir es als stabile, maßgebliche Wahrheit akzeptieren.

Wenn wir dem Zweifel, der von schwachen Grundlagen her- rührt, wirkungsvoll begegnen wollen, müssen unsere Antworten konkret und spezifisch sein. Wenn beispielsweise jemand an der Auferstehung zweifelt, wäre es unsinnig, ihm zu versichern, daß Christus ihn nie verlassen wird. Die Reaktion wird allenfalls ein spöttisches Lächeln sein. Der Betreffende glaubt ja gerade nicht an die Auferstehung. Er glaubt also nicht, daß Christus bei ihm

war und ist. Was soll also die Versicherung, Christus werde ihn nie verlassen?

Zum Schluß möchte ich Sie noch auf zwei Dinge hinweisen. Erstens: Wie bei den anderen Kategorien, so kann es sich auch bei dieser Art von Zweifeln entweder um »einfache« oder um »zusammengesetzte« Zweifel handeln. Wenn dieser Zweifel durch einen Mangel an Information über gewisse Gegenstände des Glaubens verursacht wird, so genügt im Falle eines »einfachen« Zweifels, daß man die notwendige Information nachliefert. Handelt es sich hingegen um einen »zusammengesetzten« Zweifel, so kann es sein, daß der Betreffende die Antwort durchaus versteht, sie aber gleichwohl nicht annehmen will. (Wir kommen darauf im 11. Kapitel zurück.) Zuweilen mag sich jemand überhaupt weigern, eine Antwort zu suchen, obwohl er tief in seinem Innersten ein Bedürfnis danach verspürt. In solchen Fällen liegen die eigentlichen Probleme sehr viel tiefer. Sie äußern sich an der Oberfläche nur durch Zweifel. Dies ist hier also lediglich ein Symptom, nicht jedoch das wahre Problem.

Ein »zusammengesetzter« Zweifel muß mit größter Behutsamkeit behandelt werden. Ein Gespräch, und sei es noch so ehrlich, eine Lektüre oder erklärende Worte – all das reicht hier in der Regel nicht aus. Die Antworten, die wir jemand geben, der »einfach zweifelt«, lassen sich nicht auf komplizierte Zweifelsfälle übertragen. Eine Antwort, die vielleicht den oberflächlichen Zweifel befriedigt, könnte bewirken, daß das tiefer liegende Problem um so gravierender wird. Bei »zusammengesetzten« Zweifeln hilft nur eine langfristig angelegte Therapie.

Zweitens: Der Zweifel wegen schwacher Glaubensgrundlagen läßt sich hervorragend durch Bücher kurieren, die gute Glaubensinformation bieten. Diese Therapie kann zwar nicht bei jedem Zweifelstyp angewendet werden, hier aber dürfte sie heilsam sein. Die Frage, um die es hier geht, lautet ja: Haben Sie die Grundlagen Ihres Glaubens durchdacht? Solches Nachdenken setzt jedoch zunächst eine umfassende Information voraus, und die holt man sich am besten aus den vielen guten Büchern, die es zu diesem Thema gibt.

Ich schlage Ihnen deshalb vor, daß Sie sich – falls Sie es nicht schon getan haben – eine kleine Bibliothek mit wichtiger geistli-

cher Literatur zusammenstellen. Was für Sie »wichtige« Bücher sind, hängt natürlich zu einem Großteil von Ihnen selbst, von Ihren Interessen und Problemen ab. In jedem Fall sollten Sie sich bei der Auswahl den Rat erfahrener Christen holen.

In meinem Bücherschrank stehen Exemplare, deren äußerer Zustand für sich spricht. Man sieht ihnen an, daß sie schon durch viele Hände gegangen sind. Dutzende von Menschen haben sie schon gelesen, und ihre Randbemerkungen und Ausrufungszeichen erinnern noch heute an die, die suchten und fanden. Wie der Glaube, für den sie streiten, sind diese Bücher nicht da, um Staub anzusetzen, sondern um den Verstand zu schärfen und Licht zu spenden.

4. Kapitel

Zweifel, weil man sich nicht verpflichten will

(»Wenn Sie sich nicht festlegen, werden Sie bald festsitzen!«)

Besteht die Möglichkeit, daß ein Mensch, der die ersten drei Erkenntnisebenen ohne Schwierigkeit erreicht hat, trotzdem nicht zum rechten Glauben findet? Mit anderen Worten: Kann es sein, daß jemand nur unzureichend glaubt, obwohl er seine Not erkannt hat, obwohl er im Christentum eine mögliche Antwort sieht und obwohl er es als bewiesen ansieht, daß das Christentum wirklich wahr ist?

Eine Bekannte gestand mir vor einiger Zeit, sie wolle sich nicht mehr länger als Christin betrachten. Nicht, daß ihr etwas Schlimmes widerfahren wäre, was ihren Glauben von einer Minute zur anderen erstickt hätte. Ihr kam lediglich der christliche Glaube mit der Zeit immer unwirklicher vor. Sie zuckte mit den Schultern und sagte: »Wissen Sie, ich glaube, ich habe mich niemals richtig auf das Christentum festgelegt.« Ich fragte daraufhin: »Glauben Sie denn, daß Sie sich überhaupt jemals auf etwas festgelegt haben?« Wenn es eine grundlegende Schwäche in ihrem Leben gab, dann die Furcht, sich an irgend etwas zu binden. Sie scheute sich und sträubte sich, irgendwelche Verpflichtungen einzugehen. Was sie auch tat, stets tat sie es nur mit halbem Herzen.

Der Vertrag und die Unterschrift

Die gute Nachricht des Evangeliums ist ein Angebot Gottes, das auf den Abschluß eines Vertrages mit uns gerichtet ist. Auf seiten Gottes wird dieser Vertrag durch die Gabe des Heiligen Geistes besiegelt. Von uns wird erwartet, daß wir uns auf die Vertragsbedingungen festlegen, daß wir also gleichsam den Vertrag unterschreiben. Erst dann wird der Vertrag wirksam und kann uns zugute kommen. Es ist nicht damit getan, daß wir die Notwendigkeit des Vertrages einsehen (erste Erkenntnisebene); es reicht auch nicht, die Vertragsbedingungen anzu-

staunen (zweite und dritte Ebene). Die Wirksamkeit des Vertrages hängt vielmehr davon ab, ob wir unsere Unterschrift darunter setzen. Ohne sie bleibt dieser Vertrag lediglich »ein Stück Papier«, und mögen seine Bedingungen auch noch so gut sein.

Menschliches Wissen hängt immer mit einer Verpflichtung der Wahrheit gegenüber zusammen. All unser Denken und Handeln würde zu einem verwirrenden Mischmasch von Unsicherheiten, wenn wir das Wort »wissen« einfach beliebig gegen »raten« oder »träumen« austauschen könnten. Wissen setzt eine Unterordnung unter die Realität – bzw. unter das, was man für real hält – voraus. Wer von sich behauptet: »Ich weiß«, der legt sich damit eindeutig fest. Man darf zwar sagen: »Ich weiß« und im selben Atemzug hinzufügen: »... aber ich lasse mich gerne vom Gegenteil überzeugen.« Ich kann jedoch nie sagen: »Ich weiß« und dann hinzufügen: »... aber ich bin sicher, daß ich mich irre.«

Wenn wir sagen, daß wir etwas wissen, übernehmen wir eine persönliche Verantwortung und Verpflichtung gegenüber dem, was wir wissen. Wissen bedeutet Anerkennung der Wahrheit und damit Verpflichtung gegenüber der Wahrheit. Wissen spielt sich nicht ausschließlich im subjektiven Bereich ab, denn es ist eine Antwort auf etwas Objektives, das über uns steht. Es läßt sich jedoch auch nicht ausschließlich in den objektiven Bereich einordnen, denn beim Wissen handelt es sich ja um unsere persönliche Antwort. Das Phänomen des Wissens läßt sich demzufolge nur aus einer subjektiven Perspektive umfassend beleuchten.

Die Verpflichtung oder Festlegung, von der hier die Rede ist, kommt nun immer dann zur Geltung, wenn wir es mit dem subjektiven Moment des Wissens zu tun haben. Wenn Sie sagen: »Ich weiß, daß es wahr ist«, dann sagen Sie in Wirklichkeit: »Ich bin überzeugt, daß dies die wahre Gestalt der Sache ist.« Dieses subjektive Element gilt natürlich ebenso für das Wissen, das dem Glauben zugrunde liegt. Ohne persönliche Überzeugung gibt es kein Wissen von Gott. Persönliche Überzeugung aber läßt sich nicht trennen von persönlicher Verpflichtung.

Wenn etwas objektiv wahr ist, ich persönlich aber davon nicht überzeugt bin, so ist es für mich persönlich nicht wahr. Hier zeigt sich der wichtige Unterschied zwischen dem subjektiven

Wissen im Glauben und dem subjektiven Wissen im Zweifel. Der Glaube sagt: Wenn etwas für mich wahr ist, so ist es auch tatsächlich wahr. Der Zweifel sagt: Was für mich subjektiv nicht wahr ist, das ist auch objektiv nicht wahr. Beide Auffassungen führen zu gegensätzlichen Ergebnissen. Das subjektive Wissen im Glauben schöpft aus dem Nichts und stellt diese Schöpfungen als Tatsachen hin. Das subjektive Wissen im Zweifel geht den umgekehrten Weg: es erklärt die Tatsachen zu Erfindungen und macht sie damit zu einem Nichts. Daß ein derart subjektivistischer Zweifel ebenso verfehlt ist wie ein subjektivistischer Glaube, bedarf wohl keiner näheren Erläuterung.

Christlicher Glaube ist nicht einfach eine menschliche Erfindung, eine Schöpfung aus dem Nichts. Wo der Glaube derart mißverstanden wird, bietet er für den Zweifel große Angriffsflächen. Wer den Glauben zu einer rein subjektiven Angelegenheit macht, hat den Vertrag mit Gott nicht unterzeichnet, denn er weiß sich der göttlichen Wahrheit nicht verpflichtet. Der Risikofaktor bei einem Glauben, der sich ausschließlich auf die Überzeugung des Glaubenden gründet, ist außerordentlich hoch. Und nicht selten sieht das Ergebnis dann so aus wie bei meiner Bekannten, von der ich eingangs erzählte. Der Zweifler gelangt schließlich an den Punkt, wo er sagt: »Ich habe sowieso nie richtig geglaubt.« Und damit wähnt er das Thema Christentum für erledigt.

Individualität und Gruppendenken

Der im Denken des heutigen Menschen vorherrschende Relativismus stellt sich nicht mehr die Frage: »Ist es wahr?« An die Stelle dieser Frage treten Nützlichkeitsabwägungen und Profitkalkulationen. Wenn man heute von Überzeugung spricht, dann so, als handele es sich um einen Modetrend, den man gerade mitmacht. Das Problem liegt aber weniger darin, daß Menschen ihre Meinung ändern als vielmehr in der Schnelligkeit und Leichtigkeit, mit der sie das tun. Verpflichtungen werden oft nur noch da eingegangen, wo sie kurzfristig Vorteil versprechen. Das Problem, vor dem wir heute stehen, hat schon G. K. Chesterton erkannt: »Der Mensch war dazu bestimmt, an sich selbst zu zweifeln, aber nicht an der Wahrheit; und nun ist es gerade umgekehrt.«¹

Ein zweiter Aspekt, der heutzutage persönliche Überzeugung notwendiger denn je macht, ist die Tendenz zum Gruppendenken. Die Betonung der Individualität des Menschen, die im Westen seit Ende des Mittelalters vorgeherrscht hatte, wird von einem immer stärker werdenden Kollektivbewußtsein abgelöst. Der einzelne wird primär im Zusammenhang mit größeren Rahmeneinheiten wie zum Beispiel dem Staat gesehen. Ob die Einheit gegenüber der Vielfalt, ob also Kollektivismus gegenüber dem Individualismus wirklich vorteilhafter ist, wird heute gar nicht mehr diskutiert, sondern als feststehende Tatsache angesehen. Die nicht zu überhörenden totalitären Untertöne werden dabei einfach ignoriert.

Persönliche Überzeugung, Verantwortungsbewußtsein des einzelnen, Sittlichkeit und Aufrichtigkeit – all diese Begriffe scheinen in jenem Gruppendenken kaum noch vorzukommen. Gefährlich dabei ist, daß mit zunehmendem Gruppendenken die Fähigkeit kritischen Hinterfragens immer seltener wird. Die meisten Menschen akzeptieren einfach, was man ihnen vorsetzt, ohne sich darüber weiter Gedanken zu machen. Solange es sich bei dem, was sie kritiklos übernehmen, um harmlosen Unsinn handelt, besteht kein Grund zur Sorge. Gefährlich wird es jedoch in dem Moment, wo wir nicht merken, daß wir uns in den Netzen einer menschenfeindlichen Ideologie zu verfangen drohen.

Das Problem für viele Menschen von heute ist nicht, daß es zu schwierig wäre, etwas zu glauben, sondern daß es zu leicht ist. Schwierig wird es erst, wenn man mit einem Glauben konfrontiert wird, der Anspruch auf Wahrheit erhebt und persönliche Überzeugung fordert. Schwierig wird es also beim christlichen Glauben.

Die Tatsache, daß der Mensch von heute im wahrsten Sinn des Wortes »leichtgläubig« ist, kann für das Christentum aber noch andere Nachteile mit sich bringen. So kann beispielsweise jemand Christ werden, weil es gerade »in« ist, an Jesus zu glauben. Ein anderer hingegen weigert sich, weil der christliche Glaube in den Kreisen, in denen er verkehrt, gerade nicht modern ist. Ob der christliche Glaube wahr ist, danach scheint kaum noch jemand zu fragen.

Ohne den »Anker« einer persönlichen Überzeugung sind wir schutzlos Ebbe und Flut der öffentlichen Meinung ausgesetzt.

Wir sollten auch vorsichtig sein, wenn wir von den Treibhauspflanzen oberflächlicher Evangelisierungsbewegungen hören. Allzu oft besitzt der Glaube solcher »Neubekehrten« kein Rückgrat, denn es fehlt ihm an persönlicher Verbindlichkeit.

Den Glauben im Gehorsam praktizieren

Glaube hat immer etwas mit Entscheidung zu tun. Entscheidung wiederum ist untrennbar verknüpft mit den Begriffen Verantwortung und Verpflichtung. Hier liegt der Schlüssel zum »Gehorsam im Glauben«, dem Herzstück christlicher Nachfolge. Wenn man Gehorsam verlangt und den Glauben dabei vernachlässigt, erzeugt man Pharisäertum. Betont man ausschließlich den Glauben ohne jede Forderung nach Gehorsam, degradiert man das Christentum zum Billigangebot.

Christlicher Glaube wird deshalb immer nur dort sein, wo eine verantwortliche Verpflichtung der Wahrheit gegenüber eingegangen wird. Glaube ist »Gehorsam der Wahrheit« (1. Petrus 1, 22). Was man im Glauben erkannt hat, das soll man im Gehorsam praktizieren. Zu diesem »Gehorsam im Glauben« kann uns jedoch nur persönliche Überzeugung führen.

Eine Überzeugung ist so lange bedeutungslos, wie sie nicht unsere eigene geworden ist. Voraussetzung für eine persönliche Überzeugung aber ist ein ehrliches Ringen um die Wahrheit. Wo das nicht geschieht, mag man vielleicht zu bestimmten Meinungen, nicht aber zu Überzeugungen gelangen. Blaise Pascal warnte, daß »das Hörensagen so weit davon entfernt ist, ein Kriterium für die Wahrheit zu sein, daß man nichts glauben sollte, bevor man sich nicht in den gleichen Zustand gebracht, als hätte man nie etwas davon gehört.«² Keine Überzeugung ist uns wirklich zu eigen, wenn wir nicht bereit sind, für sie einzustehen – und wenn die ganze Menschheit gegen uns stünde.

Es gibt einen ganz einfachen Test, der uns Aufschluß darüber geben kann, ob wir von einer bestimmten Sache wirklich überzeugt sind und sie genügend durchdacht haben: Können wir den Sachverhalt, um den es geht, in Worte fassen und verständlich beschreiben? Ein gutes Argument kann man gewöhnlich in ein oder zwei Sätzen zusammenfassen. Wenn also ein Christ nicht in der Lage ist, seine Überzeugung prägnant und ver-

ständig auszudrücken, dürfte es schlecht um seinen Glauben bestellt sein.

Die Notwendigkeit einer festen Glaubensüberzeugung wird in der ganzen Bibel betont. »Wählt euch heute, wem ihr dienen wollt«, forderte Josua das Volk Israel auf und fügte sogleich hinzu: »Ich aber und mein Haus wollen dem Herrn dienen« (Josua 24, 15). – Schadrach, Meschach und Abed-Nego antworteten auf Nebukadnezars Drohung: »Wenn unser Gott, den wir verehren, will, so kann er uns erretten; aus dem glühenden Ofen und aus deiner Hand, o König, kann er erretten. Und wenn er's nicht tun will, so sollst du dennoch wissen, daß wir deinen Gott nicht ehren und das goldene Bild, das du hast aufrichten lassen, nicht anbeten wollen« (Daniel 3, 16–18). – Aus seiner Gefängniszelle schreibt Paulus: »Ich weiß, an wen ich glaube, und ich bin gewiß, er kann mir bewahren, was mir anvertraut ist, bis an jenen Tag« (2. Timotheus 1, 12).

Menschen mit solch fester Überzeugung gab es auch im Verlauf der christlichen Geschichte immer wieder. Polykarp beispielsweise, ein Bischof des 2. Jahrhunderts, sollte seinem Glauben abschwören, andernfalls würde er mit dem Tode bestraft. Er blieb standhaft und entgegnete: »86 Jahre habe ich ihm gedient, und er hat mir nichts Falsches getan; wie kann ich meinen König beleidigen, der mich errettet hat?«³ Martin Luther, der vom Papst exkommuniziert worden war und sich vor dem Kaiser verteidigen mußte, schloß seine Rede mit den berühmt gewordenen Worten: »Mein Gewissen bleibt gefangen in Gottes Wort . . . Widerrufen kann und will ich nichts, weil es weder sicher noch geraten ist, etwas gegen sein Gewissen zu tun. Gott helfe mir. Amen.«⁴ Diese überlieferten Beispiele stellen nur die Spitze eines großen Eisberges dar. Sie sind lediglich besonders beeindruckende Fälle christlicher Überzeugung.

Wo immer sich solche Überzeugung zeigte, nahmen die Gegner des Christentums Anstoß daran. »Ihre Beharrlichkeit und unbeugsame Starrsinnigkeit sollte gewiß bestraft werden«, schrieb Plinius der Jüngere an den Kaiser Trajan im Jahre 112.⁵ Andere bewunderten, daß »in keiner anderen Religion . . . der ›Einsatz‹ so hoch ist« wie im Christentum.⁶ Ob es nun Kritiker oder Befürworter des Christentums sind, stets fällt ihnen als deutliches Erkennungszeichen der Christen auf, daß sie eine feste Überzeugung und unbedingten Glaubensgehorsam haben.

Gestatten Sie mir, verehrter Leser, daß ich hier ein wenig über meine eigene Erfahrung spreche. Es hat etwa zehn Jahre gedauert, bis ich endlich erkannt habe, daß meine Glaubensentscheidung untrennbar mit meinem Verantwortungsbewußtsein zusammenhängt. Ich will damit nicht sagen, daß das Vertrauen, das ich zu Gott habe, ausschließlich von meinem mehr oder minder stark ausgeprägten Verantwortungsgefühl abhängt. Aber ich erkannte damals, daß ich zumindest für die Entscheidung, dem christlichen Glauben zu folgen, voll verantwortlich war.

Bevor ich diese Erkenntnis gewann, meinte ich stets, für Schwierigkeiten im Glauben nicht zuständig zu sein. Wenn Probleme auftauchten, machte ich »die Umstände« oder andere Menschen dafür verantwortlich. Zwar gelang es mir, auf diese Weise den Problemen zu entrinnen, doch irgendwie hatte ich das Gefühl, daß mir etwas fehlte. Nie verspürte ich jene Befriedigung, die andere Christen offensichtlich durch ihren Glauben hatten. Sicherlich war ich ein gläubiger Mensch, doch mein Verstand war bei diesem Glauben auf seltsame Weise »ausgesperrt«. Ich stand irgendwie »neben« dem Glauben und betrachtete ihn von außen. Ich kam mir damals vor, als sei ich Schauspieler und Zuschauer zugleich.

Zuweilen plagte mich ein Gefühl der Leere, trotz meines Glaubens. Meine Situation wurde mir klar, als ich für einige Monate den Fernen Osten bereiste. Ich kannte dort fast niemanden. Mangelnde Sprachkenntnisse hatten zur Folge, daß ich mich mit kaum einem Menschen unterhalten konnte. Die Kultur, die ich auf dieser Reise zu Gesicht bekam, war faszinierend, aber es war nicht meine eigene Kultur. Ich betrachtete sie nur als interessierter Zuschauer, sozusagen unverbindlich und ohne jede Verpflichtung.

Was ich dort sah, unterschied sich sehr von dem, was ich sonst immer zu Gesicht bekam. Ich befand mich in einer völlig anderen Welt, und dieses totale Anderssein wirkte sich schließlich auch auf mein Denken aus. Ich mußte mich damals mit Fragen beschäftigen, die sich mir zuvor nie gestellt hatten.

Warum tat ich etwas auf diese Weise und nicht auf eine andere? Woher sollte ich wissen, ob mein bisheriges Leben richtig war,

wo ich doch hier auf Menschen traf, die so völlig anders lebten? »Wissen« – was bedeutete das überhaupt? Woran sollte ich erkennen, was »richtig« und was »falsch« war? Ich hatte zwar ganz bestimmte Überzeugungen, doch wer sagte mir, daß es wirklich meine eigenen Überzeugungen waren? Vielleicht handelte es sich ja auch bloß um ein Vermächtnis meiner Eltern, um Übernommenes aus meiner Heimat und meiner Kultur?

Auf jener Reise durch Ostasien war ich zum erstenmal in meinem Leben von allen Einflüssen, die mich bisher geprägt hatten, abgeschnitten. Was ich jetzt tat, fühlte und dachte, paßte nicht nahtlos in die äußeren Gegebenheiten hinein. Ich konnte mich nicht einfach treiben lassen. Ich mußte mir genau überlegen, was ich tat, und warum ich es tat. Ich mußte nach Begründungen für mein Verhalten suchen. Bekannte und vertraute Menschen, die mir diese Arbeit hätten abnehmen können, waren fern. Wenn ich eine Entscheidung fällen wollte, so mußte es meine eigene Entscheidung sein, die ich allein vor Gott zu verantworten hatte.

Ich war damals schon seit zehn Jahren Christ. Und doch hatte ich in diesen zehn Jahren nie wirklich erkannt, welche Verpflichtung ich mit meiner Glaubensentscheidung eingegangen war. Im Gegenteil: Ich war nach dieser Entscheidung in der Masse all der vielen anderen Christen untergetaucht, weit davon entfernt, eine wirklich feste persönliche Überzeugung zu haben.

Natürlich war ich von der Wahrheit des Christentums überzeugt, aber ich hatte dennoch keinen eigenen Standpunkt. Zwar fühlte ich so etwas wie Verpflichtung dem Glauben gegenüber. Aber ich *fühlte* es eben nur. Wirklich klargemacht hatte ich mir diese Verpflichtung nie. Erst während jener Fernostreise kam ich an den Punkt, wo ich sagen konnte: »Dieser Gott ist *mein Gott*.«

Äußerlich änderte sich durch diese Erkenntnis kaum etwas. Doch tief in meinem Innersten hatte sich eine entscheidende Wandlung vollzogen.

Früher nahm ich lediglich an, daß meine Entscheidungen und Wertmaßstäbe richtig waren. Jetzt weiß ich, daß es *meine* Überzeugung und *mein* Glaube sind, die ich für richtig halte.

Der Zweifelstyp, der durch eine schwache persönliche Überzeugung hervorgerufen wird, ist nicht immer sofort erkennbar. Es liegt nicht in der Natur dieses Zweifels, vor Schmerzen zu ächzen und unter Qualen zu stöhnen. Hauptmerkmal dieses Zweifels ist, daß er keine äußerlich wahrnehmbaren Merkmale hat. Die Fortschritte, die er macht, vollziehen sich kaum wahrnehmbar unter der Oberfläche.

Der Mensch, der für diesen Zweifel besonders anfällig ist, bekennt, er glaube an die Wahrheit des Christentums, und dieses Bekenntnis mag auch durchaus zutreffen. Doch gleichzeitig weiß er sich der von ihm bekannten Wahrheit nicht verpflichtet, und da liegt das Problem. Der betreffende Mensch empfindet ein wachsendes Gefühl von Unwirklichkeit, was seinen Glauben angeht.

Das Gefühl, daß der Glaube irgendwie unwirklich ist, signalisiert erst den Beginn dieses Zweifels. Es folgt bald eine zweite Stufe, die vor allem durch Schuldgefühle gekennzeichnet ist. Der Zweifelnde weiß, daß sein Bekenntnis wahr ist. Doch weil er es gleichwohl als irgendwie unwirklich empfindet, entstehen in ihm Schuldgefühle. Er schämt sich des Zweifels, und deshalb behält er ihn für sich. Er behandelt ihn wie einen unerlaubten Gedanken, der nicht ans Licht kommen darf. Jetzt kann sich der Zweifel in aller Ruhe entwickeln, denn der dunkle Schatten unausgesprochener Schuldgefühle ist für ihn eine ideale Brutkammer. Nach einiger Zeit tritt er in die dritte Phase seiner Entwicklung ein und erscheint plötzlich in ganz neuer Form.

Jetzt zeigt er sein wahres Gesicht, indem er jede Verantwortung für jenes Gefühl der Unwirklichkeit ablehnt. Er schiebt die Schuld auf den Glauben. Und jetzt kommen ihm auch noch sogenannte »Theologen« zu Hilfe. Der Zweifel, ursprünglich ein Ergebnis des Glaubens ohne Verpflichtung, wird nun zur Erklärung für einen verpflichtenden Unglauben. Durch eine schlaue Umkehrung wird die Flucht aus der Verantwortung verschleiert. In Wirklichkeit ist der Zweifel Ausdruck der Unfähigkeit, die notwendige Glaubensverpflichtung einzugehen. Doch er verbirgt sich hinter einer Maske und gibt vor, eine Entschuldigung für diese mangelnde Verpflichtungsfähigkeit zu sein.

Die Unfähigkeit, sich festzulegen

Wenn wir etwas gegen diesen Zweifel unternehmen wollen, müssen wir zunächst herausfinden, auf welcher Entwicklungsstufe er sich gerade befindet und wo die Ursachen für den Mangel an Überzeugung liegen. Nur wenn die Wurzeln des Zweifels erkannt und behandelt werden, kann der Glaube wieder erstarren und die persönliche Überzeugung wachsen.

Für diesen Mangel an Überzeugung gibt es viele Ursachen. Am offensichtlichsten tritt dieser Mangel bei Menschen zutage, die »im Glauben aufgewachsen« sind (insbesondere als Kinder christlicher Eltern), so daß ihnen nie bewußt geworden ist, daß sie eine eigene Überzeugung brauchen.

Weiterhin gibt es da jene Menschen, die zwar irgendwann einmal zum Glauben gekommen sind, die sich dabei jedoch um die Entscheidung für eine feste und unwiderrufliche Überzeugung gedrückt haben. Solchen Menschen muß man sagen, welche Verantwortung der christliche Glaube mit sich bringt. Ihr Problem liegt nicht darin, daß sie diese Verantwortung nicht übernehmen *könnten*, sondern daß man sie nie gefragt hat, ob sie die Verantwortung übernehmen *wollen*.

Bei manchen liegt das Problem aber auch tiefer. Äußerst kompliziert wird es beispielsweise, wenn sich der Betreffende in einer Identitätskrise befindet. Um *sich* selbst zu verpflichten, um *seine eigene* Überzeugung zu haben, muß man um sein Ich wissen. Wem die Selbstfindung – aus welchen Gründen auch immer – Schwierigkeiten bereitet, der wird es in aller Regel auch mit einer festen Überzeugung schwer haben.

Zweifelnde Menschen krankt nicht so sehr daran, daß sie Gott gegenüber *keinerlei* Verpflichtung eingehen können, als vielmehr daran, daß sie sich überhaupt zu nichts verpflichten können. Nichts schreckt sie mehr als eine Situation, in der sie wählen müssen. Sie tun alles, um Entscheidungen aus dem Weg zu gehen.

Die erste Schlacht im Kampf gegen diesen Zweifel ist gewonnen, wenn der Betreffende erkennt, wo das Problem liegt – bei ihm selbst und nicht bei Gott. Nicht Gott ist unwirklich, sondern der Mangel an Verantwortungsbewußtsein und Verpflichtung

tung läßt den christlichen Glauben unwirklich erscheinen. Menschen, die von derartigen Zweifeln geplagt werden, müssen ganz neu lernen, Entscheidungen zu treffen und sich der einmal getroffenen Entscheidung verpflichtet zu wissen. Wenn sie im Vertrauen auf Gott einen Schritt vor den anderen setzen, wird ihr Glaube bald den Realitätsgehalt besitzen, den sie vorher stets vermißt haben. Die ersten Entscheidungen werden unter Umständen schmerzlich sein, aber es lohnt sich, sie zu ertragen.

Auf ein Problem, das sich im Zusammenhang mit dem hier behandelten Zweifelstyp stellt, möchte ich besonders hinweisen. Ein Christ, der keine feste persönliche Überzeugung hat, wird das besonders dann zu spüren bekommen, wenn sich die allgemeine Einstellung der Gesellschaft gegen das Christentum wendet. Wenn der Staat sich so offen feindlich zeigt, wie das in vielen Ländern heute der Fall ist, oder wenn der Glaube auf breiter Front lächerlich gemacht wird, dann braucht man einfach eine feste Überzeugung, um dem Druck nicht nachzugeben. Die sogenannte »öffentliche Meinung« wird sich in den vor uns liegenden Jahren mit Sicherheit nur noch mehr gegen den christlichen Glauben wenden. Ob wir dann trotzdem fest im Glauben stehen, hängt von unserer Überzeugung ab. Wem diese persönliche Überzeugung fehlt, der wird zu den ersten gehören, die dem christlichen Glauben »Lebewohl« sagen.

Was die Zukunft noch alles bringen wird, vermag niemand von uns vorauszusagen. Es bedarf jedoch keiner prophetischen Gabe, um vorauszusehen, daß es der christliche Glaube in dieser Welt zunehmend schwerer haben wird. Den Anforderungen der Zukunft werden wir Christen nur dann genügen, wenn wir uns schon heute darauf einstellen, indem wir unsere persönliche Überzeugung immer mehr festigen.

Prüfen Sie einmal ganz ehrlich, verehrter Leser, ob Ihre Überzeugungen wirklich Ihr geistiges Eigentum sind oder ob es sich lediglich um Vermächtnisse Ihrer Vorfahren handelt, die Sie mehr oder weniger gedankenlos übernommen haben!

C. S. Lewis warnte: »Ihr Gebet ist nicht ernstgemeint, wenn nichts davon abhängt. Sie werden erst entdecken, wie ernst die Situation war, wenn die Einsätze bereits schrecklich hoch sind; wenn nicht mehr nur um Pfennige oder Groschen gespielt wird, sondern um alles, was Sie auf dieser Welt besitzen. Nichts sonst

wird einen Menschen – zumindest einen Menschen wie mich – aus seinem begrifflichen Denken und Glauben wachrütteln. Er muß dumm und dämlich geschlagen werden, ehe er zu Sinnen kommt. Nur die Folter wird die Wahrheit zutage fördern.«⁷

C. S. Lewis schrieb diese Zeilen nach einer schweren persönlichen Krise. Auch Martin Luther, dessen eigene Überzeugung gehärtet wurde wie Stahl, wußte sehr genau, daß der Mensch in der Stunde der Versuchung seine eigenen Überzeugungen haben muß, wenn er überleben will. »Denke daran«, so sagte er, »daß, wenn du Tod oder Verfolgung gegenüberstehst, ich nicht bei dir sein kann und du nicht bei mir. Jeder muß dann für sich selbst kämpfen.«

5. Kapitel

Zweifel durch fehlendes Wachstum

(»Hat Ihr Glaube aufgehört, Ihrem Leben Form zu geben?«)

Manchmal ist man so sehr damit beschäftigt, etwas Neues anzufangen, daß man gar nicht daran denkt, was danach kommt. Ich erinnere mich beispielsweise noch sehr gut an die Zeit, als ich Skifahren lernte. Wie jeder Anfänger konzentrierte ich mich zunächst ganz darauf, auf den Brettern stehenzubleiben. Doch dann fuhr ich plötzlich los. Was nun? Was mußte ich als nächstes tun? Wie sollte ich anhalten? Wenn wir irgendeinen Neuanfang machen, irgend etwas Neues beginnen, vergessen wir oft, daß der Anfang nicht alles ist. Wir sind doch gestartet, um irgendwo hinzukommen oder etwas fertigzubringen!

Christ zu werden ist nicht schwer, Christ zu bleiben aber sehr! So könnten wir in Anlehnung an ein bekanntes Sprichwort reimen. Eine Reise von tausend Kilometern beginnt mit dem ersten Schritt; der Sinn dieses ersten Schrittes aber liegt nicht in ihm selbst, sondern in der langen Reise, die er einleitet.

Die ersten vier Zweifelskategorien, die wir in den vorausgegangenen Kapiteln erörtert haben, hingen mit dem Christwerden zusammen. Wird ein Mensch von diesen Zweifeln geplagt, so liegt es daran, daß er bisher nicht verstanden hat, wie man Christ wird. In dem Moment, wo wir verstehen, was unter Glaube in biblischer Hinsicht zu verstehen ist, werden sich diese Zweifel verflüchtigen. Insofern bedeuten jene Zweifel keine Gefahr für den christlichen Glauben.

Nun gibt es aber noch weitere Zweifelstypen, die dem gläubigen Menschen zu schaffen machen können. Diese Zweifel haben nichts mehr mit dem Christwerden zu tun, sondern mit dem, was danach kommt. Wir wollen uns deshalb nun mit einigen dieser grundlegenden Zweifelsarten befassen, denen der Christ gegenübersteht, wenn er in seinem neuen Leben fortschreitet. Das heißt, ich muß den vorigen Satz gleich wieder korrigieren, denn der Zweifelstyp, mit dem wir uns im folgenden beschäftigen wollen, taucht immer dann auf, wenn der

Christ in diesem neuen Leben *nicht fortschreitet*, wenn er nicht im Glauben wächst, wenn es ihm nicht gelingt, die Wahrheit zu leben.

Um diesen Zweifel soll es also in diesem Kapitel gehen. Dabei wollen wir wieder in zwei Schritten vorgehen: Zunächst wollen wir untersuchen, wie dieser Zweifel entsteht, und danach, wie man sich gegen ihn zur Wehr setzen kann.

Christliches Leben bedeutet neues Leben. Konkret sieht das so aus, daß das Leben Jesu Christi »eingepflanzt« wird in das Leben des gläubigen Menschen. Wie alles Leben, so ist auch dieses neue Leben des Christen nichts, wenn es nicht nach außen hin sichtbar wird. Christliches Denken, christliche Entscheidungen und christliches Verhalten bringen nicht Leben in den Christen hinein, sondern umgekehrt: all diese Zeichen sind Hinweise auf das Leben, das bereits vorher in dem Christen ist.

Wenn also der Glaube nicht praktiziert wird, wie kann man dann wissen, ob er überhaupt vorhanden ist? Wenn es kein sichtbares Zeichen von Wachstum oder Frucht gibt, wer sagt uns dann, daß der Betreffende trotzdem ein gläubiger Mensch ist?

An dieser Stelle muß ich davor warnen, falsche Schlüsse zu ziehen. Das bisher Gesagte könnte nämlich eventuell zu dem Mißverständnis führen, man müsse von Zeit zu Zeit einmal nachschauen, ob sich irgendwo Anzeichen von Wachstum zeigen. Warum es sich dabei um ein Mißverständnis handelt, kann uns der Vergleich des christlichen Lebens mit einer Pflanze zeigen. Eine Pflanze kann man nicht in steter Regelmäßigkeit aus dem Boden ziehen, um nachzusehen, ob sie Wurzeln schlägt. Nicht lange, und die Pflanze wäre tot. Wenn man herausbekommen will, ob und wie sich eine Pflanze entwickelt, muß man sich damit begnügen, sie höchst aufmerksam zu betrachten.

Wir brauchen also einen praktikablen Maßstab, mit dem wir Wachstum und Fruchtbarkeit beobachten und feststellen können. Eine Möglichkeit bietet sich darin, das Wesen von Weltanschauungen näher zu untersuchen. Denn so wie eine Pflanze gedeiht oder verwelkt, bringt auch eine bestimmte Weltanschauung das Leben entweder voran oder zu Fall. Natürlich ist das Christentum mehr als nur eine Weltanschauung, und doch

glaube ich, daß uns eine Betrachtung dessen, was man als Weltanschauung bezeichnet, an dieser Stelle weiterhilft.

Glaube im Dauer-Test

Jeder Mensch hat seine eigene Weltanschauung, aber nur wenige sind sich dessen bewußt, und das ist gut so. Was die Gesundheit für den Körper, das ist eine »funktionierende« Philosophie für den Verstand. Eine ständige, bewußte Überprüfung dieser Philosophie auf ihren Wahrheitsgehalt hin würde jedoch derart viel Zeit und Kraft erfordern, daß sich dem Betreffenden kaum noch Gelegenheit zum praktischen Vollzug seiner Weltanschauung bieten würde.

Die Tatsache, daß sich die meisten Menschen ihrer Weltanschauung gar nicht bewußt sind, bedeutet nun aber nicht etwa, daß sie ihr gegenüber eine völlig unkritische Haltung einnehmen. Vielmehr setzen sie sich im Unterbewußtsein mit ihrer Lebensphilosophie auseinander, und sie korrigieren ihre jeweilige Einstellung, falls sich das als notwendig herausstellen sollte. Für eine Weltanschauung ist mithin der Lebensprozeß eine fortwährende Prüfung. Und in dieser Prüfung kann nur das bestehen, was sich als praktisch anwendbar erweist.

Der Mensch ist stets darauf bedacht, sein Leben in einen sinnvollen Rahmen zu stellen, so daß die nackten Tatsachen und ungeordneten Erfahrungen Bedeutung erhalten. All unsere Urteile, Entscheidungen, Prinzipien und Meinungen sind demzufolge nicht einfach Aneinanderreihungen, sondern sind tief verwurzelt in unserem innersten Wertgefüge und Sinngebungsrahmen.

Prüfstein für eine Weltanschauung ist allein die Praxis. In der Praxis muß sich zeigen, ob der jeweilige Rahmen, in den ein Mensch sein Leben gestellt hat, richtig ist oder nicht. Theoretische Erwägungen mögen zwar interessant sein, bleiben aber an diesem Punkt ohne Belang.

Wenn wir uns nun dem Glauben zuwenden, so können wir auf dem Hintergrund des soeben Erörterten zunächst einmal festhalten: Der Glaube eines Menschen bestimmt sich in aller Regel nicht nach irgendwelchen theoretischen Überlegungen, sondern

nach seiner Anwendbarkeit in der Praxis. Der Mensch glaubt, was sich in seinem Leben als »funktionstüchtig« herausstellt.

Das Leben ist also die praktische Prüfung des Glaubens. Jeder Augenblick, jede neue Erfahrung fordert den Glauben zu einer Interpretation heraus. Die Fragen, die sich dann stellen, lauten etwa: Kann mein Glaube mit dieser neuen Erfahrung arbeiten? Läßt sie sich in ihn einordnen? Oder wird diese Erfahrung meinen Glauben gar untergraben? Das tägliche Leben bedeutet demnach eine dauernde Herausforderung für den Glauben. Ungezählte Fragen werden dem Glauben gestellt, und seine Antworten müssen praktikabel und zeitgemäß sein. Diese ständige Herausforderung verlangt einen existentiellen Glauben. Entweder ist er der Sache gewachsen – dann wird er sich während dieses dauernden Prüfungsprozesses vergrößern; oder er wird versagen, seine Autorität einbüßen, langsam schwächer und schließlich unwirklich werden.

Das Kriterium für die Wahrheit des Glaubens ist also die praktische Augenblicksentscheidung. Und genau hier lauert der Zweifel. Wenn der Glaube wahr ist, wird er die Szene beherrschen und den Zweifel nicht hereinlassen. Zeigt der Glaube jedoch das leiseste Zögern, geringste Anzeichen von Schwäche, dann betritt der Zweifel die Szene. Irgendeine konkrete Lebenssituation stellt sich als zu schwierig für den Glauben heraus, und schon ist die Tür für den Zweifel geöffnet.

Dieser gesamte Prozeß, den ich eben beschrieben habe, ist den meisten Menschen nicht bewußt, vielmehr vollzieht er sich unterhalb des Bewußtseins. Und diese Tatsache macht den hier behandelten Zweifel doppelt gefährlich. Der erzeugte Zweifel hat zunächst die Form eines feinen Risses in der Autorität des Glaubens. Eine Zeitlang mag dieser Riß klein bleiben, doch dann kann er plötzlich so groß werden, daß der Glaube völlig zerreißt.

Es ist deshalb wichtig, daß wir uns diese ständige Überprüfung unseres Glaubens klarmachen, damit wir eventuell aufkommenden Zweifeln sofort wirksam begegnen können. Im Bewußtmachen der eigenen Weltanschauung sollten sich ja gerade die Christen von den Menschen mit anderen Weltanschauungen unterscheiden.

Der Zweifel, um den es hier geht, tritt immer dann auf den Plan, wenn sich der Glaube als nicht in die Praxis umsetzbar herausstellt. Das bedeutet nun aber keineswegs, daß alleiniger Maßstab für die Wahrheit des christlichen Glaubens seine »Funktionstüchtigkeit« im täglichen Leben ist. Das Christentum ist nicht deshalb wahr, weil es »funktioniert«; doch wenn es nicht in »Funktion« gesetzt wird, muß die Wahrheit des Christentums unter Zweifeln »verrosten«.

Die langsame Erosion des Glaubens

Die Ursache dieses Zweifels liegt auf der Hand: Die Menschen »verlieren« nicht einfach ihren Glauben, sondern sie hören auf, ihn anzuwenden. Merkmale dieses Zweifels sind Stillstand, Unentschlossenheit, Sich-treiben-lassen. Der französische Novelist Georges Bernanos beschreibt das mit den Worten eines jungen Landpfarrers, der in sein Tagebuch notierte:

»Nein, ich habe nicht den Glauben verloren. Der Ausdruck »den Glauben verlieren«, so wie man seinen Geldbeutel verliert oder seinen Schlüsselbund, ist mir übrigens immer ein wenig albern vorgekommen. Er muß zum Wortschatz der kleinbürgerlichen, tadellosen Frömmigkeit gehören, Hinterlassenschaft der ebenso trübsinnigen wie schwatzhaften Priester des 18. Jahrhunderts sein. *Man verliert nicht den Glauben, er hört auf, dem Leben Form zu geben, das ist alles.* Und darum haben alte erfahrene Lenker der Herzen nicht Unrecht, wenn sie gegenüber »geistlichen Krisen« ihre Zweifel hegen, denn sie sind gewiß viel seltener, als man behauptet. Wenn ein gebildeter Mensch allmählich ganz unmerklich dahin gelangt ist, seinen Glauben in irgendeinen Schlupfwinkel seines Gehirns zurückzudrängen, wo er ihn durch angestregtes Nachdenken wiederfinden kann, und wenn er dann für das, was nicht mehr ist, aber hätte sein können, noch zärtliches Mitgefühl hegt, ja, dann darf man doch solch einem abgehäuteten Kennbild nicht den Namen Glauben geben . . .«¹

Dies ist gleichsam die »feine Art« zu zweifeln. Als ob eine langsame, bedächtige Hinwendung zum Unglauben keine wirkliche Hinwendung wäre! Mit einem Gefühl »aufrichtigen« Bedauerns

wird der Glaube beiseite geschoben. Auf diese Weise kann man seine Verantwortung elegant loswerden.

Wie die langsame Erosion des Glaubens vonstatten geht, beschrieb Charles Darwin in seiner Autobiographie: »Ich glaubte immer weniger an das Christentum als eine göttliche Offenbarung . . . Der Unglaube besiegte mich nur sehr langsam, doch schließlich vollständig. Sein Fortschreiten war so langsam, daß ich kein Unbehagen fühlte, und ich habe seitdem nie auch nur eine einzige Sekunde gezweifelt, daß meine Entscheidung richtig war.«²

Die Abkehr vom Glauben vollzieht sich bei vielen Menschen Schritt für Schritt, Stück für Stück, fast unmerklich. Der Glaube wird nicht plötzlich vom Blitz getroffen, sondern er ist derart vielen eiskalten Wintern ausgesetzt, daß er schließlich total »erfriert«.

In einer Zeit der religiösen Talfahrt wie der unsrigen, ist der Einfluß dieses Zweifels wesentlich größer als je zuvor. C. S. Lewis schrieb: »Wenn Sie hundert Leute fragen würden, die ihren Glauben an das Christentum verloren haben, möchte ich wissen, wie viele von ihnen durch ehrliche Überlegung davon abgekommen sind.«³

Ein Beispiel für dieses langsame »Abdriften« vom Glauben war die christliche Gemeinde von Sardes in Kleinasien, an deren Adresse die Worte Christi gerichtet waren: »Du hast den Namen, daß du lebest, und bist tot. Werde wach und stärke das andere, das sterben will« (Offenbarung 3, 1. 2). Die Kluft zwischen dem Ruf und der Realität der Gemeinde war einfach zu offensichtlich. Die Christen von Sardes waren von ihrem guten Ruf derart überzeugt, daß sie nicht merkten, wie sie langsam, aber sicher in den Unglauben hineintrrieben.

Ein lebendiger Glaube ist eine Beziehung, die wie jede menschliche Beziehung gehegt und gepflegt werden muß, wenn sie auch in Zukunft Bestand haben soll. Es ist nicht damit getan, daß zwei Menschen Freundschaft schließen. Diese Freundschaft muß sich auch weiterentwickeln.

Der Glaube läßt sich fast mit einer Kunst oder einer Fertigkeit vergleichen. Es ist nicht genug, daß man ihn »erlernt«, man

muß ihn auch praktizieren und ständig weiterentwickeln. Ein Konzertpianist muß acht Stunden am Tag üben, ein Marathonläufer täglich 20, 30 oder gar 50 Kilometer zurücklegen, um sich in Form zu halten. Nicht anders ist es mit dem Glauben. Es gibt wohl kaum etwas Erschütternderes, als einen 50jährigen Christen, der mit einem Glauben auszukommen versucht, den er als 20jähriger hatte, zumal wenn auf allen anderen Gebieten seines Lebens die Entwicklung weitergegangen ist. Solch ein Glaube ist eigentlich kaum mehr als eine Erinnerung.

Den Glauben weiterentwickeln!

Nun kommt wieder die Frage: Was kann man gegen diesen Zweifelstyp unternehmen? Antwort: Den Glauben arbeiten lassen! Ihn weiterentwickeln, ihn ständig überprüfen, ihm von Tag zu Tag mehr Tiefe verleihen. Der Zweifel, um den es hier geht, wurzelt nicht in einem falschen, sondern in einem total brachliegenden Glauben. Martin Luther sagte: »Der wahre, lebendige Glaube, den der Heilige Geist in unsere Herzen gibt, kann einfach nicht faul sein.«⁴ Oder wie George Whitefield, der große Evangelist des 18. Jahrhunderts, in sein Tagebuch schrieb: »Ich fühle mich nie besser, als wenn ich voll für Gott eingespannt bin.«⁵

Die Herausforderung an uns alle liegt also darin, daß wir unseren Glauben einer ständigen Prüfung unterziehen müssen. Der Glaube muß uns heute alles bedeuten, anderenfalls bedeutet er uns morgen gar nichts mehr. Die Erfahrungen, Einsichten und Antworten auf Fragen des Glaubens mögen gestern richtig und befriedigend gewesen sein, doch heute ist ein anderer Tag, und der fordert seine eigenen Einsichten und Antworten. Gottes Liebe und Wahrheit sind immer neu. Warum passen wir uns diesem ständigen Erneuerungsprozeß in unserem Glaubensleben nicht an? Was Paulus den Korinthern schrieb, ist auch eine Aufforderung an uns: »Versuchet euch selbst, ob ihr im Glauben seid; prüfet euch selbst!« (2. Korinther 13, 5).

Zweifel, die einem müßigen Glauben entspringen, sind heute weit verbreitet. Der Fortbestand der Staatskirchen in nachchristlichen Kulturen, die Gleichsetzung von christlichen Werten mit kulturellen Normen, die Existenz von christlichen Ghettos, die einseitige Betonung der Bekehrung statt des christlichen

Lebens, die Vernachlässigung der christlichen Sittenlehre – das alles sind Erscheinungsformen des modernen Christentums, die dem hier behandelten Zweifel Vorschub leisten, weil sie zu weitgehender Stagnation des Glaubenslebens führen.

Die Blutarmut des modernen Glaubens läßt sich in vielfältiger Hinsicht nachweisen. Nehmen wir beispielsweise das Bibellesen. Man ist doch zunächst geneigt, Menschen, die regelmäßig und ernsthaft ihre Bibel lesen, als »lebendig im Glauben« zu bezeichnen. Doch zuweilen trägt der Schein. Was äußerlich als lebendiges, biblisch orientiertes Christentum erscheint, mag in Wahrheit phantasieloser Traditionalismus sein. Mancher, der seine Bibel regelmäßig liest, erweckt nach außen hin den Anschein, als sei die Bibel für ihn die höchste Autorität, doch wenn es um die praktische Anwendung biblischer Lehren im täglichen Leben geht, spielt die Heilige Schrift plötzlich keine Rolle mehr. Die Ursache für solch eine Misere liegt in aller Regel darin, daß der Betreffende seinen Glauben nicht weiterentwickelt hat, daß er immer weiter in ganz bestimmten traditionellen Bahnen denkt. Da sich diese Traditionen aber zuweilen als nicht (mehr) praktikabel erweisen, beginnt er zu zweifeln.

Die »Therapie« ist auch hier nicht theologischer Art, sondern praktisch orientiert. Die Theologie »stimmt« ja sehr oft, doch wo ist die aus ihr resultierende, mutige Umsetzung in die Praxis? Ein mutiges, Tag für Tag gelebtes, Christentum würde die Welt aufhorchen lassen. Wir Christen haben als Antwort auf unsere Fragen das eine Buch von Gott bekommen: die Bibel. Doch wir haben es immer wieder versäumt, andere Bücher im Lichte dieses einen Buches zu lesen. Statt dessen haben wir es in Quarantäne gehalten, in der Isolation einer eigenen religiösen Welt. Und dann wundern wir uns, daß die übrige Welt das Wort Gottes kaum beachtet?!

Die Realität unseres Lebens stellt ungezählte Fragen an uns, die wir alle im Lichte der Bibel beantworten könnten. Doch wir trennen Leben und Bibel voneinander. Wir neigen dazu, uns vom täglichen Leben abzuwenden, um die Bibel zu lesen. Biblische Welt und übrige Welt werden von uns fein säuberlich getrennt.

Statt nach ihren Lehren zu handeln, statt zu versuchen, sie zu verstehen, statt den Willen Gottes in seinem Wort zu erfor-

schen, um ihn in unser tägliches Leben aufzunehmen, beschränken wir die Bibel auf einen ständig schrumpfenden Wirkungskreis, außerhalb dessen das Leben immer komplizierter und weltlicher wird. Wir schneiden die Bibel ab von der Wirklichkeit und wundern uns dann, daß sie uns schließlich unwirklich vorkommt, daß sie nicht mehr so dynamisch und lebendig ist wie ehemals.

Unsere gefallene Natur treibt uns dazu, die Lautstärke des Wortes Gottes herunterzudrehen. Schließlich, wenn wir es auf Zimmerlautstärke eingestellt haben, sind die Worte der Heiligen Schrift nur noch sakrale Hintergrundmusik.

Es gibt zwei Möglichkeiten, wie wir in unserem Leben mit der Bibel umgehen können. Entweder wir stehen über dem Wort Gottes – oder Gottes Wort steht über uns. Im letzteren Fall befinden wir uns auf dem Weg der Nachfolge, auf dem wir all unser Tun und Denken am Wort Gottes orientieren. Die erste Möglichkeit hingegen beschreibt den Weg des oberflächlichen Glaubens und der billigen Gnade. Wer diesen Weg beschreitet, hat in Wahrheit gar nicht erkannt, was die Heilige Schrift für unser menschliches Leben bedeutet. Er mißbraucht sie lediglich dazu, sein Verhalten zu rechtfertigen, indem er sie so interpretiert, daß sie seinen Anforderungen genügt.

Wird sich denn, so muß man nun fragen, ein Mensch, der es mit dem Christentum wirklich ernst meint, jemals über Gottes Wort stellen wollen? Es scheint unwahrscheinlich. Doch es ist nicht unwahrscheinlich.

Wie konnte es denn geschehen, daß Christen die Kreuzzüge, Sklaverei, Rassismus oder andere Formen des Bösen unterstützten? Diese Menschen waren ja nicht etwa böswillig und nur darauf aus, die Bibel für ihre selbstsüchtigen Zwecke zu mißbrauchen. Man muß ihnen durchaus zugestehen, ein rechtes Christentum angestrebt zu haben. Der Fehler, den sie machten, lag darin, daß sie die Bibel nicht in ihrer ganzen Wahrheit annehmen wollten. Wenn wir uns nicht bewußt dazu entschließen, uns ganz unter Gottes Wort zu stellen, gleiten wir unbewußt in die entgegengesetzte Richtung, die uns vom Glauben abbringt.

Die Problematik sieht ähnlich aus, wenn es darum geht, die Bibel und ihre Aussagen zu verteidigen. Allzu oft verteidigen wir

die Heilige Schrift in einer Art und Weise, die in Wahrheit ihre Autorität untergräbt. Als Richtschnur kann man formulieren: Eine »Verteidigung« der Bibel ist immer dann verfehlt, wenn sie bezwecken soll, die Bibel vor den Fragen der menschlichen Wirklichkeit abzuschirmen. Wissenschaftliche, politische oder psychologische Fragen gehören nun einmal zum täglichen Leben des Menschen. Wir erweisen der Bibel einen Bärenienst mit unserer gutgemeinten, aber ungeschickten Verteidigung.

Den Glauben fit halten!

Was für die Haltung gegenüber der Bibel zutrifft, gilt auch für die meisten anderen Lebensbereiche. Wie ein guter Sportler im Training, so muß sich auch der Glaube fit halten. Er muß sich ständig trimmen, er darf nie aus der Übung kommen. Der christliche Glaube muß sich dem ständigen Wettkampf des täglichen Lebens stellen, damit seine Muskeln nicht schlaff werden.

Nicht ohne Grund verwendet die Bibel für den Glauben Bilder, die Mühe, Energie und Aktivität ausdrücken. Der Glaube wird mit einem Sportler verglichen, welcher der Ziellinie zustrebt: einem Boxer, der sich durch sein Training in hervorragender Form hält; einem Soldaten, der für den Kampf gerüstet ist.⁶ Hier ist kein Platz für den schlecht trainierten Läufer, den übergewichtigen Boxer, der sich schwerfällig im Ring bewegt, den Soldaten wider Willen, den es von seiner Truppe fortzieht. Der Glaube muß vorwärtsstürmen, anderenfalls wird er in die Defensive gedrängt. Der Glaube bleibt ständig in Übung – oder er wird träge und entwickelt sich schließlich zum Unglauben.

Jesus beschließt die Bergpredigt mit unbeugsamer Strenge, wenn er vor einem leeren Bekenntnis warnt und unmißverständlich klarmacht, daß nur der gehorsame Glaube zählt:

»Ein guter Baum kann nicht arge Früchte bringen, und ein fauler Baum kann nicht gute Früchte bringen. Ein jeglicher Baum, der nicht gute Früchte bringt, wird abgehauen und ins Feuer geworfen. Darum, an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen. Es werden nicht alle, die zu mir sagen: Herr, Herr! in das Himmelreich kommen, sondern die den Willen tun meines Vaters im Himmel . . .

Darum, wer diese meine Rede hört und tut sie, der gleicht

einem klugen Mann, der sein Haus auf den Felsen baute . . . Und wer diese Rede hört und tut sie nicht, der ist einem törichten Mann gleich, der sein Haus auf den Sand baute.« (Matthäus 7, 18–26).

»Wer ist meine Mutter und meine Brüder?« fragte Jesus. »Und er sah rings um sich auf die, die um ihn im Kreise saßen, und sprach: Siehe, das ist meine Mutter und meine Brüder! Wer Gottes Willen tut, der ist mein Bruder und meine Schwester und meine Mutter.« (Markus 3, 33–35).

Christlicher Glaube kann einfach nicht darauf verzichten, die Wahrheit zu praktizieren. Nur gelebter Glaube ist auch lebendiger Glaube. Wo dieser lebendige Glaube vorhanden ist, hat der Zweifel, mit dem wir uns in diesem Kapitel beschäftigt haben, keine Chance.

6. Kapitel

Zweifel aufgrund unkontrollierter Gefühle

(»Kämpfen Ihre emotionalen Kräfte für oder gegen Sie?«)

Ich kenne jemand, der panische Angst vorm Fliegen hat. Immer wieder haben Bekannte versucht, ihn davon zu überzeugen, daß es wesentlich sicherer ist zu fliegen als Auto zu fahren. Vielleicht wird ja eines Tages jemand kommen, der ihn dazu überredet, in ein Flugzeug zu steigen. Aber ich weiß ganz genau, daß der Betreffende auch dann noch ein Auto bevorzugen würde. Er hat eben ein schlechtes Gefühl, wenn er ans Fliegen denkt, und das läßt sich nicht durch rationale Erwägungen vertreiben. Die Stärke rationaler Argumentation ist nichts im Vergleich zu der Kraft der Gefühle.

Bleiben wir noch etwas bei unserem Beispiel. Im Warteraum des Flughafens ist es noch leicht, rational zu denken. Anders wird das auf der Rollbahn. Wenn die Gurte angelegt sind und die Triebwerke röhren, dann kann man die Stimme der Vernunft kaum hinter dem Brausen der Gefühle vernehmen.

Das Problem ist nicht, daß die Vernunft den Glauben angreifen könnte, sondern daß die Gefühle sowohl die Vernunft als auch den Glauben besiegen könnten.

Der sechste Zweifelstyp entsteht an dem Punkt, wo sich die Gefühle des Glaubenden erheben (lebhaftes Phantasie, wechselnde Stimmungen, Gefühlsschwankungen, spontane Reaktionen) und jegliche vernünftige Regung des Glaubens überwältigen. Der Glaube muß sich schließlich geschlagen zurückziehen, geschlagen von tobenden Gefühlen, die noch wenige Augenblicke vorher völlig ruhig waren. Vernunft und Glaubensgehorsam werden geknebelt. Im Inneren des Menschen hat sich eine Revolte entwickelt, die für gewisse Zeit eine Gewaltherrschaft ausübt.

Die Gefühle proben den Aufstand

Die grundlegende Frage des Glaubens ist die nach seiner Glaubwürdigkeit. Ist es wahr, was ich glaube? Ist die Person, der ich vertraue, auch dessen würdig? Wer zum Glauben kommt, wird zuvor einen heftigen Kampf um Wahrheit und Glaubwürdigkeit ausfechten müssen.

Wenn sich jemand entschließt, Christ zu werden, spielen dabei subjektive Faktoren sicherlich eine große Rolle. Soll der Glaube jedoch Bestand haben, dann müssen letztlich objektive Kriterien entscheidend sein. Vernünftige Überlegungen, nicht Gefühle, müssen entscheiden, ob der Glaube richtig oder falsch ist. Verständnis und rational begründete Entscheidung sind beim Glauben stets wichtiger als Gefühlsaufwallungen.

Die Bekehrung bewirkt eine totale Veränderung des ganzen Menschen. Insofern sind natürlich auch zutiefst die Gefühle angesprochen. Doch Gefühle allein machen noch keine Bekehrung. Nicht, daß das Christentum eine rein rationale Angelegenheit wäre, welche die Gefühle nicht anspräche. Aber auf jenem Weg, der einen Menschen zum Glauben führt, spielen die Gefühle eine nur untergeordnete Rolle, untergeordnet gegenüber verständiger Wahrheitsfindung.

Nun hört sich das in der Theorie zwar gut an, doch die Praxis sieht oftmals anders aus. Insbesondere, wenn die Gefühle eine wichtige Rolle spielten, als wir zum Glauben kamen, können sie sich auch später immer wieder allzu leicht in den Vordergrund spielen. Wenn sich der Glaube nach der Bekehrung nicht richtig entwickeln will, so kann das daran liegen, daß die explosive Kraft der Gefühle, die der Bekehrung folgen, ein Wachstum im Glauben nahezu unmöglich macht.

Wenn wir Menschen nicht den Sündenfall hinter uns hätten, so wären wir geprägt von einer natürlichen Harmonie zwischen Verständnis, Wollen und Fühlen. All unsere Aktionen und Reaktionen wären ein Ganzes. Doch dieses Gleichgewicht hat niemand von uns. Sünde – das bedeutet nicht nur, daß wir uns von Gott und den Mitmenschen entfremdet haben, es bedeutet auch, daß wir uns selbst fremd geworden sind. Die schöpfungsgemäße Harmonie in uns ist verschwunden. Bei manchen Menschen führt diese Entfremdung zu schweren Gefühlsstörungen.

Bei den meisten von uns äußert sich diese innere Disharmonie jedoch in einer ständig wachsenden Betriebsamkeit, die keinen tieferen Sinn erkennen läßt. Wir haben uns bei alledem so sehr an unsere gefallene Natur gewöhnt, daß wir dazu neigen, sie als normal hinzunehmen.

Der zerstörerische Einfluß der Sünde, der sich in jener Entfremdung des Menschen äußert, betrifft natürlich nicht nur unsere Gefühle, sondern unser ganzes Sein. Doch die Gefühle spielen dabei eine ganz besondere Rolle. Es handelt sich bei ihnen nämlich um einen Teil von uns, der äußeren Einflüssen am leichtesten zugänglich ist. Gefühle lassen sich weitaus leichter manipulieren als Gedanken. Es gibt sogar Menschen, die behaupten, unser Körper sei krankhaften Ansteckungen gegenüber wesentlich widerstandsfähiger als unsere Gefühlswelt.

Man kann unseren Verstand dazu bringen, sich vom christlichen Glauben abzuwenden. Doch ehe es dazu kommt, bedarf es schon einiger Anstrengung. Manipulation der Gefühle hingegen bereitet nicht so große Mühe. Lange, bevor unser Verstand dem christlichen Glauben den Rücken kehrt, haben unsere Gefühle schon das Handtuch geworfen.

Nach dem bisher Gesagten könnte man den Eindruck gewinnen, das Problem liege darin, daß unsere Gefühle zu schwach sind. Doch das Gegenteil ist der Fall: unsere Gefühle sind zu stark. Schwach sind sie nur insofern, als sie leicht zu beeinflussen sind. Die eigentliche Gefahr liegt jedoch in ihrer Stärke, die sich darin äußert, daß sie in unserem Inneren revoltieren.

Zuweilen mag es dem Verstand gelingen, die Gefühle einigermaßen unter Kontrolle zu halten, aber wirklich gebändigt sind sie nie. Allzu oft lehnen sie sich gegen den Verstand auf und veranstalten ihre eigene »Palastrevolution« in unserer Persönlichkeit. Dann entwickeln sie eine solche Kraft, daß rationale Überlegungen einstweilen auf der Strecke bleiben. In solchen Momenten ist die Zerbrechlichkeit der menschlichen Vernunft nur allzu offensichtlich. Sie scheint keine Chance zu haben gegen die elementare Kraft von Angst, Wut, Haß, Eifersucht und Begierde.

Auch diese Art von Zweifeln ist nicht ein Spezifikum des christlichen Glaubens. Es ist ja nicht etwa so, daß nur die Christen

von gefühlsmäßigen Zweifeln geplagt würden. Jeder Mensch leidet unter Zweifeln, die von seinem Gefühl abhängen. Die Christen empfinden sie aber besonders im Zusammenhang mit ihrem Glauben.

Kennzeichnend für diese gefühlsmäßige Unsicherheit ist zunächst einmal, daß sie wenig mit dem Inhalt des Glaubens zu tun hat, aber viel mit dem Menschen, der glaubt. Blaise Pascal schreibt: »Stellen wir den größten Philosophen der Welt auf eine Planke, die nur etwas breiter als unbedingt notwendig ist: wenn sich darunter ein Abgrund auftut, wird seine Vorstellungskraft ihn überwältigen, obwohl ihm seine Vernunft sagt, daß er in Sicherheit ist.«¹ James Thurber äußerte sich ähnlich: »Jeder Mensch hat manchmal den Verdacht, daß der Planet, auf dem er lebt, eigentlich ohne Ziel durchs All treibt. Oftmals kriechen in uns dann schwarze Zweifel hoch.«²

Das klassische biblische Beispiel für den Zweifel, mit dem wir uns hier beschäftigen, ist die tiefe Niedergeschlagenheit und das Todesverlangen des Elia. »Er setzte sich unter einen Wacholder und wünschte sich zu sterben und sprach: Es ist genug, so nimm nun, Herr, meine Seele; ich bin nicht besser als meine Väter« (1. Könige 19, 4). Einerseits erscheinen dieser totale Kollaps des Willens und das schwächliche Selbstmitleid unverständlich. Der Prophet war sehr erfolgreich und anerkannt. Er schien sein Ziel erreicht zu haben. Die Massen standen hinter ihm, die königliche Macht war gebrochen, die Feinde Gottes waren ausgeschaltet. Doch als ihm die Königin erneut droht und nach dem Leben trachtet, da verläßt ihn der Mut und er läuft um sein Leben. Diese Reaktion erscheint zunächst unverständlich.

Andererseits aber ist seine Haltung nur zu verständlich. Die zurückliegenden Jahre hatten seine Gefühle derart angespannt, daß er einfach keine Widerstandskraft mehr besaß. Eine Drohung nur genügte, und er steckte auf. Nicht Gott hatte ihn aufgegeben, sondern seine Gefühle hatten seinen Glauben und seine Vernunft überwältigt und ihn in ein Meer von Hoffnungslosigkeit gestürzt. – Der Prophet Jeremia erlebte einen ähnlichen Zusammenbruch. Seine Kraftreserven waren erschöpft, da wurde auch sein Glaube schwächer: »Ich sprach: Mein Ruhm und meine Hoffnung auf den Herrn sind dahin« (Klagelieder 3, 18).

Unser Glaube mag noch so stark, unser Wille noch so fest sein – es gibt keine absolute Garantie dafür, daß der Zweifel nicht durch die Hintertür der Gefühle in den Raum des Glaubens eindringt. Erschöpfung, Einsamkeit, eine sich lange hinziehende Krankheit, ein Unfall oder Trauerfall, starke Müdigkeit, plötzlicher Zorn, Eifersucht oder auch Hunger und Durst: all das gibt den Gefühlen die Möglichkeit, Zweifel zu säen. Und diese Zweifel können unserem Glauben mehr zusetzen, als die härtesten Fragen eines militanten Atheisten.

Anlaß für solch einen Zweifel muß nicht unbedingt ein riesiges Problem sein. In der Regel erweist sich ein leichtes Unbehagen als wesentlich wirkungsvoller. Vordergründig braucht dieses Unbehagen gar nichts mit Gott oder Theologie zu tun zu haben. Vielleicht wurde es nur durch die Auffassung eines Mitchristen hervorgerufen. Deshalb warnt C. S. Lewis besonders die neubekehrten Christen:

»Nehmen wir an, die Vernunft eines Menschen sieht ein, daß das Gewicht der Beweise für das Christentum spricht. Ich kann voraussagen, was diesem Menschen in den nächsten Wochen widerfahren wird: Es wird ein Moment kommen mit schlechten Nachrichten, oder er wird irgendwelche Schwierigkeiten haben oder unter Menschen leben, die nicht dasselbe glauben. Auf einmal werden seine Gefühle aufwallen und wie ein Blitz in seinen Glauben einschlagen. Glaube, wie ich ihn verstehe, ist deshalb die Kunst, an den Dingen festzuhalten, welche die Vernunft einmal akzeptiert hat, ohne auf wechselnde Stimmungen einzugehen.«³

Kopf und Herz

Es gibt mehrere Gründe, warum dieser Zweifelstyp für den Menschen von heute besonders gefährlich ist. Ein Grund dafür ist, daß viele Christen ihren Glauben primär an ihren Gefühlen orientieren. Als Rechtfertigung dafür spricht man von dem Unterschied zwischen »Kopf« und »Herz«, der auch in der Bibel zu finden ist.

Wenn die Bibel von *Herz* spricht, so meint sie fast das Gegenteil von dem, was wir heute unter diesem Begriff verstehen. Eine ge-

naue Untersuchung der einschlägigen Bibelstellen zeigt uns nämlich, daß »Herz« nur bei einem Teil der vielen hundert Fundstellen mit »Gefühl« übersetzt werden kann. In der Mehrzahl dieser Fassungen würden die jeweiligen Abschnitte völlig unsinnig, wollte man »Herz« als »Gefühl« interpretieren. Wenn die Bibel von »Herz« spricht, so meint sie in der Regel die gesamte Persönlichkeit des Menschen, sein ganzes Ich. In den meisten Fällen bezieht sich der Begriff auf des Menschen Denkfähigkeit und nicht auf das Gefühl.

Interpretationsfehler wie dieser verbreiten Glaubensstandpunkte, die völlig unbiblich sind. Obendrein sind sie auch total wirkungslos, um den gefühlsmäßigen Zweifel zu bekämpfen. Die Schlacht ist verloren, ehe sie überhaupt begonnen hat. Längst bevor sich der Zweifel in der Persönlichkeit des Betreffenden eingenistet hatte, bestand bereits jene verfehltete Unterscheidung zwischen »Kopf« und »Herz« mit der einseitigen Betonung des Wortes »Herz«, das man fälschlicherweise mit »Gefühl« identifizierte. Der Verstand wurde dabei gröblichst vernachlässigt. In der Zeit, als der Glaube bei diesem Menschen noch eine Rolle spielte, waren die frommen Gefühle alles. Als dann der Zweifel kam, waren es immer noch Gefühle, die das Feld beherrschten. Der Unterschied bestand einzig und allein darin, daß die Gefühle nun auf der anderen Seite kämpften: für den Zweifel und gegen den Glauben.

Wenn wirklich nur die Gefühle zählten, hätten Glaube und Zweifel nichts mit Wahrheit zu tun. Dann würde es sich bei Glaube und Zweifel lediglich um zwei Bezeichnungen handeln, welchen die Gefühle ihren wechselnden Stimmungen geben.

Fremde in einem fremden Land

Ein weiterer Grund dafür, daß dieser Zweifelstyp heute so weit verbreitet ist, besteht in der sozialen Isolation vieler Christen. In unserer westlichen Gesellschaft mag diese Isolation nicht so offensichtlich sein, und doch ist sie vorhanden; denn unsere Gesellschaft ist pluralistisch und nach-christlich. In der Massengesellschaft versuchen die Medien eine gemeinsame Welt der Bezugssysteme zu schaffen. Durch permanente Wiederholung derselben Worte und Inhalte soll unterschwellig eine allgemeine, von allen geteilte Haltung hervorgerufen werden. Die

Gleichschaltung durch die Massenmedien reicht heute vom Witz, über den die ganze Nation lacht, bis zur Ideologie, die möglichst alle teilen sollen. Bei alledem ist man bemüht, dem Leben des Menschen einen festen Rahmen zu geben. Innerhalb dieses Rahmens sind zwar individuelle Unterschiede erlaubt und sogar erwünscht. Wenn die persönliche Meinung allerdings zu sehr aus dem von oben verordneten Bezugsrahmen fällt, wird es problematisch. Toleranz wird zwar großgeschrieben, praktiziert wird sie aber nur in engen Grenzen. Eine offiziell empfohlene Weltanschauung gibt es nicht; gleichwohl rangieren immer die neuesten Gedanken und Thesen auf Platz eins. Über frühere Denkmodelle schüttelt man heute – in vermeintlicher Weisheit – den Kopf.

In solch einer Gesellschaft Christ zu sein, heißt: gegen den Strom zu schwimmen. Die meisten Mitglieder dieser Gesellschaft haben nicht viel Ahnung vom Christentum. Mehr noch: sie sehen das Christentum karikiert durch eine Brille von Vorurteilen. Unter diesen Verhältnissen gehört Mut dazu, seinen christlichen Glauben zu bekennen. Und wer diesen Mut aufbringt, wird unausweichlich in eine gewisse Isolation hineingetragen, weil ein mutiges Bekenntnis zum christlichen Glauben die Unterschiede zu den vielen Nichtchristen ganz offensichtlich werden läßt.

Kürzlich schrieb mir ein Freund aus Osteuropa. Da er in einem marxistischen Staat lebt, in dem sich nur wenige Menschen zum christlichen Glauben bekennen, empfindet er die wenigen christlichen Gemeinden als besonders isoliert von ihrer Umwelt. Er wirft ihnen vor, eine völlig festgefahrene Denkweise zu haben und sich aus der Welt zurückzuziehen. »Das sind Gruppen«, schreibt er, »mit denen ich nie eine gemeinsame Sprache sprechen werde. So stehe ich ziemlich allein im Glaubenskampf, der in mir tobt, und zuweilen fühle ich mich, als sollte ich lieber aufgeben.«

Dieses Geständnis hat mich umso mehr erschüttert, als dieser Mann ein äußerst empfindsamer christlicher Denker ist. Die gefährlichen Zweifel, die ihn quälen, wurzeln vornehmlich in der Isolation, die er erlebt. In meiner Antwort an ihn hätte ich lange philosophische oder theologische Diskussionen beginnen können, doch ich fühlte, daß er keine Patentlösungen brauchte, sondern Liebe und menschliche Zuwendung. Das war es nämlich, was er vermißte.

Wenn jemand Christ geworden ist, wird er früher oder später dieses Gefühl der Einsamkeit, diese plötzliche Isolation von seiner Familie oder seinen Freunden empfinden, wenn auch vielleicht nicht so stark. Sein »neuer Glaube« entfernt ihn von seinen Freunden mit ihrem »alten Glauben«.

In solchen Situationen begehen Neubekehrte oftmals einen Fehler. Sie neigen allzu leicht dazu, die anderen als Ungläubige abzustempeln und sich über sie zu erheben. Das Ergebnis sieht dann so aus, daß sich diese jungen Christen primär auf den Unterschied zwischen Gläubigen und Ungläubigen konzentrieren, anstatt auf den Unterschied, den der Glaube bewirkt. Nicht selten entspringt ein solches Verhalten auch einer inneren Unsicherheit. Um diese Unsicherheit zu überspielen, legen junge Christen dann Zeugnis ab, wo immer und wann immer sich Gelegenheit dazu bietet. Weil sie dabei oftmals recht ungeschickt vorgehen, wehren sich Freunde und Bekannte gegen die »Angriffe« dieses neuen Glaubens, indem sie einen Schutzwall errichten, der sie fortan von dem Neubekehrten abschirmt. Der mag nun seinen Glauben so oft anpreisen, wie er will – man reagiert gar nicht darauf. »Schweigen ist die schlimmste Form von Verfolgung«, schrieb Pascal.⁴

Kein Wunder also, daß die jungen Christen oftmals so niedergeschlagen sind, wenn in ihnen Gefühle des Versagens hochkommen. Sie spüren, daß sie eine wichtige Prüfung nicht bestanden haben, und damit bieten sie dem Zweifel Gelegenheit, seine ersten kritischen Fragen zu stellen. In Wirklichkeit zweifeln diese Menschen nicht an ihrem Glauben, sondern an sich selbst. Doch wer wiederholte Male von solchen Zweifeln geplagt wird, der wird schließlich auch seinen Glauben anklagen. Dabei ist in Wirklichkeit der Stil des Zeugnisablegens anzuklagen, der allzu oft stark gefühlsbetont und wenig mit Inhalt gefüllt ist.

Jeder von uns kennt Momente, in denen unsere Gefühle unser Gottvertrauen geradezu verjagen: ein Student im Examensstreß, ein von Arbeitslosigkeit bedrohter Familienvater, ein Handelsvertreter in einem kleinen Hotelzimmer, eine Mutter, die von ihrer unheilbaren Krankheit erfährt, ein Schriftsteller, dessen Werke niemand drucken will, ein Kirchenvorstand, in dem Hader und Zwietracht herrschen.

Versuchen Sie, sich selbst so gut kennenzulernen, daß Sie jene Gefahrenstunden mit ihren Belastungen bereits im Vorhinein erkennen. Bitte bedenken Sie: in den Zweifelsstunden ist nicht die Wahrheit des Christentums unter Beschuß, sondern ihr Glaube. Wenn der Glaube in Gefahr ist, durch eine Revolte der Gefühle unterdrückt zu werden, gerät er in Panik und verliert den Kontakt mit der Treue Gottes. Das führt unweigerlich zu Zweifeln.

Geistliches Leben – ganz praktisch

Kommen wir nun wieder zu der Frage, was man gegen diesen Zweifel unternehmen kann. Dabei sollten wir uns zunächst eines klarmachen: Bei dieser Art von Zweifeln ist es weniger von Belang, was der Betreffende ausspricht (also etwa die theologische Richtigkeit seiner Aussagen). Deshalb brauchen wir auch nicht im einzelnen zu korrigieren, was im Schwall der Gefühle aus dem betreffenden Menschen heraussprudelt. Wir sollten aber sehr wohl darauf achten, welche tiefere Ursache dem Symptom dieses Zweifels zugrundeliegen mag. Gefühlsaufwallungen und Zweifel sind ja nur das sichtbare Ergebnis eines tiefer liegenden Problems. Und diesem Problem gilt es auf die Spur zu kommen. Hier sollte die Therapie ansetzen, und nicht bei den Symptomen.

Betrachten wir einmal, wie Gott auf die Niedergeschlagenheit des Elia reagierte. Er gab ihm keine theologischen Nachhilfestunden, sondern verordnete ihm einfach Essen und Schlaf. »Und siehe, ein Engel rührte ihn an und sprach zu ihm: Steh auf und iß! Und er sah sich um, und siehe, zu seinen Häupten lag ein geröstetes Brot und ein Krug mit Wasser. Und als er gegessen und getrunken hatte, legte er sich wieder schlafen« (1. Könige 19, 5–6). Bevor Gott anfang, mit ihm zu sprechen, wurde Elia zweimal gespeist und hatte Gelegenheit zu schlafen. Dann erst zeigte ihm Gott in aller Liebe seinen Irrtum.

Weil Gott uns Menschen erschaffen hat, respektiert er auch unser Menschsein. Er behandelt uns als das, was wir sind. Unser Bedürfnis nach Nahrung und Unterkunft, unser Verlangen nach Liebe und Freundschaft – all das ist ihm nicht fremd. Jesus kommt unserer menschlichen Natur entgegen und lehrt uns beten: »Unser täglich Brot gib uns heute« (Matthäus 6, 11). An-

dere hätten die hungrige Volksmenge weggeschickt; er aber gibt ihnen zu essen. Nachdem er die Tochter des Jairus vom Tode erweckt hat, ermahnt er die Eltern sofort, »sie sollten ihr zu essen geben« (Markus 5, 43).

Seit dem Sündenfall steht der Mensch dauernd in der Versuchung, Menschliches und Geistliches fein säuberlich voneinander zu trennen. Mit einem Achselzucken berufen wir uns auf die Ausrede des »allzu Menschlichen«, wobei wir darunter üblicherweise das genaue Gegenstück zum Geistlichen verstehen. Wir fliehen ins Geistliche, wenn wir mit der Wirklichkeit nicht mehr zurechtkommen. Der Mensch möchte seiner menschlichen Realität nur allzugerne entfliehen und sich zum Engel hochstilisieren. Es scheint nur zwei Auswege aus diesem Dilemma zu geben, die beide wenig befriedigend sind: Entweder der Mensch wird Realist auf Kosten des geistlichen Lebens – oder er wird geistlich auf Kosten eines realitätsbezogenen Lebens. Gott aber wird da in höchstem Maße »geistlich«, wo er »menschlich« wird: in Jesus Christus.

Die Versuchung, das Geistliche und das Pragmatische gegeneinander auszuspielen oder jedenfalls beide voneinander getrennt zu halten, hat den Christen immer wieder zu schaffen gemacht. Die einen waren zu »weltlich«, die anderen waren »hinterweltlerisch«. Wer geistlich sein will, ohne sich für das Praktische und Nützliche offenzuhalten, der wird mit Sicherheit ungeistlich. Wer andererseits nur das Pragmatische sieht und sich allein vom Nützlichkeitsdenken leiten läßt, wird im sinnlosen Aktionismus enden.

Wenn jemand zweifelt, weil er dauernd müde ist, sollte er für geregelten Schlaf sorgen und nicht beten. Wenn jemand von Zweifeln geplagt wird, weil er überarbeitet und gereizt ist, braucht er keinen geistlichen Nachhilfeunterricht, sondern einen freien Tag auf dem Land, vielleicht sogar ein paar Wochen Urlaub. Wer sich niedergeschlagen fühlt, dem kann unter Umständen am ehesten ein wenig sportliche Betätigung helfen oder bessere Ernährung oder ein Abend mit einigen Freunden.

Manche Menschen leiden unter dem Wetterumschwung oder dem Wechsel der Jahreszeiten, andere fühlen sich bedrängt von bestimmten Erinnerungen. Für mich persönlich gibt es zum Beispiel keinen Monat, in dem ich deprimierter bin als im Juni.

Doch das hat nichts mit Horoskopen zu tun, sondern damit, daß ich in diesem Monat immer Heuschnupfen habe. In allen diesen Fällen werden unsere Gefühle von sehr praktischen und einsichtigen Ursachen beeinflußt, die eine entsprechend praktische Lösung verlangen.

Natürlich wird es uns nicht immer gelingen, die Ursache des Problems zu beseitigen. Bestimmte Erinnerungen kommen immer wieder, der Heuschnupfen auch. Doch wir können etwas dagegen unternehmen, daß diese so äußerlichen Faktoren über kurz oder lang unseren Glauben zerstören, weil sie unsere Gefühle gegen ihn aufhetzen. Wenn man ein Heilmittel gegen den Zweifel sucht, so ist es wichtig, daß man das richtige Mittel für den konkreten Einzelfall herausfindet. So lautet vielleicht für den einen die richtige Lösung: mehr Schlaf; für den anderen hingegen wäre etwas weniger Schlaf die beste Lösung und dafür etwas mehr Disziplin bei der Beantwortung des Stapels von Briefen auf seinem Schreibtisch.

Natürlich kann auch der hier behandelte Zweifelstyp wieder vielschichtiger Natur sein. Dann muß die Lösung dieser Vielschichtigkeit Rechnung tragen. In keinem Fall aber dürfen wir pragmatische und geistliche Lösungen auseinanderreißen. Nehmen wir als Beispiel die Reaktion Nehemias, dem sowohl die Feinde als auch seine eigene Mutlosigkeit zu schaffen machten. Er unternahm folgendes: »Wir aber beteten zu unserem Gott und stellten gegen sie Tag und Nacht Wachen auf« (Nehemia 4, 3). Natürlich war nicht einfach das Gebet die »geistliche« und das Aufstellen von Wachen die »pragmatische« Lösung. Beides war geistlich und praktisch zugleich. Weder das Beten noch das Aufstellen von Wachen hätte allein ausgereicht. Die gewünschte Wirkung erzeugten erst beide Faktoren gemeinsam.

Selbst-Beherrschung

Das erste, ganz praktische Heilmittel muß von einer langfristigen Therapie begleitet werden. Es geht darum, den Glauben so zu schulen, daß er nicht mehr durch Stimmungen und Gefühlschwankungen überwältigt werden kann. Diese langfristig angelegte Therapie ist einfach deshalb wichtig, weil wir beispielsweise nicht immer, wenn wir überarbeitet sind, eine Woche Urlaub nehmen können. Eine langfristige Behandlung dieser

Zweifelsart macht uns auch kurzfristig weniger verletzlich, indem sie unseren Glauben stärkt und uns somit weniger anfällig für Zweifel werden läßt.

Es hört sich zunächst zwar ganz gut an, wenn man sagt, mehr Schlaf und gutes Essen könnten den Zweifel vertreiben und den Glauben stärken. Ein Glaube jedoch, der auf derartige Stärkungsmittel immer wieder angewiesen ist, der in Stressituationen gleich ins Wanken gerät, ist aber auf die Dauer nicht widerstandsfähig. Unser Glaube sollte unsere Gefühle lenken, nicht andersherum.

Martyn Lloyd-Jones stellt eine Schlüsselfrage: »Ist Ihnen klar, daß die meiste Unzufriedenheit in Ihrem Leben dadurch entsteht, daß Sie sich selbst zuviel zuhören, anstatt selbst zu sich zu reden? Wir müssen selbst zu uns reden, anstatt unserem Selbst zu erlauben, zu uns zu sprechen!«⁵ Indem wir den Befehlen unserer Gefühle zuhören, anstatt ihnen Befehle zu erteilen, erliegen wir der gleichen Versuchung wie Adam und Eva. Die Ordnung der Welt wird auf den Kopf gestellt, wenn der Mensch von seinen Trieben und Gefühlen beherrscht wird. Wir sind dazu erschaffen, die Natur, auch unsere eigene Natur, zu kontrollieren. Solche Kontrolle entspringt aber nur einem disziplinierten Glauben. Blaise Pascal schlägt vor: »Schließlich muß man seine Zuflucht zu der Gewohnheit nehmen, wenn der Geist einmal gesehen hat, wo die Wahrheit ist, um diesen Glauben, der einem alle Augenblicke entgleitet, in sich einzusaugen und sich mit ihm zu färben.«⁶

Gewohnheiten stehen in unserem Zeitalter der Spontaneität nicht sehr hoch im Kurs. Eine Gewohnheit muß uns ja nicht gleich auf ein eingefahrenes Gleis führen, das uns träge macht. Wer sich beispielsweise eine ganz bestimmte Aktivität zur Gewohnheit macht, läuft sicherlich nicht Gefahr, träge und faul zu werden. Auf der anderen Seite gibt es natürlich auch ungezählte Gewohnheiten, die uns eigene Initiative abnehmen und letztlich zur Passivität führen. Aber das muß ja nicht sein.

Eine »aktive« Gewohnheit, die wir in unser Leben »einbauen« sollten, ist die Praxis eines uneingeschränkten Vertrauens zu Gott. Diese Gewohnheit sollte für uns gleichsam zur »zweiten Natur« werden. Der Glaube wird dann das kontrollierende Moment unseres Lebens sein und nicht unsere schwankenden Gefühle.

Die Art unserer Gefühle hängt von der Art unseres Glaubens ab (wie die Art unseres Glaubens wiederum von der Art unserer Glaubenserkenntnis abhängt). »Gefühle sind eine Folge des Glaubens; der Glaube muß unabhängig vom Gefühl zuerst da sein.«⁷ So versteht Martin Luther die Beziehung zwischen Glaube und Gefühl. Und er fügt an anderer Stelle hinzu: »Die Lektion des Glaubens ist eine Lektion, die ständig geübt und wiederholt werden muß.«⁸ Lloyd-Jones drückt es noch stärker aus:

»Die wichtigste Kunst des geistlichen Lebens ist, sich selbst zu führen. Man muß sich selbst an die Hand nehmen. Man muß sich selbst ansprechen, zu sich selbst predigen, sich selbst befragen. Der Kern dieser Sache ist, daß unser Selbst, dieser andere Mensch in uns, geleitet werden muß. Hören Sie ihm nicht zu; wenden Sie sich gegen ihn; sprechen Sie zu ihm; verdammen Sie ihn; erinnern Sie ihn daran, was Sie wissen, anstatt ihm dauernd nur zuzuhören und ihm zu erlauben, Sie zu beschweren und in Schwermut zu stürzen.«⁹

Kontrolle unserer Gefühle – das hat nichts mit Askese oder Verdrängung zu tun. Der Zweck ist ja nicht, unsere Gefühle zu unterdrücken, sondern in sie einzudringen, sie zu zähmen und in Dienst zu nehmen. Das Beispiel des Apostels Paulus unterstreicht, wie abgeschmackt unser Verständnis vom Glaubensgehorsam oft ist. Er schreibt an die Korinther: »Ich laufe aber so, nicht als aufs Ungewisse; ich fechte so, nicht als der in die Luft schlägt, sondern ich züchtige meinen Leib und zähme ihn; (1. Korinther 9, 26. 27). Wer sich den rigorosen Vorschriften des Paulus nicht unterwerfen will, dem sagt er im Thessalonicherbrief: »Ein jeglicher unter euch suche seinen Körper zu bewahren in Heiligkeit und Ehrbarkeit« (1. Thessalonicher 4, 4).

Wenn wir diesem Rat nicht folgen, werden uns unsere Gefühle an der Nase herumführen. Wir werden dann Sklaven unserer spontanen Reaktionen und plötzlichen Gefühlsaufwallungen. Doch wenn unser Glaube darin geschult ist, die Gefühle zu kontrollieren, wenn er es versteht, sich entschlossen gegen unsere Charakterschwächen aufzulehnen, dann wird sich der Zweifel nicht in unser Inneres einschleichen können.

7. Kapitel

Zweifel, bedingt durch alte seelische Wunden

(»Haben Sie ein Problem oder hat ein Problem Sie?«)

Haben Sie schon einmal erlebt, wie ein kleines Kind vor einem Zahnarztbesuch ängstlich zitterte und herzerreißend klagte? Oder wie ein Student immer wieder davon sprach, daß er keinerlei Chancen hätte, die Prüfung zu bestehen? Weder das kleine Kind noch der Student müssen deshalb unbedingt Pessimisten sein. Der psychologische Trick, den sie benutzen, ist viel subtiler: Beide rechnen mit dem Schlimmsten, damit das, was dann schließlich eintritt, immer noch besser ist als das, was sie erwartet haben.

Vergleichbare psychologische Ursachen hat der siebte Zweifels-typ, dem wir uns nun zuwenden wollen. Er ähnelt dem im vorausgegangenen Kapitel erörterten Zweifel übrigens so stark, daß man den Unterschied nicht sofort erkennt. Doch da der Zweifel, um den es nun gehen soll, wesentlich tiefer liegt als der gefühlsbedingte Zweifel, ist eine getrennte Erörterung beider Zweifelstypen angebracht.

Jede Generation neigt dazu, sich auf ihre eigenen besonderen Erkenntnisse, ihren selbstgewählten Bezugsrahmen oder ihre eigene Lieblingsdisziplin zu spezialisieren. Alles frühere Denken erscheint plötzlich in einem schiefen Licht. Für unsere Generation hat die Psychologie die zweifelhafte Ehre, alles andere in den Hintergrund gedrängt zu haben. Ihre Vorherrschaft hat eine untaugliche Alternative auf den Plan gebracht: Entweder wird alles aus einer psychologischen Perspektive interpretiert, oder jegliche Interpretation mit psychologischen Methoden und Begriffen wird verteufelt.

Von der ersten Position aus wird der Zweifel lediglich als psychologisches Phänomen betrachtet. Der Glaube habe keinerlei objektive Grundlage. Die Fähigkeit zu glauben sei also ausschließlich in der Psyche des betreffenden Menschen angesiedelt. Folgerichtig sei auch der Zweifel ausschließlich ein psy-

chologisches Phänomen. Glaube und Zweifel werden damit zu Angelegenheiten der Psychologie. Natürlich haben sich gegen diese Überbetonung der Psychologie längst Gegenkräfte formiert. Sie betonen die Elemente von Sünde, Entscheidung und Verantwortung so stark, daß jeder Hinweis auf mögliche psychologische Ursachen von Zweifeln mit dem Vorwurf beiseite geschoben wird, man wolle sich nur vor der Verantwortung drücken.

Nur ein ausgewogenes Verständnis beider Positionen kann bei dem in Frage stehenden Problem zu einer zuverlässigen Diagnose und einer hilfreichen Therapie führen. Völlige Ablehnung der Psychologie hätte lediglich das Ergebnis, daß wir den Zweifel, den wir uns auf den folgenden Seiten näher betrachten wollen, nicht erklären könnten. Denn dieser Zweifel ist vor allem psychologischer Natur. Er kann nicht gelöst werden ohne Einbeziehung der psychologischen Gegebenheiten der zweifelnden Person.

Schutz vor Schmerz und Enttäuschung

Gesunder Glaube ist wie der starke, feste Griff eines Menschen, der mit seiner Hand fassen und festhalten kann, was immer er will. Nun stellen Sie sich aber vor, Sie müßten etwas festhalten und hätten eine schlimme Wunde an der Hand. Der Gegenstand, den Sie halten wollen, ist vorhanden. Ihre Muskeln haben nichts von ihrer Stärke eingebüßt. Doch der Schmerz, der durch den Druck des Gegenstandes auf die Wunde entsteht, hat zur Folge, daß Sie die Kraft ihrer Muskeln nicht entfalten können.

Genau das geschieht bei diesem Zweifelstyp. Der Betreffende weiß, daß das Christentum wahr ist und daß er diese Wahrheit braucht. Er ist auch in der Lage, an diese Wahrheit zu glauben. Doch während er glaubt, drückt ihn eine alte psychische Wunde und verursacht unerträgliche Schmerzen. Unwillkürlich lockert er den festen Zugriff des Glaubens. Er hört also auf, den Glauben zu praktizieren. Dieser Rückzug wiederum verlangt nach Entschuldigungen, und die soll der Zweifel liefern.

Der Evangelist Lukas berichtet über den Abend des Ostersonntags. Ohne »Vorwarnung« betritt Jesus den Raum, in dem seine

Jünger versammelt sind und konfrontiert sie mit der lebendigen Wirklichkeit seiner Auferstehung. Für einen Moment schrecken sie zurück. Sie wissen nicht, ob sie dem glauben sollen, was sie sehen. Lukas beschreibt diese seltsame Situation mit den Worten: »Da sie aber noch nicht glaubten vor Freuden . . .« (Lukas 24, 41).

Dies war ein ganz bemerkenswerter Zweifel! Für gewöhnlich zweifeln wir so, wie es vorher in der Ostergeschichte beschrieben wird: Die Jünger wollten den Berichten, daß Jesus auferstanden sei, nicht glauben. Ihnen fehlten Beweise aus erster Hand, und solange sie die nicht hatten, zweifelten sie an der Wahrheit dieser Berichte.

Ganz anders ihr späterer »freudiger« Zweifel! Inzwischen war mehr als ein halber Tag vergangen, und mittlerweile waren zahlreiche Bestätigungen für die Berichte über die Auferstehung zu den Jüngern gedrungen. Sie hörten es von den Frauen, von den beiden Emmausjüngern und von Simon Petrus. Noch bevor Jesus ihnen erschien, waren sie bereits zu dem Schluß gekommen: »Der Herr ist wahrhaftig auferstanden«. Doch dann, als Jesus plötzlich vor ihnen stand, konnte ihr Glaube nicht mehr nur ein stummes Einverständnis sein. Jetzt wurde ihr Glaube mit der Realität konfrontiert. Und da gab es einen »Kurzschluß«, der ihren Glauben in Zweifel »umkippen« ließ. Was sie sahen, war nämlich genau das, was sie sich sehnlichst gewünscht hatten. Hätte sich dieser Glaube als falsch erwiesen, es wäre für die Jünger entsetzlich desillusionierend gewesen. Aus dieser Situation heraus entstand jener Zweifel, durch den sie sich dem Risiko der Enttäuschung entziehen wollten.

Rational kann man diesen Zweifel nur schwer erklären. Jesus war lebendig, er stand vor ihnen in voller Größe. Da gab es eigentlich nichts zu zweifeln. Diese Tatsache länger als frommes Märchen oder Tagtraum abzutun, war einfach unmöglich. Die Jünger waren es zeit ihres Lebens gewohnt gewesen, den Realitäten ins Auge zu blicken. Doch aus irgendeinem Grund verwarfen sie diesen sichtbaren Beweis und bestanden weiter auf ihrem Unglauben. Durch ihren Zweifel wollten sie sich vor dem möglichen Schmerz einer Enttäuschung absichern.

Obwohl die Jünger »gestandene Männer« waren, grub sich doch bei ihnen die Kreuzigung ihres Herrn als ein so furchtba-

res Erlebnis ein, daß sie dadurch für immer verwundet schienen. All ihre Hoffnungen waren geschwunden, sie standen vor einem großen Trümmerhaufen. Stunde für Stunde müssen sich die schrecklichen Ereignisse vor ihrem geistigen Auge wiederholt haben, und stets stand am Ende das blutige Kreuz. Erst ganz allmählich beginnt die klaffende Wunde zu verheilen.

Gerade zu diesem Zeitpunkt, noch bevor die tiefe Wunde ausgeheilt war und aufgehört hatte zu schmerzen, erleben sie die Erscheinung des Auferstandenen. Er stand vor ihnen, und doch wollten sie es nicht glauben. Sie hatten Angst, es könnte doch nicht wahr sein. Es war einfach zu schön, um wahr zu sein. Der Zweifel sollte ihre Wunden davor schützen, erneut aufzubrechen.

Dieser Zweifel entsteht also aus der Furcht, an einer Stelle verletzt zu werden, wo alte Wunden in unserer Psyche noch nicht völlig verheilt sind. Und solche Wunden hat wohl jeder von uns. Auch wenn sie verborgen sind, wissen wir doch ganz genau, wie weh es tut, wenn sie wieder aufbrechen.

Zuweilen reicht schon die Erinnerung an einen früheren Schmerz aus, um die alte Wunde wieder bluten zu lassen. Obwohl wir zum Glauben an Christus gekommen sind, mag es tief in unserem Innersten eine Stelle geben, an der noch eine frühere Wunde schmerzt. Wir wollen natürlich nicht, daß diese Wunde wieder aufbricht, und deshalb schirmen wir sie gegenüber allem und jedem ab. An Christus glauben bedeutet ja auch, das ganze Leben, jeden Lebensbereich, vor Christus offenzulegen. Wenn wir aber um jene Wunde wissen, möchten wir uns nicht vollständig öffnen. Wir schirmen dann gewisse Bereiche vor den Augen Christi ab. Wer so lebt, dem dürfte kaum klar sein, daß er in diesen »Dunkelkammern« Zweifel züchtet.

Ein Zweifel aus Sehnsucht und Furcht

Dieser Zweifelstyp hat zwei interessante Züge. Zunächst zur Art und Weise, wie die Argumente dieses Zweifels vorgetragen werden: Hier gibt es kein unzufriedenes Murren oder scharfe intellektuelle Kritik, wie bei den Zweifeln, die ausschließlich vom Verstand herkommen. Dieser Zweifel wird vielmehr derart vorsichtig und höflich vorgetragen, daß er oftmals gar nicht als

solcher erkennbar ist. Für den Zweifler reduziert sich das Problem auf den Satz: Gottes Wort ist einfach zu schön, um wahr zu sein. In der Tat übersetzt die Neue Englische Bibel Lukas 24, 41 so: »Sie waren immer noch nicht überzeugt, immer noch zweifelnd; denn es schien zu schön, um wahr zu sein.« Vorgelesen wird das mit einer derart anspruchslosen Höflichkeit, daß es sich fast wie ein Kompliment anhört, nicht jedoch als verschleierter Kritizismus.

Auf welche Art sich dieser Zweifel äußert, ist unterschiedlich. Einmal kann es düstere Melancholie sein, ein andermal kann es aber auch aufgeregte Freude sein, so als würde der Betreffende die Hand ausstrecken und sich nehmen, was er sich wünscht, es dann aber doch nicht wagen. Die Wahrheit des Wortes Gottes, die es zu ergreifen und festzuhalten gilt, mag für andere gut und richtig sein. Im Blick auf sich selbst aber sagt der Zweifler: »Es ist zu schön, um *für mich* wahr zu sein.« Der Zweifler scheint demütig zu sein, weil er meint, er sei einer solch wundervollen Wahrheit nicht würdig. In Wirklichkeit ist er nicht unwürdig, sondern unwillig.

Fast immer wird der Mensch bei diesem Zweifel gerade da zum Glauben herausgefordert, wo er den Glauben am meisten braucht und wünscht. Dieser Zweifel ist ein Produkt aus Sehnsucht und Furcht. Einerseits nämlich sehnt sich der Zweifler nach dem Glauben, andererseits aber fürchtet er, dieser herbeigesehnte Glaube könnte als falsch entlarvt werden. Also sucht er Zuflucht beim Zweifel.

Ein zweites Merkmal dieses Zweifels ist die Selbstzerfleischung. Niemand leidet unter diesem Zweifel mehr als der Zweifler selbst. Voller Angst, das wirklich zu glauben, was er glauben möchte, scheitert er an dem Glauben, den er doch so nötig braucht. Der Zweifler allein ist der Verlierer.

Bei den meisten anderen Zweifelstypen bleibt solch ein Hin- und Hergerissensein aus, zumindest spielt es keine so herausragende Rolle. Wenn der Zweifel drückt, wird der Glaube für etwas, was wie Freiheit aussieht, ohne Zögern geopfert. Nicht so bei diesem Zweifelstyp. Da der Betreffende letztlich ganz genau weiß, daß seine Zweifel nicht objektiv, sondern nur subjektiv bestehen, bescheren sie ihm nicht Freiheit, sondern Frustration. Der Zweifler weiß, daß er Gewißheit haben könnte, und doch

zweifelt er. Und das zerfrißt ihn innerlich. In dem Moment, wo er vorwärtsschreiten möchte, zögert er und bleibt zurück. Er zuckt die Achseln, wenn er eigentlich umarmen möchte. Er verwirft das, wonach er sich so sehr sehnt.

Die Entstehungsgeschichte eines solchen Zweifels sieht in der Regel folgendermaßen aus: Irgendein Problem (etwa eine bestimmte Charakterschwäche oder eine schlechte Erfahrung) hat Gottes Platz eingenommen und ist somit zum bestimmenden Prinzip des Lebens geworden. Statt dieses Problem vom Standpunkt des Glaubens aus zu betrachten, schaut der Zweifler vom Standpunkt des Problems selbst darauf. Es ist dabei nicht so, daß der Glaube das Problem in den Griff bekommt, sondern umgekehrt: das Problem stutzt dem Glauben die Flügel. Die Welt des Glaubens wird auf den Kopf gestellt, und im verdrehten Blick des Zweifels ist ein Problem zu einem Gott und Gott zu einem Problem geworden.

Deshalb ist der hier behandelte Zweifel so verhängnisvoll für den Menschen. Hier geht es eben nicht um irgendeinen leichtfertig vorgebrachten Zweifel; hier geht es um das Zentrum unseres Lebens, um Gott. Wann immer Gott aus unserem Leben verdrängt zu werden droht, wird es äußerst kritisch, denn dann geht es um die Grundlage unserer Existenz.

Ein Problem verdrängt Gott, setzt sich an die Stelle Gottes. Wenn wir darüber einmal intensiv nachdenken, werden wir erkennen, daß dies nur ein unlösbares, ein unaufhörliches Problem sein kann. Nur ein Problem, das von uns Menschen auf keine Weise jemals gelöst werden kann, ist groß genug, in unserer Psyche »Gott zu spielen«. Sobald jedoch ein Problem gelöst ist, wird es auf seine wahre Größe reduziert und verdient nicht länger, ernstgenommen zu werden.

Aus diesem Grunde definieren sich Menschen nur dann im Sinne ihrer Probleme, wenn es sich um wirklich große Probleme handelt. Solange das Problem klein ist, mag man sagen: »Ich habe ein Problem.« Je größer das Problem aber wird, desto näher gelangt man an den Punkt, an dem man sagen sollte: »Das Problem hat mich!«

»Ich bin der Herr, dein Gott . . . Du sollst keine anderen Götter haben neben mir« (2. Mose 20, 2. 3). Das ist nicht nur ein Prin-

zip der Theologie, sondern auch einer richtig verstandenen Psychologie. Was auch immer in unserem Leben einen Gott-gleichen Rang einnimmt, das wird für uns zum Gott. Weil aber der Mensch stets dem ähnlich wird, was er anbetet, kann man sich denken, was geschieht, wenn er ein Problem anbetet. Die Folgen können verheerend sein!

Dieser Zweifel gibt vor, der beste Schutz gegen seelische Schmerzen zu sein, doch in Wahrheit ist er der Heilung nur hinderlich. Er biedert sich an als beste Versicherung gegen die Risiken des Glaubens, doch in Wahrheit unterdrückt er den Glauben. Shakespeare sagte es so:

»Zweifel sind Verräter,
Die oft ein Gut entziehn, das wir erreichten,
Weil den Versuch wir scheuten.«¹

Dieser Zweifelstyp wirkt so, daß der Mensch seine Erfahrung absolut setzt, vor allem natürlich seine schlechte Erfahrung. So ist der absolute Wert des Lebens schließlich nicht mehr Gott, sondern eine schlechte Erfahrung, die den Rest des Lebens verdunkelt. »Es ist oft so«, schreibt Augustinus, »daß jemand, der schlechte Erfahrungen mit einem Arzt gemacht hat, auch einem guten Arzt nicht mehr vertrauen will.«² Nach einer Erfahrung mit einem schlechten Arzt empfiehlt sich natürlich, sich zunächst einmal umzuhören, wo man einen wirklich guten Arzt findet; es wäre lächerlich, fortan überhaupt nicht mehr zum Arzt zu gehen. Wer einmal mit einem falschen Geldschein hereingelegt worden ist, paßt in Zukunft besser auf. Fortan jeglichen Gebrauch von Geld strikt abzulehnen, wäre kindisch. Und doch ist gerade das die zerstörerische Logik dieser Zweifelsart.

Zu schön, um wahr zu sein

Manche Menschen machen für diese Art von Zweifeln das Temperament verantwortlich, sei der Zweifel nun durch Vererbung oder Umwelteinflüsse oder als Produkt eigener Überlegungen entstanden. Andere gehen davon aus, daß dieser Zweifel mit trauriger Regelmäßigkeit von Zeit zu Zeit den betreffenden Menschen überfällt. Diese Menschen betonen immer nur die dunklen Stunden ihres Erdendaseins. Nach einer Woche mit sechs sonnigen Tagen erinnern sie sich nur an den einen Regen-

tag. Das Leben mag seine Freuden, sein Vergnügen und seine Erfolge haben, doch irgendwie gilt das immer nur für die anderen.

Nicht, daß diese Zweifler Spaßverderber wären und unglücklich, weil andere glücklich sind. Sie können sich wirklich und aufrichtig mit anderen freuen. Aber solche Freude empfinden sie eben nur über das Glück der anderen. Eigenes Glück wollen und können sie einfach nicht wahrhaben. Und wenn sie dann doch einmal bekommen, was sie sich gewünscht haben, geben sie sich alle Mühe, irgendein Haar in der Suppe zu finden. Wenn solch ein Zweifler sagt, etwas sei zu schön, um wahr zu sein, dann können Sie sicher sein, daß er es sowohl für schön als auch für wahr hält, aus irgendeinem verborgenen Grund jedoch nicht für sich selbst.

Nun gibt es aber noch eine andere Gruppe von Menschen, für die dieser Zweifel keine Angelegenheit des Temperaments ist, sondern das Ergebnis einer bestimmten Erfahrung in ihrem Leben. Wir leben in einer Generation der Gewalt, und es gibt nur wenige Menschen, denen das Leben keine Wunden geschlagen hat, die einen derartigen Zweifel erzeugen könnten.

Ich kenne beispielsweise einen Mann, dessen ganzes Leben ein Schrei nach Gottes Vaterliebe ist. Seine große Sehnsucht kann aber nicht gestillt werden, weil er eine übergroße Furcht vor der Liebe Gottes hat. Die Wurzel liegt in diesem Fall nicht nur in seinem gestörten Verhältnis zu seinem leiblichen Vater, sondern darüber hinaus auch in der Weigerung, seinem Vater zu vergeben. Da er selbst nicht vergeben kann, kann er auch die vergebende Liebe Gottes nicht annehmen, denn solch eine Liebe ist für ihn zu schön, um wahr zu sein.

Die Kindheitserfahrungen, die dieser Mann mit seinem Vater gemacht hat, haben in seiner Psyche so tiefe Wunden hinterlassen, daß er sie notdürftig durch Zweifel zudeckt, weil er neuerliche Schmerzen fürchtet. Vertrauen zu Gott aber verlangt völlige Offenheit, und die will er ja gerade nicht aufbringen; sondern er meint, er habe ein Recht auf Selbstmitleid.

Die meisten von uns dürften mit diesem Zweifel schon einmal in Berührung gekommen zu sein. Für den einen wurde die psychische Wunde durch eine Erfahrung in der Kindheit geschla-

gen, für den anderen schmerzt noch immer die Erinnerung an eine frühere Ehe. Wieder andere empfinden vielleicht ein starkes Schamgefühl oder Furcht, wenn sie sich an bestimmte Erlebnisse erinnern.

Wir alle haben schmerzliche Erfahrungen machen müssen, die von Zeit zu Zeit wieder hochkommen. Und wenn wir dann spüren, wie der Glaube die noch wunde Stelle anrühren will, schrecken wir zurück und ziehen die Bequemlichkeit des Zweifels dem risikoreichen Geschäft des Vertrauens vor.

Es ist ja nicht so, daß solche zweifelnde Menschen besonders melancholisch sind und ihr ganzes Leben ein grauer Himmel. Weit gefehlt! Sie sind oft menschlich sehr zugänglich, ausgenommen die eine Stelle, wo sich einstmals jene tiefe Wunde befand, die nun langsam, sehr langsam vernarbt.

Heilsamer Kurzschluß

Gibt es ein Gegenmittel gegen diese subtile Form des Zweifels? Zunächst dürfte eines feststehen: Es genügt hier nicht, dem Betroffenen zu sagen, er müsse eben glauben. Das wäre, als wollten wir einem Menschen, der total deprimiert ist, empfehlen, er müsse eben fröhlich sein. Wir müssen also ein besseres Mittel gegen diesen Zweifel suchen.

Um das Ergebnis wieder einmal vorwegzunehmen: Auch hier werden wir nur dann erfolgreich sein, wenn wir den Zweifel mit seinen eigenen Waffen schlagen. Wenn jemand zweifelt, weil er meint, Gott habe ihn im Stich gelassen, dann wird keine noch so klug geführte Diskussion sein Problem lösen. Zweifelt jemand, weil er keine Grundlage für seinen Glauben hat, dann werden alle Ermahnungen oder Ermutigungen das notwendige geistige Verständnis nicht herbeiführen.

Der psychisch bedingte Zweifel läßt sich, wie bereits eingangs dieses Kapitels erwähnt, mit dem gefühlsbedingten Zweifel vergleichen, denn beide haben subjektive Ursachen. Am Anfang stand zwar in beiden Fällen die Wunde, und sie entsprang objektiven Faktoren, doch der spätere Zweifel stammt ja nicht aus der Wunde selbst. Erzeugt wurde er vielmehr durch die Art und Weise, wie man diese Wunde behandelte. Wollen wir hier Ab-

hilfe schaffen, müssen wir wiederum zwischen langfristiger und kurzfristiger Hilfe unterscheiden.

Das Langzeit-Problem ist die noch nicht verheilte Wunde. Es ist ja keine Schande, seelische Wunden zu haben, doch es zeugt von Stumpfsinnigkeit, sie nicht gründlich ausheilen zu lassen.

Das beste langfristige Gegenmittel ist die Erinnerung daran, daß Gott Licht ist und daß wir aufgerufen sind, »im Licht zu wandeln, wie er im Licht ist« (1. Johannes 1, 7). Der Zweifler sollte beginnen, eine neue Offenheit Gott gegenüber einzuüben: Offenheit zu einer beständigen Vergebung der Sünden, einer Heilung der seelischen Wunden und Entlastung von Sorgen. Wenn eine solche Offenheit die Gedanken bestimmt, ist es langfristig möglich, die Probleme in den Griff zu bekommen.

Der Grund, warum wir unsere Probleme vor Gott bringen sollen, liegt nun nicht etwa darin, daß Gott alle unsere Probleme automatisch löst. Natürlich kann er unsere Probleme lösen, aber nicht immer ist das der Fall. Gott ist ja nicht ein »Problemlöser« und weiter nichts. Der springende Punkt ist nicht, daß ein Problem kleiner wird, wenn wir es vor Gott bringen (obwohl das durchaus der Fall sein kann), sondern daß ein vor Gott gebrachtes Problem niemals *mehr* werden kann als eben ein begrenztes Problem. Gott wird es unter Kontrolle halten. Die Gefahr, daß dieses Problem Gott aus unserem Innersten verdrängt, ist damit endgültig gebannt.

Wenn wir Probleme haben, die wir nicht vor Gott bringen, finden wir sie meist zu groß, zu komplex, als daß Gott sie lösen könnte. Dann laufen wir allerdings Gefahr, daß diese Probleme in uns noch größer und stärker werden und schließlich den Platz Gottes einnehmen. Welche Konsequenzen das hat, wurde bereits erwähnt: das Problem wird zum Gott; Gott wird zum Problem. Wer damit zu kämpfen hat, der sollte daran denken, was am Kreuz geschehen ist und sich diese Tatsachen immer wieder neu ins Gedächtnis rufen. Vergebung, Versöhnung und Heilung sollen aber nicht nur fromm bestaunt werden, sondern in die problematischen Lebensbereiche einbezogen werden.

Das Kreuz verspricht keine »billigen Wunder« oder »Sofortheilungen«. Heilung bedeutet eine gründliche und sehr sorgfältige Behandlung der menschlichen Herzen. Eine vollkommen ver-

heilte Wunde gibt keinen Anlaß mehr für Zweifel. Unter Umständen kann sogar eine total ausgeheilte Wunde wesentlich weniger empfindlich sein als die »gesunden« Stellen unserer Psyche.

Nun zur kurzfristig angelegten Therapie. Auch sie ist nicht leicht. Als erstes gilt es wieder, den Zweifel zu erkennen. Gerade der unbekannte Zweifel richtet den größten Schaden an. Unerkannt, vielleicht unerkennbar, lauert er im Unterbewußtsein wie ein Hai, und wenn er dann plötzlich hervorschnellt, sind seiner Zerstörungskraft keine Grenzen gesetzt. Wenn der Zweifel erst einmal entlarvt ist, kann man auch konkret und gezielt gegen ihn einschreiten.

Da dieser Zweifelstyp keine objektive Ursache hat, stellt er letztlich auch keinen Widerspruch zum Glauben dar. Wohl aber spürt der Zweifler, daß sich der Zweifel durchaus dem Vertrauen Gott gegenüber in den Weg stellen kann. Wenn diese Unterscheidung klar ist, verschwindet auch die ganze Komplexität des Problems für den Zweifler. Denn das Problem liegt ja nicht darin, *was* jemand glaubt, nicht einmal darin, *wie* er glaubt. Ursache dieses Problems und damit auch des Zweifels ist der Zweifelnde selbst.

Wer das einsieht, dem bieten sich zwei Möglichkeiten. Erstens: Der Betreffende hat zwar erkannt, daß seine Schwierigkeiten mit dem christlichen Glauben ganz allein an ihm selbst liegen, doch er reagiert lediglich mit einem Achselzucken und beläßt alles beim alten. Zweitens: Der Betreffende tut alles, um dem Problem möglichst schnell und wirksam zu begegnen. Näher zu erläutern, welche der beiden Möglichkeiten den Vorzug verdient, erübrigt sich.

Wer von dem hier behandelten Zweifel geplagt wird, bewegt sich praktisch ständig im Kreis. Diesen dauernden Kreislauf unterbricht man am besten durch Kurzschluß. Da nicht Worte, sondern eine seelische Wunde der Kern des Problems ist, werden keine neuen Argumente, sondern »frische Luft« benötigt. Der Zweifler betrachtet alles, und insbesondere den Glauben, aus einer völlig verfehlten Perspektive. Was er braucht, ist ein ganz neuer Standort, der es ihm ermöglicht, den christlichen Glauben in seinem wahren Licht zu sehen.

Gegen schlechte Laune hilft nicht der Befehl: »Sei fröhlich!« sondern ein guter Witz. Wer total deprimiert ist, der ist so sehr gegen das geringste Lachen eingestellt, daß »humoristische« Einlagen fruchtlos sind. Aber mit dem richtigen Witz kann man dem niedergeschlagenen Menschen unter Umständen einen so herzhaften Lacher entlocken, daß das Eis der Depression im Nu gebrochen ist. Genauso ist es mit dem Zweifel. Die Antwort, die wir dem Zweifler geben, muß so verblüffend einfach sein, daß er sie glaubt, ohne weiter darüber nachzudenken.

Als Beispiel mag uns wieder das Verhalten Jesu gegenüber seinen Jüngern dienen. Als der Auferstandene ihnen erschien, weigerten sie sich, ihren Augen zu trauen. Dafür handelten sie sich nicht etwa einen Tadel ihres Herrn ein. Jesus tat etwas ganz anderes. Er nahm einfach ein Stück Fisch und aß es vor ihren Augen. Die Jünger zeigten sich überrascht durch dieses so natürliche und einfache Verhalten. Gespenster, so werden sie sich gesagt haben, können nicht essen. Damit war das Eis gebrochen. Sie waren davon überzeugt, daß Jesus lebte.

Wenn Sie einen Zweifler mit der Methode: »Du sollst glauben, nicht zweifeln!« bearbeiten, werden Sie kaum etwas ausrichten. Sie ersetzen ja nur ein kurzsichtiges Argument durch ein anderes. Obendrein zeigt diese Methode wenig Fingerspitzengefühl und Verständnis. Weisen Sie den Zweifler statt dessen einfühlsam darauf hin, was er eigentlich tut, wenn er zweifelt. Bringen Sie ihm nahe, daß Gott in jedem Fall vertrauenswürdig ist. Seien Sie sorgfältig bei der Wahl Ihrer Worte, achten Sie darauf, daß Sie Geduld und Mitgefühl erkennen lassen.

Eines möchte ich am Schluß noch erwähnen. Wenn dieser Zweifel schwindet und der Glaube zu seinem Recht kommt, wird das Erstaunen über die Macht des Glaubens groß sein, ebenso groß wie das Erstaunen über die Ungereimtheit des vorausgegangenen Zweifels. Jetzt ist der Glaube nicht mehr zu schön, um wahr zu sein, sondern es gibt nichts Schöneres und nichts, was wahrer wäre, als der Glaube. Gott ist nicht nur besser als unsere schlimmsten Ängste, sondern auch besser als unsere kühnsten Träume.

Dritter Teil:

RAT UND HILFE

9

1. Kapitel

Zuhören – eine vergessene Kunst

Bisher haben wir uns schwerpunktmäßig damit befaßt, den jeweiligen Zweifelstyp zu erkennen. Am Ende der vorangehenden Kapitel wurde jeweils kurz erwähnt, was man gegen die verschiedenen Formen von Zweifeln unternehmen kann. In diesem 3. Hauptteil wollen wir uns mit der Behandlung des Zweifels ausführlich befassen. Wenn wir den Zweifel erst einmal erkannt haben, müssen wir den nächsten Schritt unternehmen und alles tun, um ihm abzuhelpfen. Dabei soll es auf den folgenden Seiten vor allem um die Frage gehen, wie wir anderen Menschen, die von Zweifeln geplagt werden, helfen können und welche Ratschläge wir ihnen geben können. Dabei sollten wir uns stets der Tragweite des anstehenden Problems bewußt sein: Wenn der Glaube nicht den Zweifel löst, wird der Zweifel seinerseits den Glauben auflösen.

Grenzen der Methodik

In den nächsten vier Kapiteln sprechen wir über Prinzipien, an Hand derer wir die bisher erörterten Zweifelskategorien lösen können. Das ist, glaube ich, hilfreicher als das Herausgreifen von konkreten Einzelfällen. Vor allem vermeiden wir auf diese Weise, Antworten im Stil eines Lehrbuches zu geben.

Nun höre ich aber bereits die Einwände derjenigen, die ganz bestimmte Methoden an die Hand bekommen möchten, mit deren Hilfe sie dem Zweifel wirksam begegnen können. Ich halte von solchen Patentrezepten nicht sehr viel. Wir werden heutzutage ja von Methoden geradezu überhäuft, auch in der Kirche. Christliche Wahrheiten werden auf diese Weise reduziert auf praktikable Gebrauchsanweisungen oder Schulungsprogramme.

Ich bin nicht deshalb gegen derartige Lösungen, weil das nicht »mein Stil« wäre. Stilfragen sind Geschmacksfragen, spielen also letztlich keine Rolle. Auch bin ich keineswegs grundsätzlich gegen jede Methode. Denn bei allem, was wir tun – auch

bei der simpelsten Tätigkeit – haben wir irgendeine Methode, und die fällt uns meistens gar nicht mal als solche auf.

Nach meinem Dafürhalten liegt in der Überbetonung von Methoden eine Gefahr, denn sie entspringt letztlich einem radikalen Rationalismus, der vorgibt, daß alles Wissen irgendwo eingeordnet und abgerufen werden kann. Wenn das wirklich so wäre, könnte man eine Wahrheit nehmen, ihre Bedeutung herausfinden, diesen Extrakt niederschreiben, vervielfältigen und alsdann in Form einer Sammlung von Lektionen verbreiten. In dieser Reduktion auf die pure »technische« Anwendbarkeit von Wahrheit liegt meiner Ansicht nach das Hauptproblem einer Methode.

Zugegeben: Große Gebiete des menschlichen Wissens können auf diese Weise aufbereitet und angewendet werden. So ist eine methodische Gebrauchsanweisung hervorragend geeignet, um die Funktion einer Waschmaschine zu erklären. Aber nehmen wir beispielsweise das Tanzen. Hier mit irgendeinem methodischen Handbuch arbeiten zu wollen, würde kaum zu etwas führen. Tanzen lernt man besser von einem Tanzlehrer und nicht aus einem Handbuch.

Es gibt ungezählte Anleitungen zum Reparieren von Autos oder sonstigen technischen Maschinen. Bei uns geht es jedoch darum, wie man den Glauben »repariert«. In den Tiefen des Lebens, wo ein Mensch den anderen tröstet und berät, gibt es vieles, was einfach nicht in Worte zu fassen ist, geschweige denn, daß man es auf eine simple Formel reduzieren kann.

Und doch scheint es vorläufig kein Ende für solche kurzgefaßten Glaubens-Lektionen zu geben. Meistens werden sie auch noch enthusiastisch begrüßt. (»Mein ganzes Leben hat sich geändert.« »Meine Persönlichkeit ist von Grund auf erneuert.«) Doch wenn man sich einmal ansieht, was denn nun langfristig bei solchen Programmen herausgekommen ist, fürchte ich, wird man auf ziemlich ernüchternde Resultate stoßen. Letztlich scheint sich kaum etwas geändert zu haben.

Um eventuellen Mißverständnissen vorzubeugen: Ich sage das hier nicht, um den Wert derartiger Programme herabzusetzen. Es geht mir nur darum, vor solchen Programmen zu warnen, die sich ganz auf eine Methode stützen und für die eine be-

stimmte Methode »alles« ist. Diese Programme erreichen in ihrer Oberflächlichkeit meist nur »kosmetische Korrekturen«, nicht aber tiefgreifende Änderungen von Lebenseinstellungen. Kein christliches Übungsprogramm, das sich mit geistlichen, moralischen oder psychologischen Themen beschäftigt, sollte außerhalb des Kontextes einer echten Nachfolge Christi stehen. Wer christliche Ratschläge erteilt, sollte dies stets in dem Bewußtsein tun, daß theoretisches Wissen allein überhaupt nichts nützt, wenn es getrennt wird vom Glauben und vom bewußten Vertrauen auf den Heiligen Geist.

Am leichtesten geht man in diese Falle, wenn man die Auffassung vertritt, Kummerkasten-Fragen und -Antworten seien wirksame Gegenmittel zum Zweifel. Ein krasses Mißverständnis besteht beispielsweise darin, daß man meint, es würde auf jeden Zweifel nur eine Antwort geben. Das mag für Kreuzworträtsel zutreffen; da ist immer nur eine Antwort richtig. Menschliche Probleme aber sind viel zu kompliziert, als daß man sie mit einer einzigen Antwort lösen könnte.

Ich möchte im folgenden vier Hauptaspekte der Behandlung von Zweifeln und einige der damit verbundenen Schwierigkeiten beschreiben. Nach dem bisher Gesagten kann es sich dabei nicht um fertige Lösungsmuster handeln. Vielmehr müssen sie erst entwickelt werden in der Beziehung zu Gott und dem Nächsten. Unser Ziel soll sein, statt allzu simpler Lösungsvorschläge eine tiefe Form menschlicher Hilfe und Beratung zu entwickeln.

Eine vergessene Kunst

Wenn man einem Zweifelnden helfen will, muß man ihm zunächst einmal zuhören. Das liest sich leicht und ist doch so schwer, denn die Kunst des Zuhörens ist heute weitgehend in Vergessenheit geraten. Ein Grund dafür liegt in der Art des modernen Lebens. Wir sind einfach zu sehr beschäftigt, um uns die Zeit zu nehmen, unserem Gegenüber zuzuhören. Unsere Gesellschaft ist zu geräuschvoll, um dem Zuhörer eine echte Chance zu geben. Ständig umgibt uns irgendwelcher Lärm, und das führt dazu, daß wir am liebsten überhaupt nichts mehr hören würden. In einer lauten Welt ist Sprechen viel leichter als Zuhören. Wenn wir unsere Stimme erheben, übertönen wir den

Lärm der Welt; wenn wir aber schweigen und unsere Ohren öffnen, können wir in dem Stimmengewirr kaum etwas Konkretes ausmachen.

Ein zweiter Grund, warum uns das Zuhören heute so schwerfällt, liegt in uns selbst. Wir propagieren gern und laut die Redefreiheit, aber wer tritt für die »Zuhör-Freiheit« ein? Redefreiheit, ohne die Bereitschaft zuzuhören, führt nicht zu demokratischen Formen, sondern zum totalen Chaos. In unserem Individualismus nehmen wir uns so wichtig, daß wir die Welt als Publikum betrachten, das nur dazu da ist, uns zuzuhören und zu applaudieren. Die anderen wollen uns nicht zuhören – also verschließen auch wir unsere Ohren, wenn man uns etwas mitteilen will. Wenn wir reden, dann nicht, weil wir etwas zu sagen haben, sondern weil wir Zuhörer brauchen.

Sie sollten nicht meinen, daß ich diese Zeilen mit einem Gefühl der Überlegenheit schreibe. Es ist immer leichter, bei anderen etwas zu kritisieren, als es selbst zu befolgen. In dem, was ich schreibe, erkenne ich meine eigenen Schwächen und Defizite. Ich kann zwar manches empfehlen, nachdem mein Verstand es durchdacht hat, es hin- und hergewendet und immer wieder betrachtet hat. Mehrere Teile dieses Buches wurden auf diese Weise und nach dieser »Prozedur« niedergeschrieben.

Dieser Abschnitt ist jedoch anders zustande gekommen. Ich komme mir vor wie ein Photograph, der seine Negative betrachtet. Er weiß, daß auf dem Abzug alles Schwarze des Negativs weiß und alles Weiße schwarz sein wird. Viele der Empfehlungen, die ich auf den folgenden Seiten aussprechen werde, entspringen diesem Prinzip: sie sind das Gegenteil von dem, was ich getan und später als falsch erkannt habe.

Es wird heute viel über »Kommunikationsprobleme« gesprochen. Ich vermute, daß diese Probleme zu einem Großteil gelöst werden könnten, wenn jeder von uns genauer zuhören würde, was ihm mitgeteilt wird. Wenn wir die Menschen und die Wahrheit ernst nehmen, können wir nicht umhin, auch die Frage des Zuhörens ernstzunehmen.

Eine Neubesinnung auf die Kunst des Zuhörens wird reiche Früchte auf vielen Gebieten unseres Lebens tragen, doch gibt es drei Vorteile, die das Zuhören als Gegenmittel zum Zweifel in ganz besonderem Maße auszeichnen.

Erstens: Zuhören ist ein Ausdruck der Liebe, nach der sich der Zweifelnde so sehr sehnt. Was am Zweifel so qualvoll ist, das ist das Bewußtsein, den Boden unter den Füßen weggezogen zu bekommen. Nicht selten kommt ein zweifelnder Mensch in seiner Isolation und Hoffnungslosigkeit zu dem Schluß, daß ihn niemand versteht.

Nichts spricht deutlicher zu einem zweifelnden Menschen als das Schweigen des aufmerksamen Zuhörens. Zuhören kann mehr aussagen als noch so viele Worte. Es zeigt der zweifelnden Person: »Ich nehme dich ernst als Mensch. Dein Schmerz geht mir nahe. Ich möchte dir helfen, wenn ich kann.«

Gottes Sorge für den einzelnen Menschen steht im Zentrum des Christentums. Eine Grundlage der Menschwerdung ist die Tatsache, daß Gott in der Person von Jesus den Menschen zuhört. Er legt sein Ohr nahe an die Brust des menschlichen Lebens. Gott spricht alle Menschen an, doch seine Lösungen sind nie »Massenlösungen«; jeder einzelne wird als Person angesprochen. Die eindrücklichsten Gleichnisse handeln von einzelnen Menschen: von der Frau, die sich freut, ihren Groschen wiederzufinden; vom Hirten, der sein verlorenes Schaf sucht; vom wartenden Vater, der sich nach seinem Sohn sehnt; vom barmherzigen Samariter. Seine meiste Zeit widmete Jesus einzelnen Menschen. Stets hatte er ein offenes Ohr für sie – während einer Essenspause; zur Nachtzeit, wenn er eigentlich ruhen wollte; und sogar noch, als er am Kreuze hing.

Die Bibel berichtet, daß Jesus drei Menschen von den Toten auferweckt hat. In jedem dieser Fälle war die betreffende Person nicht nur ein Individuum, sondern der »einzige Sohn«, die »einzige Tochter« und der »einzige Bruder«. Wurden jemals zwei Menschen von Jesus auf die gleiche Weise behandelt? Wir finden in seinem Verhalten den Menschen gegenüber keine Spur jener modernen Tyrannei der Wiederholung und Gleichmacherei. Jeder Mensch war für Jesus einzigartig,

ein Individuum, geboren als Ebenbild seines himmlischen Vaters.

Es ist nicht leicht, dem Beispiel Jesu zu folgen. Zu oft mißlingt es uns Christen, anderen gegenüber wirklich persönlich zu sein. Wir reden zwar gern, doch das Zuhören fällt uns schwer. Wir theoretisieren zwar gern über die Notwendigkeit des Zuhörens, doch wenn es darum geht, unseren »Mund zu halten« und die Ohren aufzusperren, versagen wir. Dabei sind wir durch unseren christlichen Glauben verpflichtet, dem anderen Menschen aufmerksam zuzuhören. Als Christen müssen wir die Menschen und die Wahrheit ernst nehmen, und Zuhören ist die größte und zuweilen einzige Chance, unsere Liebe und unser Mitleid zu zeigen – jene Dinge, über die wir so oft sprechen.

Aufmerksames Zuhören unterscheidet die Einzel-Seelsorge von der Leitung einer Bibelstunde, einer Predigt oder einer Ansprache im Radio oder Fernsehen. Diese Dinge sind nicht weniger wichtig, doch sie verlangen vom Redner nicht, daß er aufmerksam zuhört, vielmehr erwartet er von den Menschen, zu denen er spricht, daß sie ihm zuhören.

Wie gesagt, Predigten und Ansprachen sind wichtig, doch wenn sich die Kommunikation auf diese Formen beschränkt, stimmt irgend etwas nicht. Dann wird die Verkündigung des Evangeliums zum Monolog, zur Verkaufstechnik, zum unpersönlichen Beratungsstil.

Wir müssen uns Zeit nehmen, dem anderen Menschen aufmerksam zuzuhören. Nehmen Sie sich diese Zeit, und Sie werden erfahren, wie unendlich dankbar der andere Mensch Ihnen dafür ist.

Zweitens: Wer aufmerksam zuhört, vermeidet »reaktionär« zu werden. Wenn wir anderen Menschen nicht zuhören, sondern nur spontan reagieren auf das, was sie sagen, werden wir sie niemals richtig verstehen. Reaktion ist immer etwas, was sich primär an uns selbst, an unseren Gefühlen und Meinungen und nicht zuletzt am anderen orientiert.

Wir neigen dazu, allzu voreilig zu antworten. In dieser schlechten Angewohnheit liegt ein gerüttelt Maß an Ungeduld, wenn nicht gar Arroganz. Zuweilen sind unsere Antworten grob,

manchmal sind sie auch völlig falsch. Man erwartet von uns eine Antwort, also geben wir sie. Zum Zuhören, zur Meinungsbildung, bleibt da keine Zeit. In Wirklichkeit hören wir oft nur das Echo unserer eigenen Rede, wenn der andere spricht.

Der Apostel Jakobus schreibt: »Ein jeglicher Mensch sei schnell zum Hören, langsam zum Reden« (Jakobus 1, 19). Dieser Rat gilt natürlich nicht nur in den Fällen, wo es darum geht, einem anderen in seinen Zweifeln zu helfen, vielmehr ist er von grundsätzlicher Bedeutung. Schon der Verfasser der alttestamentlichen Sprüche hatte erkannt: »Siehst du einen, der schnell ist zu reden, da ist für einen Toren mehr Hoffnung als für ihn« (Sprüche 29, 20).

Es gibt ganz bestimmte Wörter, Sätze oder Ideen, die uns »in Fahrt« bringen. Wenn wir sie hören, reagieren wir fast reflexartig. Wir erteilen dem anderen zwar eine »Antwort«, doch in Wahrheit ist es gar keine Antwort, sondern nur eine reflexartige Reaktion, die auf ein Stichwort hin abläuft.

In den Sprüchen werden wir auch davor gewarnt: »Wer antwortet, ehe er hört, dem ist's Torheit und Schande« (Sprüche 18, 13). »Es ist einem Mann eine Freude, wenn er richtig antwortet, und wie wohl tut ein Wort zur rechten Zeit!« (Sprüche 15, 23). Diese Warnungen sind besonders dann angebracht, wenn wir vorschnell meinen, wir hätten das Problem erkannt und könnten die passende Antwort geben.

Wenn Menschen uns ihre Probleme mitteilen, prüfen sie uns oft unbewußt. Akzeptieren wir sie wirklich? Ist unsere Aufmerksamkeit schnell erschöpft? Sind wir wirklich so an ihnen interessiert, wie wir sagen? Sind wir so feinfühlig, wie wir vorgeben? Wissen wir, wovon wir reden, wenn wir Lösungen vorschlagen, oder tun wir bloß so? Entspringt unsere so plausibel klingende Antwort vielleicht nur einer rhetorischen Überlegenheit?

Ein Zweifler läßt sich nicht mit irgendwelchen oberflächlichen Antworten abspesen. Er stellt offene Fragen, die nach ebenso offenen und ehrlichen Antworten verlangen. Eine Antwort wird jedoch immer nur dann ehrlich und offen sein können, wenn wir zuvor ganz aufmerksam zugehört haben. Wenn wir voreilig reagieren, verspielen wir vielleicht die Möglichkeit, dem Betroffenen jemals wieder helfen zu können. Ein Mensch, der merkt

daß man ihm überhaupt nicht zuhört, kann unter Umständen jegliche Hoffnung auf eine Lösung seiner Probleme verlieren.

Drittens: Aufmerksamkeit ist der Schlüssel zu wahren Verständnis. Der gute Zuhörer ist wie ein Weinkenner, der seinen Wein schlürft und Schluck für Schluck genießt, der die Lage, die Rebsorte und den Jahrgang herausschmeckt. Oder wie Hiobs junger Freund Elihu es ausdrückt: »Prüft man doch mit dem Ohr den Wert der Worte wie mit dem Gaumen den Geschmack der Speise« (Hiob 34, 3).

Das hebräische Wort für »gehorschen« ist einfach »hören«. Für uns mögen Worte »nur Worte« sein; der Hebräer erkennt in Worten primär die Autorität dessen, der sie ausspricht. Deshalb bedeutet »Wort Gottes« nicht etwas Formales, sondern eine qualifizierte Person: Gott, der zu uns spricht. Wenn Gott spricht, erfaßt der Glaubensgehorsame die Bedeutung der Worte und übersetzt ihre Forderungen in die Wirklichkeit. Wenn wir nicht recht hören, können wir auch nicht gehorsam sein. Doch genau wie Gehorsam ein Horchen voraussetzt, setzt Horchen ein ungeteiltes Zuhören voraus. Aktiver, eifriger, hingebungsvoller Glaube hängt von ebenso aktivem, eifrigem und hingebungsvollem Zuhören ab.

Zuhören in diesem Sinne – ein Zuhören, das bereit ist, mit der Wahrheit und all ihren Folgerungen zu ringen – ist die absolute Vorbedingung für unsere Urteilsfähigkeit. Noch einmal eine Stelle aus den Sprüchen: »Höre, mein Sohn, und sei weise« (Sprüche 23, 19). Oder wie Salomo sagt: »So wollest du deinem Knecht ein gehorsames Herz geben« (1. Könige 3, 9).

Aktives Zuhören und volle Konzentration sind nötig, um an die Wurzel des Problems heranzukommen. »Das Vorhaben im Herzen eines Mannes ist wie ein tiefes Wasser; aber ein kluger Mann kann es schöpfen« (Sprüche 20, 5). Für unseren Zusammenhang könnte man dieses Wort so »übersetzen«: Eines Menschen Herz mag ein tiefes Wasser voller Angst und Sorge sein; ein guter Zuhörer jedoch kann Gutes daraus hervorbringen.«

Bei der Auffassung, Zuhören sei eine rein passive Angelegenheit, handelt es sich um ein weitverbreitetes Mißverständnis. Viele Menschen glauben, Zuhören bedeute, sich zurückzulehnen, anstatt sich vorzubeugen; geistesabwesend zu sein und zu träumen, anstatt sich zu konzentrieren. (Sind Sie schon so oft beim Reden eingeschlafen wie beim Zuhören?) Doch hier wird »Zuhören« mit »Ruhigsein« verwechselt. Wenn wir zuhören, ist die Zunge vielleicht ruhig, nicht jedoch der Verstand. Konzentriertes Zuhören ist ebenso anstrengend wie konzentriertes Sprechen. Zuhören ist aktiv; jemandem zuhören heißt, sich ihm ganz hingeben. Nichts zu *sagen* bedeutet noch lange nicht, nichts zu *tun*; nur ein chronisch schwatzhaftes Zeitalter könnte so denken.

Ein zweites allgemein verbreitetes Mißverständnis besagt, Zuhören sei ein Nicht-Sprechen. Viel zu kurz gedacht! Zuhören meint nicht nur: Ich bin still, weil der andere gerade redet. Man hört dann nur deshalb zu, weil der andere »dran« ist, und dabei warten wir mit Ungeduld auf den Moment, wo wir wieder »dran« sind. Aktives Zuhören ist eine Lebenseinstellung, eine zwischenmenschliche Beziehung, die weit über den Augenblick hinausgeht.

Eines der Wunder der Menschwerdung ist, daß uns Gott durch Jesus Christus auch dann zuhört, wenn er zu uns spricht. Der Christ ist dazu aufgerufen, diesem Beispiel zu folgen. Wer ein Gespräch führt, sollte sich – auch während er spricht – selbst zuhören und sich fragen: Spürt mein Gegenüber wohl mein Interesse an ihm? Habe ich wohl seine Frage richtig gehört und sein eigentliches Problem verstanden? Hat er meine Antwort akzeptiert und wenn nein, warum nicht?

Zuhören in diesem Sinne ist kein Luftholen zwischen zwei Redeeinheiten. Es soll auch nicht nur ein Vorspiel sein für Verständnis und Antwort. Engagiertes Zuhören ist vielmehr ein wesentlicher Bestandteil der Antwort selbst. Hiob ruft seinen Freunden zu: »O höret, höret doch auf meine Rede, dies wenigstens gewähret mir zum Trost!« (Hiob 21, 1–2).

Zuhören ist der erste Schritt gegen den Zweifel. Der andere Mensch, der spricht, der sich mitteilt, ist ja nicht aus Holz oder

Stein, sondern ein menschliches Wesen wie wir selbst, ein Ebenbild Gottes wie wir. Hören Sie zu mit allem, was Sie haben – mit Liebe, Anteilnahme, Konzentration und mit Stille. Das ist das Zuhören, das schweigt und doch so viel sagt.

2. Kapitel

Kühlen Kopf bewahren!

Was tun Sie als erstes, wenn Sie irgend etwas verloren haben, etwa Ihre Autoschlüssel oder Ihre Brieftasche? Wahrscheinlich halten Sie inne und überlegen erst einmal. Sie geraten nicht in Panik und rennen überall herum, obwohl die Versuchung groß ist. Sie gehen auch nicht ohne Umschweife daran, Ihre Wohnung oder Ihren Garten Zentimeter für Zentimeter abzusuchen. Zunächst überlegen Sie erst einmal.

Sie strengen Ihr Gehirn an und fragen sich: »Wo könnte ich die Brieftasche zuletzt hingelegt haben? Wann hatte ich sie zuletzt in der Hand?« Durch derartiges Überlegen und Selbstbefragen verringern Sie die Anzahl der Möglichkeiten. Sie vermeiden unnötiges und erfolgloses Herumsuchen. Und nicht selten beschert Ihnen ein Geistesblitz plötzlich die Antwort.

Das gleiche gilt auch für die Behandlung des Zweifels. Wenn jemand am christlichen Glauben zweifelt, so möchte er am liebsten rufen: »Hilfe! Ich habe meinen Glauben verloren! Komm und hilf mir, ihn wiederzufinden!« Jetzt braucht er nicht nur Liebe und Verständnis, sondern auch einen Menschen, der kühlen Kopf bewahrt und klare Gedanken faßt, denn dazu ist der Zweifler ja zur Zeit nicht in der Lage. Nur klares Denken, das bewußt auf die Hilfe Gottes baut, verleiht uns die nötige Unterscheidungskraft, um überflüssige Aspekte ausscheiden zu können und die wesentlichen Probleme ins Auge zu fassen.

Mit dieser erforderlichen Unterscheidung sind wir beim zweiten Schritt angelangt, den wir im Kampf gegen den Zweifel tun müssen. Nachdem wir uns im vorausgegangenen Kapitel die Wichtigkeit des Zuhörens vor Augen geführt haben, soll es in diesem Kapitel um das Erfordernis rechter Differenzierung gehen.

Wenn sich uns ein Problem stellt, scheint es zunächst wie eine uneinnehmbare Festung zu sein. Doch mit den »Waffen« gezielter, scharfsinniger Fragen ist es möglich, die »Festung« des Problems Stück für Stück zu erobern. Nun bedeutet das nicht etwa,

daß wir den Zweifler mit tausenderlei Fragen bestürmen sollen. Wichtiger als ausgesprochene Fragen sind jene Fragen, die wir uns selbst im stillen vorlegen, während wir dem Zweifler zuhören.

In jedem Fall heißt es, kühlen Kopf zu bewahren. Natürlich braucht der zweifelnde Mensch liebevolle Zuwendung. Doch er schreit nicht nur nach Liebe, sondern auch nach *Antworten* auf seine brennenden Fragen.

Die Mehrzahl aller Probleme verlangt zunächst eine ganz nüchterne Analyse. Wie sehr wir auch vom Schicksal des Betroffenen berührt sein mögen, ohne diese sachliche analytische Arbeit werden wir ihm kaum helfen können. Ich liebe meine Frau sehr, doch wenn sie in Schwierigkeiten wäre, würde sie bestimmt nicht von mir erwarten, daß ich aufhöre, klar und nüchtern zu denken. Eben weil ich sie liebe, würde ich ganz besonders sachbezogen an das Problem herangehen.

Ist der Zweifel echt?

Wenn wir das Problem des Zweifels lösen wollen, müssen wir uns zwei wichtige Fragen stellen. Erstens: Wo liegt die Wurzel des Zweifels? Zweitens: Wer ist verantwortlich für den Zweifel?

Bevor wir diese beiden Fragen beantworten können, muß uns eine andere beschäftigen, und die lautet: Ist dieser Zweifel überhaupt echt? Die Beantwortung dieser Frage ist deshalb so wichtig, weil sehr oft erhebliche Unterschiede bestehen zwischen der eigentlichen Wurzel des Problems und dem, was an Symptomen des Problems nach außen hin sichtbar wird. Wir haben also die Aufgabe, herauszufinden, ob der Zweifel aus dem Bedürfnis nach einer echten Antwort resultiert, oder ob der Zweifel nur um seiner selbst willen da ist.

Nehmen wir zum Beispiel zwei Menschen, die zweifeln und sich dabei ausgesprochen unwohl fühlen. Beide haben sie Schuldgefühle. Bei dem einen entstammt dieses Gefühl dem Mißverständnis, man müsse den Zweifel unterdrücken und verleugnen; deshalb betrachtet der Betreffende alle seine Zweifel voller Scham. Bei dem anderen stammt das Schuldgefühl jedoch aus einem unterdrückten Groll (wie bei dem früher schon er-

wähnten Mann, der deshalb nicht an Gott glauben mochte, weil er seinem eigenen Vater die mangelnde Liebe nicht verzeihen konnte).

Wenn wir nun diese beiden Fälle genau analysieren, werden wir den Unterschied sofort feststellen können: Für den einen ist die Wurzel seines Problems ein ehrlicher Zweifel, der eine ehrliche Antwort braucht. Was er als Schuld empfindet, ist lediglich ein Symptom des Problems. Derartige »Schuld« ist eigentlich nicht Schuld vor Gott, sondern ein gesellschaftlich bedingtes Schuldgefühl. Im zweiten Fall ist die Wurzel des Problems tatsächlich eine vor Gott wirksame Schuld. Hier liegt es also genau umgekehrt, denn hier ist der Zweifel lediglich ein Symptom des in Wahrheit wesentlich tiefer angesiedelten Problems.

Es gilt also zu unterscheiden zwischen Menschen, die zweifeln, weil sie Antworten brauchen, und denen, die zweifeln, weil sie den Zweifel meinen nötig zu haben. Wir haben bereits an anderer Stelle gesehen, daß nicht nur der Glaube, sondern auch der Zweifel vernunftmäßig gebraucht werden kann. Der Zweifel kann für den Ungläubigen genauso zum Mittel der Wunscherfüllung werden wie der Glaube für den Gläubigen.

Schließlich müssen wir noch folgende Differenzierung vornehmen: Der stolze Mensch zweifelt, weil seine hohe Selbsteinschätzung danach verlangt; er will sich nicht beugen – schon gar nicht vor Glaubenswahrheiten. Der schwache Mensch hingegen verbeugt sich vor allem und jedem; er bedient sich des Zweifels, um damit zu demonstrieren, daß er des Glaubens unwürdig ist. Beide lassen eines vermissen: die Bereitschaft zu glauben.

Wo liegt die Wurzel?

Wenn wir erst einmal zwischen echten und vorgeschobenen Zweifeln unterscheiden können (zwischen solchen, die der Antwort bedürfen, und solchen, die auf ein Bedürfnis antworten), können wir uns als nächstes die Frage stellen: Wo liegt denn nun die Wurzel des Zweifels?

Nehmen wir beispielsweise einen Menschen, der einen echten Zweifel hat. Das Gespräch ergibt, daß sein Zweifel daher rührt,

daß er ein falsches Bild von Gott hat. Die Frage, die sich dann stellt, lautet: Woher kommt dieses falsche Bild von Gott? Kommt es daher, daß der Betreffende einfach nicht weiß, wer Gott in Wirklichkeit ist? Oder wurzelt dieses falsche Gottesbild in Erfahrungen, die der Zweifler mit anderen Christen oder seiner Familie gemacht hat? Oder spielen vielleicht sogar beide Aspekte eine Rolle?

Die Antwort auf diese Fragen führt uns dahin, die Wurzeln dieses Zweifels in ihrer Besonderheit zu erkennen. Es muß uns wichtig sein, das Spezifische an den Zweifelsursachen herauszubekommen. Allgemeingültige Einschätzungen helfen unserem Gegenüber nicht weiter!

Ein zweites Beispiel soll uns hier noch beschäftigen: Nehmen wir an, zwei Christen hegen ernste Zweifel an der Autorität der Bibel als Gottes Wort. Hier wäre es nicht genug zu wissen, *daß* sie Gottes Wort anzweifeln, sondern: *Warum* zweifeln sie? Für den einen mag der Zweifel ganz einfach in mangelnden Informationen über die Bibel begründet liegen. Ihm fehlt eben das Wissen über bestimmte Tatsachen und Zusammenhänge. Hier geht es also letztlich nur um Verständnisfragen, und die lassen sich relativ leicht beantworten. Bei dem anderen hingegen rührt der Zweifel daher, daß er von völlig falschen Voraussetzungen in bezug auf die Bibel ausgeht. Hier eine zufriedenstellende Antwort zu erteilen, ist schon wesentlich schwieriger. Wenn nämlich die falschen Voraussetzungen nicht als solche entlarvt werden (wobei man sie natürlich zunächst aufspüren muß), wird auch eine noch so emsig betriebene sachliche Information keinen Schritt weiterführen. Das Problem liegt hier ja nicht in einer mangelhaften Wissensgrundlage, sondern in der Annahme, daß die Aussagen der Bibel nicht der Wahrheit entsprechen.

Auch in diesen Fällen kann es sein, daß die Saat für den Zweifel in Form früherer Erfahrungen in den Menschen gelegt worden ist. Und auch hier besteht die Möglichkeit, daß die Wurzeln des Zweifels weitverzweigte Ausläufer haben. Stellen wir uns beispielsweise vor, einer der soeben erwähnten Zweifler hätte sich als Jugendlicher aufrichtigen Herzens auf die Bibel verlassen. Als er dann das Theologiestudium aufnahm, wurde er jedoch von dem Spott und der intellektuellen Ablehnung in einem theologischen Seminar sowohl geistig als auch gefühlsmäßig ge-

treffen. In diesem Fall müßte die Antwort sowohl intellektuell als auch mit Rücksicht auf die Gefühle des Studenten erteilt werden.

Die Sprache des Leides verstehen

Als nächstes stellt sich die Frage nach dem derzeitigen »Stand der Dinge«. Ehe man darangehen kann, den Zweifel zu behandeln, muß man sich klarmachen, in welchem Stadium seiner Entwicklung er sich befindet. Um diese Frage beantworten zu können, müssen wir uns bestimmte »Unterfragen« stellen: Wie äußert sich das Problem? Wird es vor allem durch eine depressive Stimmung zum Ausdruck gebracht? Verhält sich der Betreffende bewußt herausfordernd und trotzig? Weicht er unseren Fragen aus und zeigt damit, daß er sich letztlich gar nicht darüber im klaren ist, was er eigentlich will?

Typisch für den echten Zweifel im Anfangsstadium ist ein permanentes Gefühl der Unsicherheit und der Angst, gepaart mit dem Wunsch nach Lösung dieses Problems. Es beginnt also damit, daß der Betreffende tief in seinem Innersten ein ungelöstes Problem empfindet, dessen Vorhandensein er sich aber noch nicht bewußt gemacht hat.

In diesem Zusammenhang möchte ich auf etwas sehr Wichtiges hinweisen: *Sie sollten die Art und Weise, in der sich der Zweifel äußert, zwar sehr ernst, aber nicht wörtlich nehmen.* Unter der Qual des Zweifels kann jemand Behauptungen aufstellen oder Aussagen machen, die theologisch ausgesprochen schwach, falsch oder auch schockierend sind. Doch das ist letztlich nebensächlich. Wenn wir solche Aussagen wörtlich nehmen, entgehen wir vielleicht der Möglichkeit, zum eigentlichen Kern des Problems vorzustoßen.

Beim Zweifel kommt es nicht so sehr darauf an, in welchen Behauptungen und Aussagen er sich äußert, sondern wie der Zweifler diese Aussagen vorbringt. Zuweilen tut er das, als hätte er eine Pistole im Genick. Die Form, in der sich ein Zweifel äußern kann, zeigt unter Umständen, wie verletzt oder verwirrt jemand ist. Georges Bernanos drückte es so aus: »Das Leid spricht seine eigene Sprache; eine Sprache, die man nicht wörtlich nehmen kann.«¹

Wir sollten deshalb nicht schockiert sein angesichts der Bitterkeit oder gar Blasphemie, die ein menschliches Herz in seinen Qualen von sich gibt. In solchen Augenblicken ist nicht theologische Belehrung erforderlich, sondern liebevolle Zuwendung und menschlicher Trost.

Wer ist verantwortlich für den Zweifel?

Wenn wir die in den vorausgegangenen Abschnitten erörterten Fragen zufriedenstellend beantwortet haben, können wir uns der nächsten, äußerst wichtigen Frage zuwenden: Inwieweit ist der Zweifler selbst verantwortlich, und inwieweit tragen andere die Verantwortung? Wenn wir diese Fragen stellen, so tun wir das nicht, um jemanden anzuklagen oder freizusprechen. Zur Diskussion steht hier vielmehr ein grundlegendes Prinzip der Freiheit, ein Prinzip, das für die Behandlung des Zweifels ebenso wichtig ist wie für ein rechtes Verständnis der Demokratie: Ohne Verantwortung gibt es keine Freiheit.

Festzustellen, wo die Verantwortung eines Menschen beginnt und wo sie endet, ist nie leicht, weder in der Theorie noch in der Praxis. Aber auch wenn uns eine exakte Grenzziehung kaum möglich ist und wir unvermeidlich Fehler machen, können wir doch extreme Fehleinschätzungen vermeiden. Eines dieser Extreme besagt, aller Zweifel sei ein Ergebnis der Sünde. Wer das behauptet, beweist damit, daß er in psychologischen wie in theologischen Dingen nur mangelhafte Kenntnisse besitzt.

Ursächlich für diese verfehlte Auffassung ist die Gleichsetzung von Zweifel und Unglaube. Zweifel, so sagt man, sei Unglaube, und Unglaube wiederum sei Sünde. Auf dem Hintergrund einer derart simplen »Analyse« gelangt man zu nicht minder simplen Lösungsvorschlägen. Die Gegenmittel zum Zweifel heißen in diesem Fall Reue und Buße. Zuweilen steckt in einer solchen Empfehlung (»gegen Zweifel hilft nur Buße«) ein gerütteltes Maß an Grausamkeit.

Das andere Extrem wäre, zu behaupten, daß der Begriff Sünde überhaupt keinen Platz in der Diskussion des Zweifels habe. Wer sich dieser Auffassung anschließt, nimmt die Sünde einfach zu leicht. Des weiteren sieht er nicht, daß es zwischen Zweifel

und Unglaube durchaus Berührungspunkte gibt. Der Zweifel wird auf diese Weise verharmlost, indem man ausschließlich seine psychologische Seite hervorhebt und alle theologischen Aspekte vernachlässigt. Auch dieser Standpunkt ist letztlich grausam. Während die erste Auffassung (Zweifel ist Sünde) dem Zweifler gegenüber zu hart ist, stellt sich die zweite Auffassung als viel zu weich dar, denn sie reduziert den Zweifel auf seine psychologische Seite. Das aber hat zur Folge, daß man dem Zweifelnden jegliche Verantwortung für seinen Zweifel abspricht. Und das wiederum bedeutet, daß man den Betroffenen als menschliches, freiverantwortlich handelndes Wesen nicht ernst nimmt.

Wenn wir dem Zweifler helfen wollen, müssen wir als Christen einen dritten Weg einschlagen. Wir müssen herausfinden, wo die Verantwortlichkeit des Menschen liegt; denn wir wissen, daß nur der Mensch, dem vergeben wurde, wirklich frei sein kann, und daß Vergebung nur dann erfolgen wird, wenn man zuvor die Verantwortung übernommen hat.

Der springende Punkt liegt in folgendem: Niemand ist vor Gott für das verantwortlich, was andere ihm angetan haben, ob durch Taten oder durch Worte; dafür sind allein die anderen verantwortlich. Doch jeder trägt vor Gott die Verantwortung dafür, was er mit dem, was andere ihm zugefügt haben, getan hat.

Diese Unterscheidung läßt uns differenzieren zwischen Zweifeln, die in keiner Weise und solchen, die mehr oder weniger von dem Betroffenen zu verantworten sind. Wenn man einem Menschen Gottes Wort derart »verdreht« beibringt, daß Zweifel die unausbleibliche Folge sind, liegt die Verantwortung natürlich nicht bei dem Zweifelnden, sondern bei seinem Lehrer. Wenn solch ein Zweifler umlernt und Gott so sieht, wie er in Wahrheit ist, werden seine Probleme mit einem Schlage gelöst sein.

Immer wieder gibt es Christen mit künstlerischen Fähigkeiten, die sich heftige Vorwürfe wegen ihres Kleinglaubens machen und nicht selten von offenen Zweifeln geplagt werden. Die Ursache dafür liegt darin, daß sie sich mit unnötigen Fragen über Gottes Zustimmung zu ihrer künstlerischen Kreativität quälen. Irgendwie können sie nicht glauben, daß Wahrheit und Schön-

heit zusammengehören. Solange ihre Kunst als Werkzeug des Evangeliums dient, mag es angehen, doch »evangeliumsfremde« Kunst kann doch gar nicht die Zustimmung Gottes erfahren! Selbstverständlich haben wir es auch hier mit einem groben Mißverständnis zu tun, doch meistens liegt das nicht am Künstler, sondern an den völlig unbiblischen Lehren, die man ihm erteilt hat.

In vielen Zweifelsfällen trägt der Betreffende nur einen Teil der Verantwortung. Für die eigentliche Ursache des Zweifels mag er zwar nicht verantwortlich sein, wohl aber für die Art und Weise, wie er auf den Anlaß reagierte. Hier liegt also nicht die Auslösung, sondern nur die weitere Entwicklung des Zweifels in der Verantwortung des Zweifelnden. Meistens handelt es sich um jenen Zweifelstyp, der durch irgendeine schmerzvolle Erfahrung hervorgerufen wird. Für diese Erfahrung selbst kann man den Zweifler natürlich nicht zur Verantwortung ziehen. Was er mit dieser Erfahrung jedoch anfängt, liegt in seinem Einflußbereich.

Die Frage nach der Verantwortung für den Zweifel muß sowohl im Blick auf die Vergangenheit als auch im Blick auf die Gegenwart gestellt werden. Bezüglich der Vergangenheit gilt es genau zu erforschen, wer die Verantwortung ursprünglich trug und auf welche Weise sich der Zweifel bis zu seinem jetzigen Stadium entwickelt hat. Für die Gegenwart ist zu fragen: Wo liegt die Verantwortung jetzt? Inwieweit sollten andere dem Zweifler helfen? Beachten Sie, daß die Frage nicht lautet: Inwieweit *können* andere helfen? sondern: Inwieweit *sollten* sie helfen? Wenn ein Teil des ursprünglichen Problems darin lag, daß der Betreffende keine Verantwortung übernehmen wollte, erweisen wir ihm einen schlechten Dienst, wenn wir ihm alle Verantwortung abnehmen. Wenn wir für jemand anders etwas tun, was er selbst leisten sollte, helfen wir ihm nicht, sondern schaden ihm nur. In jedem Zweifel steckt ein Element der Verantwortung, die nur der Zweifler übernehmen kann.

Wenn das Problem daraus resultiert, daß der Betreffende ein nur mangelhaft ausgeprägtes Verantwortungsbewußtsein hat, verschlimmern wir seine Lage also nur noch, wenn wir ihm jegliche Verantwortung abnehmen. Akut wird das natürlich immer in jenen Fällen, wo wir es mit einem Christen zu tun haben, der sich seinem Glauben letztlich nicht verpflichtet weiß. Das

eigentliche Problem liegt hier nicht beim Zweifel, sondern beim Glauben. Hilfreich ist in solchen Fällen nur, den Zweifler herauszufordern, sich der vollen Verantwortung im Zusammenhang mit der eigenen Glaubensentscheidung bewußt zu werden und sich dann konsequent dem Glauben unterzuordnen.

Des weiteren gibt es da jene Menschen, die zwar glauben, die sich aber letztlich über ihre eigene Identität nicht im klaren sind. Ich erinnere mich beispielsweise, einmal einem Mann vorgestellt worden zu sein, der sich selbst als »hoffnungslosen Fall« beschrieb. Er war Christ, doch seit Jahren von Zweifeln geplagt. Er erzählte eine bewegende Geschichte von wiederholten erfolglosen Versuchen, diesen Zweifeln wirksam zu begegnen, und nun wollte er sich langsam damit abfinden, mit diesem Handikap zu leben. Als er mir von diesen Zweifeln berichtete, erkannte ich, daß sein Gottesbild nichts mit dem wahren Gott der Bibel zu tun hatte. Doch ich unterbrach ihn nicht und hörte zunächst einmal zu.

Nach einer Weile hielt er plötzlich inne, offensichtlich verduzt darüber, daß sein Bericht bei mir bisher keinerlei Reaktion hervorgerufen hatte. Wenn er seine Geschichte sonst anderen erzählte, konnte er sicher sein, schon nach kurzer Zeit unterbrochen zu werden. Kaum hatte er einen Zweifel geäußert, da wurde ihm auch schon widersprochen. Keiner seiner früheren Zuhörer hatte zwischen den Symptomen und den eigentlichen Wurzeln des Zweifels unterschieden.

Mit seinen Zweifeln berührte dieser Mann zwar ernste theologische Probleme, doch darum ging es in Wahrheit gar nicht. Die wahre Wurzel seines Problems lag in seiner Psyche, nicht in seiner Theologie.

Er war der schwächere von eineiigen Zwillingen. Als sein Bruder von zu Hause wegging, erlebte er eine schwere Identitätskrise. Seit jener Zeit schwanden Selbstbewußtsein und Verantwortungsgefühl immer mehr. Sein ganzes Leben bestand aus Unsicherheitsfaktoren, und einer von ihnen war sein Glaubenszweifel.

Seine christlichen Freunde hatten immer nur die zur Schau getragenen Zweifel gehört und aus ihnen geschlossen, dieser Mann habe ausschließlich theologische Probleme. Sie hatten

sich bestimmt redlich bemüht, seine Probleme aus der Welt zu schaffen. Doch als alles nicht weiterführte, gelangten sie schließlich zu der Ansicht, er sei ein hoffnungsloser Melancholiker.

Das Ergebnis war doppelt verhängnisvoll: Zum einen hatte er immer noch keine Antworten auf seine zweifelnden Fragen gefunden, zum anderen sah er sich nun in eine Rolle hineingedrängt, die gar nicht zu ihm paßte, denn in Wirklichkeit war er keineswegs melancholisch. Das einzige, was ihm jetzt noch ein Gefühl der Identität und der sozialen Anerkennung verlieh, war sein »unlösbares Problem«, nämlich der Zweifel. Und das Vorhandensein dieses Problems genoß er regelrecht.

Die Art und Weise, wie dieser Mann seine Geschichte erzählte, war allerdings auch dazu angetan, von seinem eigentlichen Problem abzulenken. Die Betonung lag so sehr auf Unsicherheit, Kummer, Sehnsucht und Schmerz, daß man darüber sein mangelndes Verantwortungsbewußtsein leicht überhören konnte. Die Geschichte war echt, doch sie wurde so herzergreifend vortragen, daß ich den Eindruck gewann, dieser Mann versuchte, seine Verantwortlichkeit vor sich selbst zu verschleiern.

Zunächst hatte er sich bemüht, die Nachteile seines Zweifels in Vorteile umzumünzen, was ihm auch insoweit gelungen war, als ihm sein Zweifel eine Art Identität garantierte. Doch da war irgend etwas, das ihm zu schaffen machte und vor dem er sich einfach nicht drücken konnte. Die Frage nach der Verantwortungsbereitschaft stellte sich ihm immer wieder in den Weg. Sein ganzer Lebensstil war jedoch darauf angelegt, diese Verantwortung zu umgehen. Schließlich zog er alles in Zweifel, was auch nur entfernt nach einem verbindlichen Anspruch aussah. Doch das brachte neue Probleme mit sich, die sich wie ein Schatten über sein gesamtes Leben legten, und ihn in einen Zustand ständig wachsender Unsicherheit und Unentschlossenheit trieben. Was dieser Mann dringend brauchte, waren nicht neue Lebensrezepte, sondern eine Konfrontation mit der »alten« Verantwortung, die es längst zu übernehmen galt.

Wenn sich Jesus bedürftigen Menschen zuwandte, unterstrich er stets ihre Verantwortlichkeit. Er unterschied zwischen denen, die eine *Antwort* suchten, und denen, die nur *Aufmerksamkeit* suchten. Den Krüppel am Teich Bethesda in Jerusalem fragte

Jesus: »Willst du gesund werden?« (Johannes 5, 6–8). War diese Frage nicht geradezu lächerlich? Der Mann war schließlich seit 38 Jahren ein Krüppel! Doch Jesus wollte, daß der Mann zugleich mit seinem Glauben auch Verantwortung übernahm. Deshalb befahl er: »Stehe auf, nimm dein Bett und gehe hin!« Der Krüppel stand auf und zeigte so, daß er tatsächlich bereit war, seinen Glauben auf persönliche Verantwortung aufzubauen.

Zweifel und Sünde

Welchen Einfluß haben Sünde und Teufel auf den Zweifel? So mancher hat sich vielleicht schon gefragt, warum wir uns nicht bereits längst intensiver mit dem Thema Sünde befaßt haben. Der Grund dafür liegt einfach darin, daß die Bedeutsamkeit der Sünde für den Zweifel entweder übertrieben oder heruntergespielt wird.

Zwei Dinge sollten für uns Christen deutlich sein. Erstens: Die Bibel lehrt, daß Zweifel das Ergebnis von Sünde sein können, ja zuweilen können Zweifel selbst Sünde sein. Zweifel können ja die Folge einer freien Entscheidung sein, Gott nicht gehorchen zu wollen und seine Wahrheit zu verwerfen. Welche Entfremdung das auch immer verursachen mag, zunächst verursacht es eine Trennung von Gott und erzeugt ein Gefühl von Gottes Abwesenheit, aus welchem wiederum viele Zweifel entspringen können.

Der Prophet Jesaja antwortete auf einen öffentlichen Vorwurf gegen Gott: »Siehe, des Herrn Arm ist nicht zu kurz, daß er nicht helfen könnte, und seine Ohren sind nicht hart geworden, so daß er nicht hören könnte, sondern eure Verschuldungen scheiden euch von euerem Gott« (Jesaja 59, 1–2).

Ob nun die Sünde Ursache oder Wirkung des Zweifels ist – wichtig ist für uns vor allem, daß wir erkennen, auf welche Weise Sünde und Zweifel verklammert sind und voneinander abhängen. Wir können den Zweifel nur dann vollständig verstehen, wenn wir die Realität der Sünde in unsere Erörterung mit einbeziehen.

Zweitens: Ebenso wichtig ist aber auch, daß wir den Stellenwert, den die Sünde bei dem Problem des Zweifels einnimmt, nicht zu hoch veranschlagen. Besonders Menschen, die selbst im Glauben unsicher sind, neigen sehr leicht dazu, der Einfachheit halber den Zweifel mit Sünde gleichzusetzen. Diese falsche Elle legen sie dann an die vom Zweifel geplagten Mitchristen an, mit dem »Erfolg«, daß die Zweifel stärker werden. Nicht selten haben diese »Ratgeber« Furcht, selbst ins Zweifeln zu geraten. Und diese Furcht wird verdrängt, indem man nur noch Schwarz und Weiß sieht.

Zweifel und Satan

Manche Leser haben sich bestimmt gewundert, daß die Macht des Bösen bisher kaum erörtert wurde. Der Grund dafür, daß wir erst jetzt zum Thema »Zweifel und Satan« kommen, liegt wieder darin, daß man allzu oft dazu neigt, den Stellenwert des Bösen beim Problem des Zweifels entweder viel zu hoch oder zu niedrig zu veranschlagen.

Wer als Christ die Zusammenhänge zwischen Teufel und Zweifel verstehen will, muß sich, wie bei der Sünde, wieder zweierlei klarmachen. Erstens: Die Bibel bringt ganz klar zum Ausdruck, daß der Teufel Zweifel verursachen kann. Jesus nennt ihn den »Vater der Lüge« (Johannes 8, 44). Kaum war der Mensch geschaffen, da ging der Teufel auch schon daran, ihm den Zweifel an Gottes Wahrheit ins Herz zu säen. Er flüsterte Eva die Frage zu: »Ja, sollte Gott gesagt haben . . .?« (1. Mose 3, 1). Der Zweifel beginnt also bei der Versuchung im Paradies, und er wird mit dem Sieg über das Böse am Jüngsten Tage enden.

Johannes schreibt in der Offenbarung: »Und es ward gestürzt der große Drache, die alte Schlange, die da heißt Teufel und Satan, der die ganze Welt verführt« (Offenbarung 12, 9). Dann vermeldet eine laute himmlische Stimme: »Nun ist das Heil und die Kraft und das Reich unsers Gottes geworden und die Macht seines Christus, weil der Verkläger unserer Brüder verworfen ist, der sie verklagte Tag und Nacht vor unserm Gott« (Vers 10).

Es ist also notwendig, daß wir uns klarmachen: letztlich steht hinter dem Zweifel die Macht des Bösen. Jeder Zweifel gereicht

dem Satan zum Vorteil; denn wenn jemand zwei Seelen in seiner Brust hat, zwischen Glaube und Unglaube hin- und hergerissen wird, so befindet er sich bereits auf halbem Wege zum Ziel des Teufels, zum Unglauben. In seinen »Dienstanweisungen an einen Unterteufel« läßt C. S. Lewis den Meisterteufel folgendes an seinen Lehrlingsteufel schreiben: »Zum erstenmal in deiner Laufbahn hast du den Wein geschmeckt, der die Belohnung für all deine Mühe ist: die Qual und Verwirrung einer menschlichen Seele.«²

Zweitens: Wir müssen uns davor hüten, den Einfluß des Bösen auf den Zweifel zu sehr zu betonen. Ich finde, daß sich einige christliche Kreise heute viel zu sehr mit dem Teufel beschäftigen. Wer viel über den Teufel redet, der steht in der Gefahr, ihm auch viel Raum in Gedanken und Vorstellungskraft zu geben. Das aber kann die Vollmacht des Christen schwächen. Natürlich stimmt es, daß der Teufel Gottes Werke vernichten möchte, aber auch das stimmt: »Dazu ist erschienen der Sohn Gottes, daß er die Werke des Teufels zerstöre« (1. Johannes 3, 8).

Nichts ist charakteristischer für den christlichen Glauben als jene unmißverständliche Behauptung, daß Jesus Christus die Mächte der Dunkelheit vollkommen besiegt hat. Biblische Lehre und christliche Erfahrung stimmen hier überein. Der Sieg gehört Christus, und es gibt keine Gewalt im Himmel und auf Erden, in der Gegenwart oder in der Zukunft, die ihm diesen Sieg streitig machen könnte. Paulus schreibt: »Er hat die Reiche und die Gewaltigen ihrer Macht entkleidet und sie öffentlich zur Schau gestellt und hat einen Triumph aus ihnen gemacht in Christus« (Kolosser 2, 15).

Hüten wir uns also davor, dem Teufel zu große Bedeutung beizumessen. Ist es nicht ein Ausdruck dafür, daß man sich vor menschlicher Verantwortung drückt, wenn man alles nur dem Satan in die Schuhe schiebt? Vielleicht erklärt das zumindest teilweise die moderne »Sympathie für den Teufel« oder jene populäre Welle des Gefühls, das sich mit Judas identifiziert und ihn zum Schutzheiligen der ungerecht Verurteilten und Mißverstandenen macht. Doch wie dem auch immer sei, letztlich läuft es darauf hinaus, daß sich der Mensch vor seiner eigenen Verantwortung drücken will.

Nach meinem Dafürhalten gehören hierzu auch Fälle, in denen Christen davon sprechen, jemand sei »vom Teufel besessen«. Ich will gar nicht leugnen, daß es Besessenheit gibt, ziemlich oft sogar. Ich wehre mich aber dagegen, daß man ständig den Teufel als Entschuldigung für das eigene Versagen vorschiebt.

Die Macht des Teufels ist sicher groß und dazu angetan, einen Menschen völlig zu lähmen. Sie verurteilt den Menschen zur Passivität und beraubt ihn damit der Möglichkeit, für die Freiheit und Wahrheit Gottes zu streiten. Man kann die Macht des Teufels fast mit einem Gipsverband vergleichen. Viele Christen, bei denen die Macht des Teufels längst gebrochen ist, verhalten sich wie ein geheilter Patient, der seinen Gipsverband einfach nicht abnimmt und damit seinen Arm schließlich funktionsuntüchtig macht, obwohl der Heilungsprozeß längst abgeschlossen ist.

Es gibt Christen, die wirklich erfahren haben, was es heißt, von der Macht des Bösen befreit zu werden, die aber trotzdem so leben, als stünden sie noch immer unter dieser Macht. Sie sind unfrei und machen den Teufel dafür verantwortlich. In Wirklichkeit aber sind sie selbst diejenigen, die die Verantwortung für ihre Situation tragen. Der Verband ist längst ab, doch die Muskeln des Glaubens bleiben so lange schwach, wie sie nicht gebraucht werden und zu Kräften kommen. Wie wir es auch drehen und wenden, letztlich läuft es wieder auf das bereits erwähnte Prinzip hinaus: ohne Verantwortung keine Freiheit.

Zusammenfassend können wir also feststellen, daß wir ganz nüchtern und mit kühlem Kopf an die Lösung unserer Zweifelsprobleme herangehen müssen. In diesem Kapitel habe ich einige wichtige Fragen genannt, die beim Zweifler einen Prozeß der Korrektur und Erweiterung seines Bewußtseins einleiten können. Überdenken Sie diese Fragen bitte sehr sorgfältig! Es geht nicht darum, daß Sie diese Fragen auswendig lernen und dann ohne weiteres Nachdenken »an den Mann bringen«. Sie müssen sich den Inhalt dieser Fragen – das zu Erfragende – vielmehr zu eigen machen. Dann werden Sie auch eigene Worte finden. Ob wir das Problem des Zweifels lösen können, hängt weitgehend davon ab, inwieweit wir die Fragen selbst durchdacht haben, die wir dem Zweifler zu stellen haben.

3. Kapitel

Die Antwort wagen!

Was macht uns zorniger: Wenn jemand uns überhaupt nicht zuhört oder wenn jemand uns zwar zuhört, aber nicht antwortet? Wenn wir einem Menschen, der von Zweifeln geplagt wird, aufmerksam zuhören und ihm dann sagen, daß wir ihn verstehen, ihm jedoch keinerlei Antwort auf seine bohrenden Fragen geben, wird er schließlich in totale Hoffnungslosigkeit versinken. Da wäre es schon besser, wir würden ihm erst gar nicht zuhören. Denn wenn wir ihm nicht zuhören, lassen wir ihn mit seinen Zweifeln allein; wenn wir aber zuhören und doch nichts antworten, treiben wir ihn noch zusätzlich in die Hoffnungslosigkeit. Der andere weiß nun, daß auch wir keine Antwort wissen, und das läßt ihn zu dem Schluß kommen, daß es auf seine Fragen grundsätzlich keine Antwort gibt.

In den vorangegangenen Kapiteln haben wir uns die beiden ersten Schritte bei der Behandlung des Zweifels vor Augen geführt: aufmerksames Zuhören und Erkennen der Problematik. Doch dabei dürfen wir nicht stehenbleiben. Jetzt muß der dritte Schritt folgen: die Antwort. Wir werden dem Zweifler nur dann helfen, wenn wir ihm sagen, was er falsch gemacht hat und was er nun tun muß.

Die »Zutaten« für eine gute Antwort

Nun ist es an der Zeit, aus unseren bisherigen Untersuchungen praktische Konsequenzen zu ziehen. Dabei soll hier nicht jener Lehrbuchstil Anwendung finden, der fertige Antworten nach bestimmten Methoden vermittelt. Ich habe bereits an anderer Stelle erläutert, warum ich die deduktive Methode (das Ausgehen von einem speziellen Fall) für wenig hilfreich halte, zumindest im Zusammenhang mit dem Zweifel. Vielmehr geht es mir darum, daß jeder Leser auf der Grundlage des bisher Gesagten eigene Praktiken entwickelt.

Besser, wir haben eine Vorstellung von den grundlegenden Prinzipien und wachsen an Weisheit und praktischer Erfah-

rung, als daß wir eine umfangreiche Sammlung theoretischer Anleitungen mit uns herumtragen, die allesamt letztlich lebensfremd ist. Indem wir nicht im vorhinein spezielle Fälle anvisieren, können wir im entscheidenden Moment auf die speziellen Bedürfnisse des zweifelnden Menschen eingehen. Ohne ein festes Schema von Antworten, die in bestimmten Fällen zu geben sind, bleiben wir flexibel und können uns auf unser Gegenüber individuell einstellen. Vorgefertigte Antworten können unter Umständen dazu führen, daß wir wesentliche Details übersehen, weil wir alles nur in das erlernte Schema hineinzwängen wollen. Die Probleme des Lebens sind einfach zu vielfältig, als daß wir sie mit einem Lehrbuch in der Hand zufriedenstellend behandeln könnten.

Bedeutet das denn nun, daß wir uns völlig auf unseren Ideenreichtum, auf unsere Spontaneität verlassen sollen? Keineswegs! Man muß gerade dann, wenn es gilt, die richtige Antwort zu erteilen, kühlen Kopf bewahren. Doch bevor wir uns näher ansehen, wie man zu einer solchen Antwort kommt, lassen Sie uns zunächst der Frage nachgehen, was man denn überhaupt unter einer »guten« Antwort versteht.

Eine gute Antwort ist mehr als eine »Entgegnung«. Wenn die Antwort »gut« werden soll – also hilfreich für den Gesprächspartner –, dann braucht man drei Hauptzutaten: Erstens: Eine gute Antwort auf Fragen des Zweifels muß erkennen lassen, daß der Antwortende verstanden hat, wo die Ursachen des Zweifels liegen. Zweitens: Eine gute Antwort muß dem Zweifelnden vor Augen führen, welche Konsequenzen es für ihn haben würde, wenn er auch weiterhin zweifelt. Drittens: Eine gute Antwort muß dem Zweifler zeigen, inwieweit er für seinen Zweifel selbst verantwortlich ist, damit er diese Verantwortung übernehmen und somit wirkliche Freiheit erlangen kann.

Wenn diese drei Grundvoraussetzungen in der Antwort zusammengefaßt sind, wird sie dem Betreffenden wirklich weiterhelfen und dafür sorgen, daß er dieses Problem selbst in Angriff nimmt und aus der Welt schafft.

Gute Antworten entstehen also durch aufmerksames Zuhören und nüchterne Analyse des Problems. In der konkreten Situation muß dann hinzukommen, daß man den speziellen Bedürfnissen des Zweifelnden Rechnung trägt.

Jetzt wollen wir uns ausführlich mit der Frage beschäftigen, auf welche Art und Weise wir die Antwort geben sollen. Zunächst eine Feststellung, die in dem bisher Gesagten bereits mehrfach angeklungen ist: Wie »richtig« unsere Antwort auch immer sein mag – wenn sie den momentanen Bedürfnissen des zweifelnden Menschen nicht angepaßt ist, sollten wir lieber gleich still sein und gar nichts sagen.

»Mitleid« – oder Mit-leiden?

Die erste Eigenschaft, die unsere Antwort auszeichnen sollte, ist das Mitleid mit dem zweifelnden Menschen. Er muß das Gefühl haben, daß wir ihn voll und ganz akzeptieren, daß wir seinen Schmerz erkennen und verstehen, und daß uns sein Schmerz ebenfalls Leiden bereitet. Zuneigung und Liebe werden lauter »sprechen« als alle unsere Worte. Die Liebe sollte in uns jeglichen selbstgerechten oder überheblichen Unterton zum Schweigen bringen. Und noch eine weitere Aufgabe hat die Liebe: sie »deckt zu der Sünden Menge« (1. Petrus 4, 8). Ohne diese Liebe werden unsere Antworten einen hohlen Klang haben. Paulus sagt: Hätte ich der Liebe nicht, »so wäre ich ein tönend Erz oder eine klingende Schelle« (1. Korinther 13, 1).

Das Mit-Leid des Antwortenden ist ein Echtheitsstempel für praktizierte christliche Wahrheit. Der Zweifelnde wird nach dem Mitleid greifen wie ein Ertrinkender nach einem Rettungsring. Der Zweifelnde droht ja in einem Meer der Hoffnungslosigkeit und totalen Haltlosigkeit zu versinken. Sein Glaube, die Stütze seines Lebens, ist ins Wanken geraten, alles droht auseinanderzufallen. Je nachdem, wie ausgeprägt und fortgeschritten der Zweifel ist, kann er den Zweifelnden regelrecht lähmen und ihm das Gefühl verleihen, vollkommen verloren zu sein.

Wer von sich behauptet, er habe seinen Glauben »verloren«, und er bedeute ihm nichts mehr, zeigt damit, daß der Glaube ihm auch vor dem Verlust nicht viel wert war. Wer jedoch aufrichtig und von ganzem Herzen geglaubt hat, der hat das verloren, was seinem Herzen einst am nächsten war. Deshalb spürt er ein inneres Vakuum. Das einzig Gewisse, das alle anderen Gewißheiten garantiert hatte, ist nun selbst zur Ungewißheit geworden. Ein Gefühl der Unsicherheit und Hoffnungslosigkeit

macht sich breit. »Wer ein mutiges Herz hat, weiß sich auch im Leiden zu halten; wenn aber der Mut darniederliegt, wer kann's tragen?« (Sprüche 18, 14).

Der Zweifel kann sich also für denjenigen, der früher stark im Glauben war, als wesentlich verheerender herausstellen als für denjenigen, der dem Glauben ohnehin wenig Bedeutung beimaß. Je wichtiger der Glaube für einen Menschen ist, desto ernster wird auch der Zweifel.

Wenn der Betreffende während seiner Glaubenskrise seinen Kummer einfach hinausstreift, so darf uns das nicht überraschen. Es darf uns nicht überraschen, wenn er kaum klare Gedanken fassen kann, wenn er stammelt und völlig verwirrt ist. Solch ein Zweifel hat sogar noch etwas Gutes an sich, denn noch ist Glaube vorhanden, wenn auch stammelnder, stolpernder, angefochtener Glaube. Wie stark die Pressionen des Zweifels auch sein mögen, noch ist er nicht in Unglauben umgeschlagen.

Wenn wir den Zweifel so verstehen, folgen wir dem Beispiel Jesu. Er warnte Petrus vor der bevorstehenden Verleugnung, einer Prüfung, in der Petrus kläglich versagte. Dann fügte er hinzu: »Ich aber habe für dich gebeten, daß dein Glaube nicht aufhöre. Und wenn du demaleinst dich bekehrst, so stärke deine Brüder« (Lukas 22, 32). Natürlich war das spätere Verhalten des Petrus ein Vertrauensbruch Jesus gegenüber. Aber nach der Beurteilung Jesu war Petrus in der Situation der Verleugnung nicht ganz »er selbst«. Wer von ganzem Herzen glaubt, ist mit sich selbst ganz einig. Wer jedoch zweifelt, der spürt plötzlich, daß zwei Seelen in seiner Brust kämpfen; er ist mit sich selbst uneins.

Der Zweifel muß also stets ernst genommen werden, braucht aber nicht immer wörtlich genommen zu werden. Wie ein Soldat, der seinen Eid unter der Folter bricht oder ein Kranker, der »außer sich« ist vor Schmerzen, so kann der Glaubende in seinem Kampf mit dem Zweifel Dinge tun oder sagen, die zeigen, daß er nicht ganz »er selbst« ist. Das entschuldigt ihn nicht unbedingt, doch es erklärt seinen Zustand, und das ist außerordentlich wichtig, wenn man später die richtige Antwort auf die bohrenden Fragen erteilen will.

Lieben Sie den Zweifler um seiner selbst willen, und versuchen Sie, ihn als ganzen Menschen zu sehen! Reduzieren Sie ihn nicht auf seine Zweifel und Probleme! Er ist kein »Fall«, sondern ein unverwechselbarer Mensch.

Es gibt kein Lösungsmittel für den Zweifel, das wirkungsvoller wäre als die Macht der Liebe und des Mitleids. Wenn Sie Ihrem Gegenüber auf dieser Ebene begegnen, vermeiden Sie den Schlagabtausch von Argumenten und theologischen Richtigkeiten. Andernfalls wären wir nicht besser als Hiobs »Tröster«, nämlich Menschen, die ohne jedes Mitgefühl antworten, die also in Wahrheit gar keine Antwort erteilen. Hiob drückte es so aus:

»Verdient der Zagende nicht des Freundes Liebe,
den seine Gottesfurcht im Stich gelassen?
Doch wie der Trugbach täuschten meine Brüder,
Rinnsalen gleichen sie, die sich verlaufen«
(Hiob 6, 14. 15).

An späterer Stelle sagt er mit verständlicher Bitterkeit:

»Auch ich vermöchte wohl wie ihr zu reden,
wenn eure Seel' an meiner Stelle stünde.
Ich brächte Sprüche bei – ein ganzes Bündel –
und wüßte über euch den Kopf zu schütteln.
Nein, Stärkung böt' ich euch mit meinem Munde
und sparte nicht am Beileid meiner Lippen«
(Hiob 16, 4. 5; Übersetzung: Lamparter).

Zuweilen ist der Tröster noch schlimmer dran als der Zweifler, denn nicht selten braucht der Tröster selbst Trost. Er hat dem anderen eine Antwort gegeben, und diese Antwort war tatsächlich hilfreich. Aber kann der Tröster auch sich selbst helfen?

Es ist schwer, Lehrer einer Schulklasse, Direktor eines Konzerns oder Leiter einer Gruppe zu sein. Wer lehrt denn den Lehrer, »dirigiert« den Direktor, leitet den Leiter? Deshalb fühlen sich Führungskräfte durch den Zweifel oftmals ernsthaft bedroht. Sie dürfen sich in ihrer Position ja keine Schwäche leisten! Die Versuchung liegt nahe, sich ganz von seinem Beruf oder seiner gesellschaftlichen Rolle her zu definieren. Und das führt im Zweifels-Fall zu einer kaum lösbaren Identitätskrise.

Denn eine Führungskraft, die selbst Führung braucht, kommt sich überflüssig und sinnlos vor – so wie Salz, das gesalzen werden muß.

In großer Gefahr schweben auch die Geistlichen. Für jeden von ihnen wird es irgendwann einmal Zeiten der Entmutigung geben. Die gesamte Motivation seines Berufes (oder besser: seiner Berufung) droht für den Geistlichen ins Wanken zu geraten. Er hilft zwar weiterhin anderen Menschen, doch möchte er sich durch diese Hilfe auch selbst helfen oder zumindest nach Hilfe Ausschau halten. In derartigen Situationen braucht der Helfer Hilfe, anderenfalls wird er früher oder später sich selbst nicht nur als hilflos, sondern als sinnlos empfinden.

Situationen wie diese gleichen einem gordischen Knoten, den kein theologischer Fachmann entwirren kann. Doch man kann diesen Knoten mit einem »Schlag« voller Liebe und Mitleid durchtrennen. Um ein anderes Bild zu gebrauchen: Wenn jemand in einem Verlies der Hoffnungslosigkeit gefangen ist, braucht man vielleicht starke theologische Werkzeuge, um die Tür aufzubrechen, doch diese Werkzeuge helfen ihm nicht dabei, wieder auf die Beine zu kommen. Das schaffen nur Liebe und Mitgefühl. Nur sie erfüllen ihn mit neuer Hoffnung und verleihen ihm ein neues Wertgefühl.

Keine Antwort in Sicht!?

Die zweite Eigenschaft, die unsere Antwort auszeichnen sollte, ist Offenheit. Nicht immer steht Offenheit im Dienste der Wahrheit, doch wer sich der Wahrheit sicher ist, kann sich erlauben, offen zu sein. In den Sprüchen heißt es: »Eine offene Antwort ist wie ein lieblicher Kuß« (Sprüche 24, 26).

Quasselnde Unverbindlichkeit ist oft ein Zeichen dafür, daß der Helfer selbst keine Antwort weiß. Viele Versuche, anderen zu helfen, sind gepolstert mit frommen Verallgemeinerungen. Wer sich solcher Verallgemeinerungen bedient, schleicht wie eine Katze um den heißen Brei. Andere wiederum hören sich die Geschichte gar nicht erst zu Ende an, sondern beginnen sofort zu erklären, zu warnen und zu mahnen. Sie entfachen mit ihrer Reaktion ein regelrechtes Trommelfeuer. Eine Zeitlang mag es für den Zweifelnden durchaus beeindruckend sein, doch nur so

lange, bis er merkt, daß keine wirkliche Hilfsbereitschaft dahintersteht.

Andere sind sich sehr wohl darüber im klaren, daß sie keine Antworten haben, doch sie geben es nicht zu und ziehen sich auf Sprüche wie »Ich bete für dich« zurück. In Wirklichkeit machen sie ihr Versprechen nur in den seltensten Fällen wahr. Eigentlich meinen sie nämlich nicht: »Ich bete für dich«, sondern: »Ich wünschte, ich könnte mehr für dich tun, doch ich weiß selbst keinen Rat . . .«

Dabei ist es doch nun wirklich keine Schande, wenn man jemandem nicht helfen kann. Schändlich ist nur, wenn man die eigene Ratlosigkeit nicht zugibt. Um der Gefahr einer solchen Unehrllichkeit vorzubeugen, sollten wir vier Dinge beachten.

Erstens: Wenn wir unfähig sind zu helfen, sollten wir das offen zugeben. Andernfalls fügen wir dem christlichen Glauben Schaden zu, denn unsere krampfhaften Ausweichmanöver sind wohl wenig dazu angetan, in unserem Gegenüber den Glauben zu festigen.

Wenn wir dem zweifelnden Menschen nicht helfen können, sollten wir wenigstens jemanden empfehlen, von dem wir annehmen, daß er helfen kann – einen Freund, ein erfahrenes Gemeindeglied oder einen christlichen Experten (etwa einen Arzt oder Psychologen). Hilfreich kann zuweilen auch ein sorgfältig ausgewähltes Buch sein. Wenn wir offen und ehrlich eingestehen, daß wir selbst nicht helfen können, so braucht das bei uns keineswegs zu Schuldgefühlen führen. Wir brauchen erst recht nicht an der Fähigkeit unseres Glaubens zweifeln. Es stimmt: *wir* konnten nicht helfen. Aber das bedeutet ja nicht, daß *das Christentum* keine Antwort wüßte.

Noch ein Wort zu den Empfehlungen, die wir aussprechen, wenn wir mit unserer Hilfsmöglichkeit am Ende sind: Nicht alles, was uns irgendwann einmal geholfen hat – seien es bestimmte Personen oder Bücher – muß unserem Gegenüber in gleicher Weise helfen. Es ist mit dem Zweifel wie mit einer körperlichen Krankheit: dasselbe Medikament wird bei verschiedenen Menschen ganz verschieden »anschlagen«. Deshalb: Vorsicht bei Empfehlungen!

Das gilt auch und besonders für Buchempfehlungen. Schlimmer, als gar keine Bücher zu empfehlen, ist es, wenn man dem Zweifler eine erschreckend lange Literaturliste in die Hand gibt. Zweifel behandelt man am besten durch Liebe, Zeit und Fürsorge, nicht aber durch den Gang durch eine Bibliothek. Natürlich können Bücher außerordentlich hilfreich sein, doch sie müssen sehr sorgfältig ausgesucht und gezielt eingesetzt werden.

Zweitens: Wenn unsere eigene Hilfe versagt hat und wir niemanden kennen, der dem Betreffenden helfen kann, müssen wir uns klarmachen, was das bedeutet: Ihm kann *im Moment* niemand helfen. Wir müssen uns also sehr vor dem übereilten Schluß hüten, es könne *überhaupt niemand* helfen. Es gibt in unserem Leben zahlreiche Situationen, die Fragen stellen, auf die wir keine Antwort wissen. Das bedeutet aber doch nicht, daß alle Fragen nicht zu beantworten sind.

Man sollte warten, bis man auf die richtige Lösung stößt. Diese Geduld ist übrigens für einen Christen von äußerster Wichtigkeit. Es gibt heutzutage derart viele Theorien und Auffassungen, die dem Christentum feindlich gegenüberstehen – wenn man da jedesmal in Panik verfallen würde, weil man nicht gleich die passende Antwort auf diese »kritischen« Fragen weiß, stünde der Zweifel sicherlich bald vor der Tür. Es besteht wirklich kein Grund zur Panik. Hastige, gefühlsbetonte Reaktionen sind fehl am Platze. Der Christ kann warten, bis die Antwort abgewogen ist.

Drittens: Wir sollten nie glauben, daß es einfach sei, einen Zweifel aus der Welt zu schaffen. Oftmals sind Zweifel leichter zu entdecken als zu lösen und leichter zu »diagnostizieren« als zu heilen. Es gibt zwar leicht zu behebbende Zweifel; es gibt aber auch Zweifel, die sich in das Leben des Zweiflers eingesenkt haben, so daß er sie sogar vermissen würde, wenn sie nicht mehr da wären. Man sollte sich also davor hüten, auf Zweifelsfragen zu entgegnen, sie seien doch »ganz leicht« zu beantworten. Nichts ist ganz leicht, wenn es um den Zweifel geht.

Der Zweifel stellt ein Problem dar. Ist es dann verwunderlich, daß auch die Antwort auf den Zweifel problematisch ist? Wer ein Problem anpackt, der hat auf einmal all die Schwierigkeiten

in Händen, die zu diesem Problem geführt haben. Doch das darf den Hilfwilligen nicht abschrecken. Er muß dem Hilfesuchenden deutlich machen, daß ein Ausweg aus den Problemen und Schwierigkeiten, die nun »auf dem Tisch liegen«, nur durch eine radikale Umkehr möglich ist. Oder mit einem Bild zu sprechen: Für einen Bergsteiger ist nicht das schlimmste, sich zu verirren, sondern nicht zugeben zu wollen, daß er sich verirrt hat und deshalb nicht umzukehren.

Es ist also nie »leicht«, einen Zweifel aus der Welt zu schaffen. Oft scheidet der erste Versuch, und beim nächsten Anlauf stellt sich dann heraus, daß die Therapie viel komplizierter ist, als man angenommen hatte. Was vorher so einfach erschien, stellt sich nun so überaus schwierig dar. Wo der Glaube einst spontan und sorglos reagierte, zeigt er sich nun angefochten durch den Zweifel. Die Gefahr besteht, daß der Zweifler in eine lähmende Nabelschau verfällt. Der Zweifler ähnelt einem Tausendfüßler, der nicht mehr »automatisch« läuft, sondern sich seine Gangart bewußt machen will. In einem kleinen Gedicht aus dem 19. Jahrhundert wird das folgendermaßen beschrieben:

»Der Tausendfüßler war Optimist,
Bis ihn die Kröte, dieses Biest,
Fragt, welches Bein denn hinter welchem lauf?

Das regte ihn ganz furchtbar auf:
Er liegt verwirrt im Kellerloch
Und überlegt es immer noch.«¹

Der Spott der Kröte ist den Fragen zu vergleichen, die von außen an uns herankommen oder die wir uns selbst stellen. Und dieser Spott ist doppelt gefährlich, wenn sich hinter diesen Fragen der Hohn des Satans versteckt. »Gib's auf«, raunt er uns zu, »du schaffst es ja doch nicht! Es ist alles Zeitverschwendung.« Nur ein gesunder Realismus kann den Strudel einer solchen introvertierten Haltung umgehen.

Natürlich besteht auch die Gefahr, daß wir den Zweifler mit einem brutalen »Realismus« regelrecht erschrecken. Davor müssen wir uns selbstverständlich ebenfalls hüten. Eine Schocktherapie kann alles nur noch verschlimmern. Für den Zweifler ist ja alles ins Wanken geraten, nichts scheint mehr auf festem Grund zu stehen. Doch »objektiv« stimmt das nicht; denn nur der

Zweifler selbst ist »in der Schwebe«, nicht aber die bezweifelten Tatsachen. Deshalb muß man ihm klarmachen, daß es immer noch vieles gibt, worauf er fest bauen kann.

Viertens: Wenn Sie auf Fragen des Zweifels antworten, sollten Sie einen Kurs steuern, der zwischen einer Vereinfachung und einer Verkomplizierung des Problems verläuft. Eine allzu »einfache« Antwort ist in der Regel ein Zeichen von Unsicherheit des Antwortenden. Die überkomplizierte Antwort spricht nicht unbedingt für einen sehr komplex beschaffenen Verstand, der sich mit einem kleinen Problem beschäftigt, sondern eher für einen kleinen Verstand, der sich an einem komplizierten Problem versucht.

Zwischen dem Menschen mit der Antwort und dem Menschen mit dem Problem gibt es zwei sehr wichtige Unterschiede. Zum einen ist für den Antwortenden eben diese Antwort »einleuchtend«. Dem anderen hingegen muß diese Antwort noch längst nicht einsichtig sein. Er vernimmt sie zwar, kann dem Satzbau und der Logik folgen, und trotzdem kann er sie nicht übernehmen. Der zweite Unterschied besteht darin, daß für den Menschen mit der Antwort das Problem mehr oder weniger objektiver Natur ist. Es ist ja nicht sein eigenes Problem. Wir können mit anderen über unsere Probleme sprechen und uns gegenseitig helfen, doch niemand kann in die Haut eines anderen schlüpfen. Shakespeare sagte: »Jeder wird mit einem Kummer fertig, wenn es nicht sein eigener ist.« Wer das vergißt, weil er es sich zu einfach macht, kann die Persönlichkeit und die Intelligenz des anderen Menschen beleidigen. Denn letztlich nimmt er weder den Menschen noch sein Problem wirklich ernst.

Wir sollten uns also immer wieder verdeutlichen, daß die Antwort, die wir erteilen, so einfach nicht sein kann. Diese Erkenntnis ist ein Gebot der Offenheit und Ehrlichkeit. Eine Antwort, und mag sie noch so richtig sein, wird erst in dem Moment für den Zweifler hilfreich sein, wo er sie sich zu eigen gemacht hat.

Wir haben uns bisher auf den allgemeinen Stil des Antwortens konzentriert und nicht auf spezifische Antworten. Wenn wir aber auf die bohrenden Fragen des Zweiflers keine konkreten Antworten geben, hat alles, was wir bisher besprochen haben, keinen Sinn gehabt. Wir müssen also zur Sache kommen und

unsere Antwort so klar und unmißverständlich wie möglich formulieren. Ohne diesen letzten Schritt ist alles andere »Luft«.

Es ist ein großes Vorrecht, dabeizusein, wenn ein Zweifel ausgeräumt wird und ein Glaubender wieder Gewißheit in Gott erlangt. Wenn Gott unsere Bemühungen benutzt, um die Zweifel eines Menschen aus der Welt zu schaffen, geschieht das allein durch seine Gnade. Man wird allzu leicht überheblich, wenn es einem einmal gelungen ist, einem zweifelnden Menschen zu helfen. Man verwechselt dann allzuleicht die eigene Glaubensstärke mit der Macht Gottes. Nicht wir sind es, die den Zweifel durch die Stärke unseres Glaubens bezwungen haben, sondern Gott ist der eigentlich Handelnde.

4. Kapitel

Die Warnung vor dem letzten Schritt

Unsere ganze bisherige Diskussion beruht auf zwei Annahmen. Erstens: Wenn das Christentum wahr ist, werden wir auf jeden nur erdenklichen Zweifel eine Antwort in Christus finden. Zweitens: Der Zweifler hat das Bedürfnis, daß sein Problem gelöst wird.

Was aber, wenn dieser Wille gerade nicht vorhanden ist? Wenn der Zweifler also an seinen Zweifeln festhalten will?

Es wäre dem zweifelnden Menschen gegenüber ungerecht, mangelnden Erfolg bei der Behandlung von Zweifeln stets damit zu erklären, daß sich der Betreffende gar nicht helfen lassen will. Aber die Möglichkeit zu einer Verweigerung des Hilfsangebotes besteht immerhin. Wenn sich jemand tatsächlich nicht helfen lassen will, müssen wir diese Entscheidung respektieren.

Es kann also sein, daß jemand trotz aller Liebe und Zuwendung, die wir ihm haben zuteil werden lassen, auf seinem Zweifel besteht. All die Zeit, die wir geopfert haben, alle noch so klaren und durchdachten Lösungsvorschläge – nichts scheint zu fruchten, weil der Betreffende sich der Therapie verweigert. Um es noch einmal sehr deutlich zu sagen: Hier liegt das Problem nicht darin, daß der Zweifler Schwierigkeiten hätte, sich zum Glauben durchzuringen und es nur aus Schwachheit nicht schafft, sondern das Problem ist in diesem Fall, daß der Zweifler wohl die Möglichkeit zu einer bewußten Hinwendung zum Glauben hat, sie aber nicht wahrnehmen will.

Die bewußte Entscheidung für den Zweifel kann, je nach Veranlagung des Zweifelnden, auf den verschiedensten Ebenen des Zweifels angesiedelt sein. Am offensichtlichsten ist solch eine Entscheidung wohl bei den verstandesmäßigen Zweifeln. Doch auch in den anderen Zweifelstypen schlummert diese Gefahr, und hier liegt das zerstörerische Potential aller Zweifel.

Zweifel ist, wie wir mehrfach gesagt haben, ein Schwanken zwischen zwei Dingen, ambivalent, unentschieden, unentschlossen, zweideutig. Der Zweifler schwankt zwischen Sicherheit und Unsicherheit, zwischen Glaube und Unglaube, zwischen Gewißheit und Ungewißheit. Das eigentliche und größte Problem liegt jedoch nicht in dieser Ambivalenz, sondern in der Gefahr, daß die »Waage« des Zweifels sich langsam zur negativen Seite hin senkt.

Der Zweifel ist nie etwas Endgültiges, sondern stets zeitlich begrenzt, nie statisch, sondern immer dynamisch. Die innere Logik des Zweifels hat die Aussagekraft eines Fragezeichens. Ständig ist die Frage im Raum: Wird der Glaube den Zweifel ausräumen? Oder wird der Zweifel den Glauben abtöten? Die Dynamik des Zweifels gleicht der Dynamik einer rollenden Roulettekugel, einer Münze, die man in die Luft wirft. Für einen Moment ist das Ergebnis ungewiß. Doch schon im nächsten Moment ist es keine Frage mehr. Die Münze liegt auf der Erde, die Kugel in der Rille. Auch der Zweifel wird sich nicht für immer in der Schwebelage halten. Früher oder später ringt er sich zum Glauben durch oder gleitet hinüber zum Unglauben. Eine dritte Möglichkeit gibt es nicht.

Roulettekugel und Münze werden vom Zufall bestimmt; beim Zweifel hingegen hängt der Ausgang ganz von der persönlichen Entscheidung ab. Wer sich nun dafür entscheidet, weiterhin zu zweifeln, der hat sich in Wirklichkeit für den Unglauben und damit gegen den Glauben entschieden. »Worauf läuft der Zweifel hinaus?« Das ist die eigentliche Frage und gleichzeitig die entscheidende Gefahr, die er mit sich bringt. Wenn der Zweifel den Glauben unruhig und unsicher macht, ist das sicher schlimm; wenn aber durch einen »etablierten« Zweifel Ruhe und Sicherheit des Unglaubens eingezogen sind, ist das wesentlich schlimmer.

Der Zweifel am Wendepunkt

Niemand kann gleichzeitig alles anzweifeln. Irgend etwas müssen wir glauben, um etwas anderes bezweifeln zu können. »Für immer bezweifeln« können wir nur etwas, was für uns nicht lebenswichtig ist. Wer aber die wesentlichen Dinge des Lebens bezweifelt, der wird innerlich gedrängt, früher oder später zu

einer Entscheidung zu kommen, nicht zuletzt deshalb, weil jeder Mensch eine »funktionierende« Weltanschauung braucht.

Hier stellt sich erneut die Hauptfrage: Löst der Zweifel den Glauben auf oder löst der Glaube den Zweifel auf? Irgendwann kommt es unweigerlich zur Entscheidung. Selbst wenn die Debatte durch noch so viele Eingaben in die Länge gezogen wird, einmal muß es zur Abstimmung kommen. Wofür wird der Zweifler »stimmen«: für den Glauben oder den Unglauben?

Wenn sich der Zweifel in diesem Endstadium befindet, wo er jederzeit in Unglauben umschlagen kann, haben wir die Verpflichtung, den Zweifler noch einmal eindringlich zu warnen. Der Zweifel mag ursprünglich durchaus echt gewesen sein; jetzt aber ist ein Stadium erreicht, wo jede rechtfertigende Begründung für den weiteren Verlauf des Zweifels entfällt. Wenn der Zweifler sich jetzt auflehnt, die Entscheidung zugunsten des Glaubens zu treffen, trägt er ganz allein die Verantwortung dafür. Was er nun weiterhin als Zweifel bezeichnet, ist in Wahrheit gar kein Zweifel mehr, sondern Unglaube.

»Solange noch Leben vorhanden ist, gibt es noch Hoffnung.« Abgewandelt könnte man formulieren: »Solange noch Zweifel vorhanden ist, gibt es noch Glauben.« Denn dann ist das Stadium des Unglaubens noch nicht erreicht. Wenn die Tür noch einen Spalt weit offensteht, ist die Möglichkeit des Glaubens noch vorhanden. Sobald aber die Tür zum Glauben bewußt zugeschlagen wird, hat der Unglaube gewonnen. Was einst ein Zweifel war, hat sich nun zum Unglauben entwickelt.

Wenn Glaube und Unglaube letztlich keine besondere Bedeutung hätten, wäre der Unglaube als Ergebnis des Zweifels nicht weiter beunruhigend. Der Unterschied zwischen Glaube und Unglaube entscheidet jedoch über unser gesamtes Leben. Deshalb ist es so außerordentlich wichtig, daß wir den Zweifler davor warnen, im Unglauben zu enden. Die Autoren der Bibel hatten das erkannt. Sie sahen im Stadium des unzufriedenen Nörgelns und Murrens die letzte Haltestelle auf dem Weg zum Unglauben.

Während seiner Wüstenwanderung zweifelte nahezu das gesamte Volk Israel an der Wahrheit Gottes. Es fühlte sich als Gefangener zwischen ihrer ägyptischen Vergangenheit und der

Zukunft im Verheißenen Land. Schließlich flüchtete es sich in ein undankbares Murren und Klagen. Es warf Gott vor, er habe ihm Unrecht getan und forderte von ihm, sein Versprechen sofort zu erfüllen.

Der Glaube verehrt Gott als Gott. Das Murren hingegen leugnet so ziemlich alles, ausgenommen die Existenz Gottes, die es nicht verleugnen kann. Dabei wird die Ordnung der Schöpfung auf den Kopf gestellt: der Mensch spielt Gott.

Doch wir Christen haben keinen Grund, mit Verachtung auf das damalige Volk Gottes zu blicken. Wir sind gegen solch ein Fehlverhalten keineswegs gefeit. Als der Apostel Paulus an die neutestamentliche Gemeinde schrieb, zählte er eine Reihe von alttestamentlichen Warnungen auf und benutzte dabei interessanterweise die Wendung: »Murret auch nicht, gleichwie jener etliche murrten« (1. Korinther 10, 10).

Wir Christen stehen in der gleichen Gefahr wie das Volk Israel, denn auch unsere Erwartungen können so sehr durch unsere Wünsche bestimmt werden, daß wir störrisch werden und nur immer verlangen, statt zu bitten. Und bekommen wir dann nicht sofort, wonach wir verlangen, zeigen wir uns mürrisch. Gott hat sich dann gefälligst nach unserem Zeitplan und unseren Vorstellungen zu richten. Wir tun so, als hätten wir gegen Gott einen einklagbaren Anspruch.

Rückzugsgefechte

Das Murren ist nun aber nicht die einzige Möglichkeit, die vom Zweifel geradewegs in den Unglauben führt. Weit verbreitet war dieses Murren immer dann, wenn sich der christliche Glaube dem weltlichen Denken so weitgehend angepaßt hatte, daß keine echten Alternativen zum Glauben vorhanden waren. Man wollte sich gegen den Glauben irgendwie wehren, doch es fehlten die Argumente. Also versuchte man es mit dumpfem Murren und Nörgeln.

Unser heutiges Zeitalter hat natürlich keinen Mangel an Argumenten gegen den Glauben. Heute gibt es ungezählte Alternativen zum christlichen Glauben, die mit Eifer diskutiert werden. Jenes Murren, das zum Unglauben führt, ist deshalb nicht mehr

so weit verbreitet wie in früheren Zeiten. Gleichwohl gibt es noch genügend Beispiele für die mürrische Auflehnung gegen den christlichen Glauben. Denken Sie zum Beispiel an einen Teenager, der sich nur äußerst widerwillig dem sonntäglichen Kirchgang der Familie anschließt. Sicher, er geht noch mit, doch er kann sich ein Protestgemurmel nicht verkneifen.

Doch wo zum christlichen Glauben tausend Alternativen existieren, vollzieht sich der Rückzug vom Glauben viel radikaler und raffinierter. Heute braucht man sich nicht mit mürrischen Bemerkungen von niedrigem Argumentationsniveau zu begnügen. Heute kann man schwere Artillerie auffahren, etwa: »Die moderne Wissenschaft hat endgültig bewiesen . . .«; »Seit Freud ist es unmöglich zu glauben . . .« Das sind wirklich schwere Geschütze, die dem christlichen Glauben, und sei er noch so fest, den Boden unter den Füßen erzittern lassen. Wie leicht ist es da, den Glauben schließlich einfach über Bord zu werfen und sich dem Unglauben anzuschließen!

Vielfältigster Natur ist auch die Art, wie man sich vom christlichen Glauben zurückzieht. Da gibt es beispielsweise jene, die ihre Rückzugsgefechte mit Fragen zu verschleiern suchen. Obwohl der Betreffende überhaupt keine Antwort haben will, fragt er immer weiter. Er stellt eine Frage nach der anderen, jedoch nicht um die Wahrheit zu finden, sondern um sie in Frage zu stellen. Diese Fragen dienen nur dem einen Ziel: jeder Antwort zu entrinnen, die zur Wahrheit führen könnte. In der Regel werden solche Fragen begleitet von heftigen Vorwürfen gegenüber Gott. Ihm schiebt man die Schuld zu, man bezichtigt ihn der Lüge oder eines gebrochenen Versprechens. Martin Luther sagte dazu: »Es gibt keinen ärmeren, niedrigeren und mehr verachteten Schüler auf der Erde als Gott. Er ist jedermanns Schüler. Jeder will sein Schulmeister und Lehrer sein.«¹

Zuweilen ist es äußerst schwierig, den Grenzverlauf zwischen zwei Staaten auszumachen, denn nicht überall sind auffällige Grenzpfosten angebracht. Ähnlich schwierig ist es oft, die Grenze zwischen dem Zweifel und dem Unglauben zu erkennen. Wir müssen deshalb größte Aufmerksamkeit walten lassen. Schließlich geht es hier um die wichtigste Entscheidung in unserem Leben, die Entscheidung, ob wir zu Gottes Wahrheit Ja sagen wollen.

Checkliste für eine Warnung

Wie sollten wir uns denn nun gegenüber einem Menschen verhalten, wenn wir erkennen, daß er die Grenze zum Unglauben zu überschreiten droht? Zunächst müssen wir uns davor hüten, übereilte und nicht genau durchdachte Schritte zu unternehmen. Nachfolgend nun eine Reihe von Fragen, die wir gleichsam als »Checkliste« für eine Warnung gebrauchen können.

Erstens: Sind wir ganz sicher, daß der Betreffende das Stadium erreicht hat, in dem der Zweifel zum Unglauben werden kann? Die Warnung vor dem Unglauben ist zu ernst, als daß man sie einfach aufs Geratewohl loslassen könnte.

Zweitens: Sind unsere Motive klar und ehrlich? Wenn die Warnung falsch motiviert ist, laufen wir Gefahr, die Situation des anderen nur noch zu verschlimmern. Wenn wir beispielsweise Stolz, Vorurteile oder Eifersucht spüren, werden wir entweder zu ängstlich sein, überhaupt etwas zu sagen (»Ich bin genauso schlecht wie er; deshalb habe ich kein Recht, ihm etwas zu sagen.«) oder wir werden es aus einer falschen Einstellung heraus sagen, und das wird der andere in aller Regel merken.

Drittens: Wissen wir, was wir in der Situation zu sagen haben? Wir müssen vermeiden, etwas zu sagen, wozu wir kein Recht haben, was uns nichts angeht oder was wir nicht verstehen. Die Persönlichkeit des anderen und eine gewisse Privatsphäre müssen unbedingt respektiert werden. Insbesondere müssen wir uns davor hüten, Gott zu spielen. Wir können letztlich nicht sagen, wie Gott den Betreffenden beurteilen wird.

Wir sitzen üben den anderen nicht zu Gericht, allenfalls erzählen wir ihm etwas über das Gericht. Wenn wir zuviel reden, laufen wir nicht nur Gefahr, etwas Falsches zu sagen, sondern auch zuviel Verantwortung für ihn zu übernehmen. Aber unsere Aufgabe besteht ja gerade darin, dem anderen klarzumachen, daß er die Verantwortung selbst tragen soll.

Es ist nicht leicht, dem Zweifler, der an der Schwelle zum Unglauben steht, im richtigen Moment das Richtige zu sagen. Er wird versuchen, seine Schuld zu verdecken und seine Verantwortlichkeit gering einzustufen. Vielmehr wird er uns vorwerfen, wir seien rechthaberisch, autoritär und aufdringlich. Und

das kann dazu führen, daß wir uns gekränkt fühlen und damit unfähig werden, ihm weiterhin zu helfen.

Die drei bisherigen Fragen sollen uns vorsichtig machen, nicht aber so vorsichtig, daß wir schließlich untätig werden. Natürlich ist jeder letztlich für seine eigene Person vor Gott verantwortlich. Doch zu wissen, daß jemand in einer schwierigen Lage ist und dennoch nichts zu tun, das bedeutet, Verantwortung zu vergeuden. Wir tragen zwar keine Verantwortung für die Sünden des anderen, aber wir werden uns vor Gott für unser sorgloses Schweigen verantworten müssen. Wenn wir die christliche Wahrheit wirklich ernst nehmen, müssen wir einfach helfen. Wenn es überhaupt eine entscheidende Situation im Leben eines Menschen gibt, dann hier, an der Nahtstelle zwischen Zweifel und Unglaube.

Unsere Warnung wird verantwortlich sein, wenn wir sie gleichsam aus vier verschiedenen »Strängen« knüpfen: Der erste Strang sollte unserem Gegenüber klarmachen, daß wir seine verstandesmäßigen Zweifel als solche erkannt haben. Der Zweifler muß wissen, daß uns sein Problem deutlich ist. Mit irgendwelchen Verschleierungstaktiken kann er jetzt nicht mehr durchkommen.

Der zweite Strang zeigt dem Betreffenden den wahren Grund für seinen Zweifel. Vorgeschobene Gründe können wir nun getrost beiseite legen und uns ganz auf die wahre Ursache konzentrieren. Warum zweifelt er? Ist der Zweifel vielleicht nur eine Maske, hinter der sich Schuld verbirgt? Wir müssen dem Zweifler die Illusionen rauben, er könne sich irgendwo vor der Wahrheit Gottes verstecken. Gott sprach durch Hesekiel zum Volke Israel: »Ihr sagt: Der Herr handelt nicht recht. – So höret nun, ihr vom Hause Israel: Handle denn ich unrecht? Ist's nicht vielmehr so, daß ihr unrecht handelt?« (Hesekiel 18, 25).

Der dritte Strang einer Warnung weist auf die Folgen des Unglaubens hin. Wir sagten bereits an früherer Stelle, daß der Zweifel nicht nur auf seinem Weg gestoppt werden soll, sondern daß man auch aufzeigen muß, wohin er führen kann. Selbst wenn wir dem Zweifler diesen Hinweis schon früher gegeben haben, ist er hier doch wieder angebracht. Vielleicht kann er jetzt den Ernst der Situation besser erkennen.

Der letzte Strang ist ein Hinweis auf Gottes Versprechen, die Sünden in jeder Situation zu vergeben, wenn wirkliche Buße und Glaube vorhanden sind. Ohne diesen letzten Strang hätte unsere Warnung keinen christlichen Inhalt. Wir wären nicht besser als Jona, der zwar Gottes Richterspruch verkünden wollte, aber von Gottes Gnade wollte er nichts mitteilen. Vergebung und Rückführung zum Glauben sind ja letztlich der Sinn einer Warnung.

Wir wollen ja dem Zweifler gegenüber nur deshalb betonen, wie gefährdet seine Situation ist, weil wir ihm auch zeigen wollen, wie seine Lage auch sein könnte – wenn er sich zum Glauben durchringen würde. Nur deshalb lohnt es sich, das Risiko einer so »harten Rede« zu wagen. Wer je erlebt hat, wie jemand, der »auf der Kippe« stand, wieder zum Glauben zurückfand, wird bestätigen, daß es kaum eine größere Freude gibt.

Vierter Teil:

ZWEI SCHWIERIGE ZWEIFEL

1. Kapitel

»Schlüsselloch-Theologie« – Zweifel durch unberechtigtes Wissen-wollen.

Bisher haben wir uns stets geweigert, an Hand von konkreten Beispielen zu arbeiten. Aber vielleicht können wir jetzt, nachdem wir über die grundlegenden Voraussetzungen für den Zweifel nachgedacht haben, unser Augenmerk doch auf ganz bestimmte Zweifel richten. Es soll in diesem Teil um zwei besonders schwierige Zweifel gehen. Die Behandlung dieser Zweifel wird uns erneut beweisen: Man kann im Rahmen eines Buches zwar allgemein über den Zweifel schreiben, doch letztlich entscheidend ist, wie wir uns in der konkreten Situation verhalten.

Die beiden Zweifel, die ich ausgewählt habe, sind äußerst weit verbreitet und für den Gläubigen sehr problematisch, denn sie können selbst den stärksten Glauben zu Fall bringen. Zunächst wenden wir uns einem Zweifel zu, der durch eine übersteigerte Wißbegierde hervorgerufen wird. Kennzeichnend für den Menschen, der diesen Zweifel hegt, ist ein Gottesbild, das von einer »Schlüsselloch-Theologie« herkommt.

Denken Sie an Detektivgeschichten und daran, wie wichtig Schlüssellöcher waren, als es noch keine Abhöranlagen und versteckte Kameras gab. Schlüssellöcher dienten nicht nur als Bestandteil einer Sicherheitsvorrichtung, sondern auch als Informationsquelle. Ohne sie wäre alles, was hinter verschlossenen Türen stattfand, ein Geheimnis geblieben. Das Schlüsselloch aber erlaubte einen Blick in den Raum, und zuweilen konnte man durch diese kleine Öffnung im Türschloß sogar eine Unterhaltung mitbekommen.

Solch eine Zweckentfremdung des Schlüssellochs kann aber auch sehr irreführend sein. Man sieht zwar einen Ausschnitt von dem, was in dem Raum vor sich geht, und man hört einige Gesprächsfetzen, doch der Gesamtzusammenhang fehlt. Wenn man das Schlüsselloch als Informationsquelle mißbraucht und dann seine Schlüsse zieht, ist man von der Wahrheit vielleicht weiter entfernt, als wenn es gar kein Schlüsselloch gäbe.

In Franz Kafkas Roman »Das Schloß« wird einem Dienstmädchen vorgeworfen: »Ihr Zimmermädchen seid gewohnt, durch das Schlüsselloch zu spionieren, und davon behaltet ihr die Denkweise, von einer Kleinigkeit, die ihr wirklich seht, ebenso großartig wie falsch auf das Ganze zu schließen.«¹

Genau das ist der Kummer mit den Schlüssellochern. Man sieht zwar nicht immer genug, um zu einem Schluß zu gelangen, aber wenn man erst einmal hindurchgeschaut hat, kann man kaum noch widerstehen, aus dem Gesehenen seine Schlüsse zu ziehen. Und genau das ist auch der Kummer mit der »Schlüsselloch-Theologie«. Manchmal erhaschen wir ein wenig von Gottes Wesen und Gottes Plänen, doch nicht genug, um zu fundierten Aussagen zu kommen. Dennoch können wir der Versuchung nicht widerstehen, nach einem »Blick durchs Schlüsselloch« weitschweifige Aussagen über Gott zu machen. Wir weigern uns, ein Urteil über Gott aufzuschieben. Wir urteilen über Gott, ohne daß wir die nötigen Urteilkriterien haben. Da sich jedoch früher oder später zeigt, daß diese Schlußfolgerungen falsch sind, ist der Zweifel praktisch schon vorprogrammiert.

Das Urteil bis zur Klärung zurückstellen!

Was bedeutet es, ein Urteil über Gott aufzuschieben oder zurückzustellen? Wenn sich jemand noch nicht zu einem abschließenden Urteil über Gottes Wesen und Handeln durchringen mag, so deshalb, weil er noch intensiver über den in Frage stehenden Komplex nachdenken will. Das vernünftige Nachdenken hat im christlichen Glauben sehr wohl seinen Platz, wie wir an früherer Stelle bereits sahen. Allerdings weist der christliche Glaube die Vernunft in ihre Schranken; das heißt, er unterliegt nicht der Versuchung, die Vernunft zu überschätzen. Erst wenn wir die Grenzen von etwas kennen, können wir es recht einschätzen. Das gilt auch für die Vernunft.

Wir haben immer wieder betont, daß der christliche Glaube ein überprüfbarer (und überprüfter) Glaube und daher durch und durch rational ist. Das bedeutet: es gibt für uns ausreichende Gründe, an Gott zu glauben. Die Rationalität des Glaubens läßt uns aber noch etwas erkennen: der Mensch ist ein gefallenes Wesen in einer endlichen Welt, so daß es immer zahlreiche Gebiete geben wird, die der menschlichen Ratio nicht zugänglich

sein werden. Ausreichende Gründe für unseren Glauben an Gott sind stets vorhanden. Doch das Erkenntnisvermögen unserer menschlichen Ratio gleicht dem Blick durch das vielzitierte Schlüsselloch. Der Gesamtzusammenhang ist für unsere Vernunft nicht erfaßbar. Konkret heißt das: Wir können unseren Glauben an Gott zwar rational begründen, doch wir können nicht immer genau wissen, was Gott tut und warum er es tut.

Mit anderen Worten: Die Rationalität des Glaubens steht in krassem Gegensatz zu jeglicher Art von Absurdität, nicht jedoch zum Mysterium des Glaubens. Wenn sich das Christentum gegen den Rationalismus wendet, so nicht deshalb, um jegliche Vernunft für leer und sinnlos zu erklären, sondern um den Ausschließlichkeitsanspruch, den der Rationalismus für die Ratio erhebt, ad absurdum zu führen.

Wenn jemand zum Glauben kommt, gehen sein Verständnis und sein Vertrauen Hand in Hand. In der Folgezeit kann es aber sein, daß das Vertrauen streckenweise auch ohne das Verstehen auskommen muß. An solchen Punkten heißt es dann, kein vorschnelles Urteil über Gott zu fällen, sondern das Urteil zurückzustellen.

Der Christ sagt nicht zu Gott: »Ich verstehe dich zwar überhaupt nicht, aber dennoch vertraue ich dir.« Vielmehr sagt er: »Ich verstehe dich in dieser konkreten Situation nicht, doch *ich verstehe, daß ich dir trotzdem vertrauen kann. Ich rechne damit, daß du den Sinn verstehst, wenn ich auch keinen Sinn sehe.*« Als gläubige Menschen verstehen wir nicht immer, warum Gott in einer bestimmten Situation so und nicht anders handelt. Dann bleibt uns in der Tat nur der Glaube an die Vertrauenswürdigkeit Gottes.

Nun ergibt sich aber eine Schwierigkeit: In der Theorie klingt das recht plausibel, doch wie sieht es in der Praxis aus? Es läßt sich leicht sagen, daß es Glaubensgeheimnisse gibt, die eine Ergänzung zu unserer rationalen Glaubenserkenntnis darstellen; doch in der Praxis wollen wir uns damit oftmals nicht zufriedengeben. Es ist nicht nur so, daß wir unbedingt wissen wollten, was wir nicht wissen, sondern wir empfinden einen Drang, daß wir wissen müßten, was wir nicht wissen können. Das erzeugt Frustrationen, weil die Neugier nicht befriedigt wird; das andere führt zu echtem Ärger.

Wenn wir nicht wissen, aus welchem Grund wir Gott eigentlich vertrauen, werden wir immer darauf drängen, genauestens zu erfahren, was Gott tut und warum Gott gerade so handelt – nur um ihm vertrauen zu können. Solch ein Vertrauen aber steht auf wackligen Füßen. Denn jedesmal, wenn wir eine Führung Gottes nicht verstehen, wird unser Vertrauen zusammenbrechen.

Am Anfang gibt es für den Gläubigen nur zwei grundlegende Fragen: Ist Gott da? Ist Gott gut? Und bei Beantwortung dieser Fragen sind wir oft allzu vorschnell mit unserem Urteil bei der Hand. Wenn der Glaube nicht stark genug ist, um das Urteil bis zur Klärung zurückzustellen, werden Vernunft und Logik zu weit herausgelockt und schaffen eine Verzerrung unseres Gottesbildes, so daß Gott entweder zum Teufel wird, oder daß es für solch einen Gott nur die Entschuldigung seiner Nicht-Existenz gibt.

Sein Urteil zurückzustellen bedeutet: Wenn der Glaube mit undurchschaubaren Glaubensgeheimnissen konfrontiert wird, vertraut er trotz mangelnder Einsicht und Erkenntnis. Das mußte Petrus während des Passionsgeschehens nachbuchstabieren. Jesus sagte zu ihm vor der Kreuzigung: »Was ich tue, das weißt du jetzt nicht; du wirst es aber hernach erfahren« (Johannes 13, 7).

Ein bewußt zurückgestelltes Urteil ist also keineswegs »irrational«. Im Gegenteil: es zeugt von sehr viel Verständnis. Im Moment braucht man nicht darauf zu bestehen, jede Einzelheit von Gottes Plan zu verstehen. Man kann Gott und seinem Wirken vertrauen. Mögen auch alle Menschen um uns herum auf eine Entscheidung drängen, mag uns die Situation auch noch so widersprüchlich und dunkel erscheinen – wir können warten und uns in Geduld üben. Denn wir wissen, daß wir durch das Schlüsselloch »Vernunft« nur einen kleinen Teil der ganzen Wahrheit sehen. Und weil wir das wissen, wäre es dumm von uns, die Vernunft zu überfordern. Martin Luther schlug für solche Situationen vor: »Der Glaube sollte die Augen schließen und nicht nach dem, was er fühlt oder sieht, urteilen oder entscheiden.«²

Was wir bisher über das aufgeschobene Urteil gesagt haben, kann auf zweierlei Weise mißverstanden werden. Zum einen: Das Urteil aufschieben meint nicht, wir dürften keine Fragen

stellen. Niemand verbietet uns, Fragen zu stellen und nach Antworten und Beweisen zu suchen. Zweitens: Urteile zu fällen ist an sich nicht verwerflich oder gar blasphemisch, denn das Urteilsvermögen ist ein Bestandteil unserer Denkfähigkeit, die Gott uns verliehen hat. Es geht an dieser Stelle nicht darum, ob wir über Gott urteilen dürfen oder nicht, sondern ob wir ausreichende Kriterien für ein Urteil haben oder nicht. Wenn nicht, sollten wir das Urteilen lieber sein lassen.

Auf unbekanntem Kurs

Es gibt zwei Situationen, in denen es besonders schwierig ist, nicht vorschnell ein Urteil über Gott zu fällen. Die erste Situation ist folgende: Ein Mensch hat plötzlich das Gefühl, daß Gott sich von ihm zurückgezogen hat. Gott hat scheinbar aufgehört, das Leben zu führen und zu leiten. Vorwürfe und Fragen brechen auf: Gerade jetzt, wo so viel auf dem Spiel steht, verläßt mich Gott? Warum? Habe ich etwas falsch gemacht? Bin ich vom rechten Weg des Glaubens abgekommen?

Solche Fragen können einen Christen sehr beschäftigen, und je länger sie unbeantwortet bleiben, desto lauter melden sie sich. Der Glaube wälzt sich dann und wird geschüttelt wie ein Kranker im Fieberwahn. Alles erscheint dann irgendwie unwirklich. Kümmert sich Gott nicht mehr um mich? Gibt es überhaupt einen Gott? Habe ich mich vielleicht die ganze Zeit getäuscht? Alles in uns drängt dann nach einer Entscheidung. Wenn es nur irgendein Zeichen, einen Beweis von Gott gäbe! Doch da ist nichts als Schweigen und undurchdringliche Dunkelheit.

In dieser Situation kommt nun alles darauf an, kein vorschnelles Urteil über Gott zu fällen. Der Glaube weiß zwar nicht, warum Gott jetzt so und nicht anders handelt, doch er weiß, daß er Gott ganz und gar vertrauen kann. Der Christ weiß, daß er von Gott jederzeit geführt wird, auch dann, wenn alles dagegen spricht. Selbst in Situationen, wo man sich von Gott verlassen meint, gilt das Versprechen Jesu: »Ich bin das Licht der Welt. Wer mir nachfolgt, der wird nicht wandeln in der Finsternis« (Johannes 8, 12).

Hiob läßt uns teilhaben an seinen Erfahrungen der Gegenwart Gottes:

»Ging ich nach vorwärts – sieh, Er wär' verschwunden,
ging ich nach rückwärts – ich bemerk' ihn nicht.
Lief' ich nach links – ich würd' ihn nicht erblicken,
bö'g' ich nach rechts – Er bliebe unsichtbar.

Denn wüßt' Er erst um meinen Weg und Wandel
und prüft' Er mich, ging' ich wie Gold hervor!
An seinen Schritt hat sich mein Fuß gehalten,
hab' seinen Weg bewahrt, wich nicht davon«
(Hiob 23, 8–11; Übersetzung: Lamparter).

David schreibt: »Und ob ich schon wanderte im finsternen Tal,
fürchte ich kein Unglück; denn du bist bei mir« (Psalm 23, 4).
Doch das vielleicht erhellendste biblische Beispiel ist ein Wort
des Propheten Jesaja, worin er diejenigen, die sich selbst Lichter
anzünden, denen gegenüberstellt, die in der Dunkelheit auf
Gott warten:

»Wer ist unter euch, der den Herrn fürchtet, der der
Stimme seines Knechts gehorcht, der im Finstern wandelt
und dem kein Licht scheint? Der hoffe auf den Namen
des Herrn und verlasse sich auf seinen Gott!
Siehe, ihr alle, die ihr ein Feuer anzündet und Brandpfeile
zurüstet, geht hin in die Glut eures Feuers und in die
Brandpfeile, die ihr angezündet habt!«
(Jesaja 50, 10. 11).

Und Jeremia mußte die herbe Erfahrung machen, daß Gott ihn
hat gehen lassen »in die Finsternis und nicht ins Licht« (Klage-
lieder 3, 2).

Gottes Wege sind für uns Menschen oftmals nicht zu verstehen.
Gottes Gedanken sind unendlich viel größer als unsere Gedan-
ken. Wenn wir uns das klarmachen, können wir mit Augustinus
sagen: »Du hast mich gesteuert wie ein Steuermann sein Schiff,
doch der Kurs lag jenseits meines Verständnisses.«³

Die entscheidende Frage lautet: Können wir auch in der Dun-
kelheit noch sagen: »Vater, ich verstehe dich nicht, doch ich
vertraue dir«?

Nun zur zweiten Situation, in der es uns oftmals so schwerfällt, unser Urteil aufzuschieben. Es geht um Zeiten, in denen wir Leid erfahren, sei es nun körperliches oder seelisches Leid. Wir haben hier nicht die Aufgabe, uns eingehend mit dem Leid zu befassen. Für uns soll es nur um die Frage gehen, inwiefern körperliches oder seelisches Leid mit dem Zweifel zusammenhängen.

Leid bedeutet die schwerste Prüfung, die der Glaube bestehen muß. Fragen, die leidvollen Erfahrungen entspringen, sind die härtesten und eventuell zerstörerischsten Fragen, die dem Glauben gestellt werden können. Wenn es eine Situation gibt, in der wir keinesfalls ein Urteil fällen dürfen, dann ist es die Leidenssituation. Theoretisch hört sich die Lösung zunächst wieder recht einfach an. Auch hier brauchen wir nur zu sagen: »Vater, ich weiß nicht, warum ich dieses Leid erdulden muß, aber ich vertraue dir.« Doch hier wird von uns ein Preis verlangt, den so mancher nicht bezahlen will.

Gerade im Leid schreit unser ganzes Ich nach dem Warum. Der ganze Mensch drängt nach einer Antwort. Warum dieses Leid? Warum muß gerade ich es ertragen? Der Leidende soll sein Urteil über Gott aufschieben, auch wenn er von schlimmsten Schmerzen geplagt wird. Verlangen wir da von ihm nicht eine geradezu selbstmörderische Unterordnung? In solch einer Situation einfach Gott zu vertrauen, ist in der Tat nicht »einfach«. Der Glaube muß schon seine letzten Reserven mobilisieren, wenn ihn die wachsende Panik des unverständlichen Schmerzes nicht überwältigen soll.

Hiob war der klassische Fall eines Leidenden. Sein Dilemma bestand jedoch zu einem Großteil auch in der quälenden Frage, wie er sich angesichts seines Leides Gott gegenüber verhalten sollte. Zuerst bestand er die Prüfung mit Auszeichnung. Unglück traf ihn, seine Kinder wurden getötet und sein Reichtum zerstört, doch sein Glaube an Gott blieb unerschüttert. »Bei alledem versündigte sich Hiob nicht und gab Gott keinen Anstoß« (Hiob 1, 22). Hiob wußte nicht, warum ihm das alles widerfuhr. Doch er wußte, warum er Gott vertrauen konnte.

Dann kam der nächste Teil der Prüfung. Die Ereignisse überstürzten sich schließlich, die Qualen wurden immer größer.

Seine Frau rief ihn auf, Gott zu verfluchen und zu sterben, seine Freunde beschuldigten ihn, seine Brüder mieden ihn, die Verwandten ließen ihn im Stich, seine Diener gingen fort, seine Sklaven weigerten sich, ihm zu antworten, und der Gestank seines Atems war seiner eigenen Familie zuwider.⁴

Hiobs Situation wurde immer schlimmer. Wenn Hiob Gott vertrauen wollte und sein Urteil aufschieben wollte, dann mußte er ruhig bleiben. Doch jeder Augenblick, den er schwieg, wurde als stummes Eingeständnis seiner Schuld ausgelegt. Hiobs Glaube wurde buchstäblich auf die Folter gespannt. Als dieser Mann schließlich anfang, sich zu verteidigen, waren Glaube und Zweifel gleichermaßen daran beteiligt.

Einerseits erreichte Hiobs Glaube Höhen unvergleichlichen Mutes, wenn er rief: »Weiß ich es doch gewiß: Es lebt mein Erlöser, zuletzt erscheint er überm Erdenstaube!« (Hiob 19, 25). Andererseits führte ihn seine Selbstverteidigung in die bittere Finsternis des eigenen Mitleids und des Zweifels.

Gott antwortete, indem er Hiob zurechtwies: »Willst allen Ernstes du mein Recht zerbrechen, mich schuldig sprechen, daß du Recht behaltest?« (Hiob 40, 8). Hiob hatte sich in anklagender Weise verteidigt. Er hielt sich letztlich für gerechter als Gott. Die Ursache dieses Dilemmas lag in einem Trugschluß: Hiob glaubte, er hätte genügend Informationen, um in dieser Situation ein Urteil fällen zu können.

Als sich der Prophet Jeremia in einer persönlichen Krise befand, klagte er Gott an: »Er hat mich auf Kiesel beißen lassen, er drückte mich nieder in die Asche. Meine Seele ist aus dem Frieden vertrieben; ich habe das Gute vergessen« (Klagelieder 3, 16 und 17). Doch Jeremia geht nicht so weit, Gott zu richten und von ihm eine Erklärung zu verlangen. Statt dessen läßt er seinen Streit mit Gott auf sich beruhen und verschiebt das Urteil auf später. Er fügt hinzu: »Der Herr ist mein Teil, spricht meine Seele; darum will ich auf ihn hoffen« (Klagelieder 3, 24).

Wenn Gott schweigt

Bisher haben wir wiederholt gesagt: Wir wissen nicht immer, warum Gott so handelt und nicht anders, aber wir wissen, daß

wir ihm vertrauen können. Aber woher nehmen wir denn diese Gewißheit? Mancher mag nun antworten: »Ich weiß, daß ich Gott vertraue, das genügt doch.« Doch dahinter kann aber genau jene Selbstsicherheit stecken, die schon nach wenigen Momenten des Leidens jegliches Vertrauen zu Gott über Bord wirft. In aller Regel können wir nicht im voraus wissen, wieviel Druck unser Glaube aushält. Erst im Leiden beweist sich, ob unser Glaube wirklich ein festes Fundament hat.

Noch einmal die Frage: Woher wissen wir, daß wir Gott vertrauen können? Für den Christen gibt es darauf nur dann eine befriedigende Antwort, wenn Jesus Christus in den Blick kommt. Jeder »Beweis« der Existenz Gottes, der die Person Jesu Christi unberücksichtigt läßt, ist unschlüssig. Wie logisch durchdacht die Argumente auch sein mögen, früher oder später wird sich herausstellen, daß sie letztlich doch auf äußerst schwachen Füßen stehen. Das zeigt sich ganz besonders deutlich in leidvollen Zeiten.

Die Prüfung, die uns durch das Leid auferlegt wird, offenbart, ob unser Glaube wirklich »christlich«, das heißt auf Jesus Christus gegründet ist, oder ob er nur das Ergebnis irgendwelcher kühnen Konstruktionen ist. An dieser Stelle ergeben sich für uns zwei Gefahren, die uns unter Umständen die Fähigkeit nehmen können, Gott voll und ganz zu vertrauen. Der erste Fehler, den wir begehen könnten, liegt darin, Jesus so sehr in eins mit Gottvater zu sehen, daß wir vergessen, daß Gott in Jesus Mensch wurde und somit auf die Ebene unserer menschlichen Endlichkeit herabkam. Wenn wir uns diese Menschlichkeit Jesu Christi nicht klarmachen, laufen wir Gefahr, Gott so sehr in die Ferne zu rücken, daß wir seine Anwesenheit schließlich kaum noch zu spüren vermögen.

Ein derart entfernt gedachter Gott kann den Menschen zur Verzweiflung bringen, vor allem in leidvollen Zeiten. Der Mensch leidet, er blickt auf zum Himmel und schreit seine ganze Not hinaus, er betet und fleht — doch er erhält keine Antwort. Schließlich fragt sich der Mensch, ob Gott je da war. Der Psalmist sagt: »Wenn ich rufe zu dir, Herr, mein Fels, so schweige doch nicht, daß ich nicht, wenn du schweigst, gleich werde denen, die in die Grube fahren« (Psalm 28,1). Gerard Manley Hopkins schreibt in einem seiner letzten Sonette:

»Doch meiner Klage
Zahllos Tränen sind wie tote Briefe
An den, der nicht mehr ist.«⁵

In seinem Stück *»Der Teufel und der liebe Gott«* porträtiert Jean Paul Sartre einen Menschen, der von seiner eigenen Unfähigkeit und dem Schweigen Gottes total desillusioniert wird. Zuweilen fragt er sich, ob sein Glaube wahr ist oder ob es nur seine eigene Stimme ist, die Gottes Schweigen übertönt. Schließlich bricht es aus ihm hervor:

»Ich flehte, ich rang um ein Zeichen, ich sandte dem Himmel Botschaften zu, doch es kam keine Antwort. Der Himmel weiß nicht einmal, wer ich bin. In jedem Augenblick fragte ich mich, was ich in den Augen Gottes wohl sei. Ich kenne die Antwort jetzt: nichts. Gott sieht mich nicht, Gott hört mich nicht und Gott kennt mich auch nicht. Du siehst diese Leere zu unseren Häupten? Diese Leere ist Gott. Du siehst die Öffnung in der Tür? Ich sage dir, sie ist Gott. Du siehst dies Loch in der Erde? Gott. Das Schweigen ist Gott. Die Abwesenheit ist Gott, die Verlassenheit der Menschen ist Gott.«⁶

Dieser verzweifelte Schrei der Ungewißheit, der zum Unglauben führt, wiederholt sich in der modernen Literatur und vor allem in modernen Dramen immer wieder. Eine noch deutlichere Sprache aber sprechen die Augenzeugenberichte derer, die das Schweigen Gottes in seiner ganzen Realität an sich selbst erfahren haben. Ein Beispiel ist das Buch des ungarischen Juden Elie Wiesel. Er hat die Konzentrationslager Auschwitz und Buchenwald überlebt. Er berichtet von einem kleinen Jungen, der das unverhüllte Böse erlebt hat:

»Nie werde ich diese Nacht vergessen, die erste Nacht im Lager, die mein Leben zu einer langen Nacht gemacht hat . . . Nie werde ich diese Flammen vergessen, die für immer meinen Glauben verspeist haben. Niemals werde ich dieses nächtliche Schweigen vergessen, das mir für alle Ewigkeit den Wunsch zu leben nahm. Nie werde ich diese Momente vergessen, die meinen Gott und die Seele erschlugen und meinen Traum zu Staub machten. Niemals werde ich diese Dinge vergessen, und wenn ich verdammt wäre, so lange wie Gott selbst zu leben. Niemals.«⁷

Ist ein Christ vor solchen bitteren Erfahrungen gefeit? Absolut nicht! Er erlebt das gleiche Leid wie die Nichtchristen. Er fühlt den gleichen Schmerz, die gleiche Todesqual, die gleichen Fragen, das gleiche Schweigen. Ein Christ weiß auch nicht, warum das alles geschieht. Doch er weiß, warum er Gott vertraut, und das unterscheidet ihn von den Nichtchristen.

Für den Christen wird der Schrei Jesu: »Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?« (Matthäus 27, 46) immer von unergründlicher Bedeutung sein. Doch eines zumindest können wir diesem Schrei entnehmen: Kein Mensch kann je schlimmeres Leid und größere Gottverlassenheit erfahren als Gott selbst, der in Jesus Christus stellvertretend für uns litt und starb. Insofern ist die Wahrheit der Fleischwerdung nicht nur Bestandteil einer guten Theologie, sie ist darüber hinaus auch praktischer Trost. Jesus identifizierte sich mit unserer Menschlichkeit. Wir wissen nun, daß Gott mit uns leidet und uns versteht, wie groß unser Leid auch immer sein mag.

Diese Erkenntnis kann uns nun aber auch zum zweiten Fehler verleiten: Jesus so sehr in eins mit unserer Menschlichkeit zu sehen, daß wir vergessen, daß er in seiner Göttlichkeit immer noch eins mit Gott dem Vater ist. Wenn wir ihn zu sehr mit uns identifizieren, laufen wir Gefahr, ihn nicht mehr als des Vaters freiwilligen Helfer, sondern als Gottes Opfer zu sehen, dessen Tod letztlich bedeutungslos ist. Wenn wir Jesus ausschließlich als Menschen sehen – was soll an seinem Tod im Vergleich zu dem Leiden und Sterben jener sechs Millionen Juden Besonderes sein?

Arthur Koestlers dramatischer Monolog »*Das Mißverständnis*« ist ein typisches Beispiel für diesen zweiten Fehler. Koestler beschreibt dort Christus auf dem Weg nach Golgatha. Er trägt unter Schmerzen sein Kreuz und stellt Gott vor die Alternative: entweder ihm beizustehen oder ihn für immer allein zu lassen.

»Bist du derjenige, der diese Spiele mit Adams Samen spielt? Oder bist du nur in Gedanken und schläfrig? Bald werde ich es wissen, wenn dieser Pfahl und ich die Plätze wechseln, wenn ich ihn nicht mehr trage, sondern er mich. Das wird die Prüfung sein, deine Prüfung. Dann werde ich es wissen.

Wenn es so ist, daß du nur zerstreut oder schläfrig bist, werde ich in meinem Schmerz an deinem Ärmel reißen, bis du wach wirst und mein Ziel erreicht ist. Doch wenn du dieser taube und dumbe Geist bist, dann wäre es nährisch von mir, dich am Ärmel zu zupfen, und das Sterben wäre hart.«⁸

Ist das Kreuz nur eine hinterhältige Falle, in die Jesus von Gott hineingelockt wurde? Ist Jesus nur deshalb Gott, weil er der ärmste und leidgeplagteste aller Menschen war? Wenn wir uns solche und ähnliche Fragen stellen, gehen wir von einem Gott aus, der unendlich weit entfernt von uns Menschen ist. Sein Schweigen gegenüber Christus wird als Beweis seiner Abwesenheit gewertet.

Beide Fehler entstehen aus einem völlig falschen Christus-Bild. Nur wenn wir Jesus Christus als Gott und Mensch zugleich sehen, hat Gott für uns die Nähe, die uns auch in Zeiten größten Leides dazu befähigt, ihm ganz und gar zu vertrauen.

Leid — und keiner ist verantwortlich

Es gibt zwei Situationen, in denen man das Prinzip des aufgeschobenen Urteils praktisch anwenden kann. Die erste Situation entsteht immer dann, wenn uns andere Menschen verletzen.

Der christliche Glaube ist nicht romantisch, sondern realistisch. Leben in einer gefallenen Welt bedeutet notwendigerweise auch Leid und Schmerzen. Wenn wir nicht genau wissen, warum uns dieses Leid widerfährt — werden wir Gott dennoch vertrauen und das Urteil aufschieben, oder werden wir von Gott eine sofortige Erklärung verlangen?

Gibt es überhaupt etwas zu erklären, wenn wir unter Verletzungen leiden, die uns andere Menschen zugefügt haben? Wir wissen doch, wer die Schuld trägt an unserem Leid. Warum sollen wir nicht für unsere Rechte eintreten? Diese Frage ist durchaus verständlich. Schwierigkeiten bereitet nur die Tatsache, daß es zuweilen nicht gerade einfach ist, zwischen Recht und Unrecht zu unterscheiden. Besonders kompliziert wird es, wenn man sich die Frage stellt, warum dieses Unrecht begangen wurde

Daß die Nationalsozialisten größtes Unrecht begangen haben, bedarf keiner näheren Erläuterung. Schwieriger wird es schon bei der Frage, warum sie das taten. Und kaum beantworten läßt sich die Frage: Warum mußten gerade diese Menschen leiden?

Solange auch nur eine dieser Fragen unbeantwortet geblieben ist, darf sich der Mensch noch kein Urteil anmaßen. Wir aber neigen dazu, alle Fragen und Probleme zu beurteilen, ob wir dazu in der Lage sind oder nicht. Nicht selten verbirgt sich dann hinter solch einem vorschnell gefällten Urteil ein Gefühls-gemisch aus Ohnmacht, Zorn und Wut, so daß es sich bei dem Urteil in Wirklichkeit um ein Vorurteil handelt.

Wir sind nicht direkt verantwortlich vor Gott für das, was uns ein anderer zufügt; Verantwortung dafür trägt der andere. Wir sind jedoch Gott gegenüber verantwortlich für die Art und Weise, in der wir reagieren auf das, was man uns antut. Wenn wir das vergessen, sind wir nachtragend statt vergebend, voller Selbstmitleid statt Vertrauen.

In der Bergpredigt sagt Jesus: »Ihr habt gehört, daß da gesagt ist: Auge um Auge, Zahn um Zahn. Ich aber sage euch, daß ihr nicht widerstreben sollt dem Übel« (Matthäus 5, 38–39). Wenn wir jemandem widerstreben, werden wir uns schon bald gegen ihn auflehnen. Alsdann verdrängen wir unsere eigenen Fehler oder projizieren sie gar auf den anderen. Und schließlich fällen wir dann Urteile, zu denen wir kein Recht haben.

Das braucht übrigens keineswegs in offene Rachegefühle umzu-schlagen. Sehr oft mündet eine solche Reaktion auch in ge-heime Vorurteile. Doch wie das Ergebnis auch immer aussehen mag, die Ursache ist die gleiche: Wir weigern uns, dort auf ein Urteil zu verzichten, wo wir wegen des Mysteriums des Bösen kein richtiges Urteil fällen können. Entweder wir klagen Gott an oder wir nehmen seinen Platz ein, um andere zu richten. Wahrer Glaube hält demgegenüber das Urteil zurück und läßt Gott entscheiden.

Paulus sagt in seinem Brief an die Römer: »Vergeltet niemand Böses mit Bösem . . . Rächet euch selber nicht, sondern gebet Raum dem Zorn Gottes; denn es steht geschrieben: Die Rache ist mein; ich will vergelten, spricht der Herr« (Römer 12, 17. 19). »So wird nun ein jeglicher für sich selbst Gott Rechen-

schaft geben. Darum lasset uns nicht mehr einer den andern richten« (Römer 14, 12–13).

Wenn wir mit unserem Urteil abwarten, sind wir dagegen ge-
feit, Unrecht mit Unrecht zu vergelten. Die richtige Antwort
auf begangenes Unrecht ist vielmehr Liebe statt Haß, Verge-
bung statt Vergeltung, Vertrauen statt Zweifel.

Ich habe oben gesagt, für die Taten anderer Menschen seien
wir vor Gott nicht verantwortlich. Diese Verantwortung liege
vielmehr bei den anderen. Im Prinzip stimmt das zwar, doch
bleibt für uns noch eine sekundäre Verantwortung, die wir in
dem Augenblick übernehmen, wo uns der andere ein Unrecht
zufügt. Inhaltlich geht es darum, daß wir dem anderen Men-
schen nach Gottes Vorbild vergeben müssen.

Christliche Vergebung darf nicht verwechselt werden mit dauern-
der Nachsicht. Immer zu vergeben heißt noch lange nicht, nie-
mals zu strafen. Ein Vater soll seinem Sohn vergeben, aber er
sollte ihn auch strafen. Letztlich müssen immer vier Dinge zu-
sammenwirken: Vergebung, Gerechtigkeit, Mitgefühl und Dis-
ziplin. Die gebotene Disziplin wird durch Gerechtigkeit und
Mitgefühl kontrolliert. Gerechtigkeit und Mitgefühl kann aber
nur ein vergebendes Herz aufbringen, denn nur solch ein Herz
ist frei von Zorn und Vorurteilen und braucht keine Maske, um
seine Scheinheiligkeit zu verbergen.

Was aber sollen wir tun in Situationen, wo es vergeblich oder
unmöglich ist, jemandem die Verantwortung zuzuschieben?
Einiges von dem Unrecht, das uns widerfährt, ist für uns völlig
unerklärlich. Wenn wir niemandem die Schuld an unserem
Mißgeschick geben können, wird es ganz besonders schwierig,
denn nichts ist schwerer zu ertragen als sinnloses Leid.

Zunächst einmal eine Frage: Warum erscheint uns solches Leid
so ungerecht? Die Antwort lautet: Weil irgend jemand für die-
ses Leid verantwortlich sein müßte, aber niemand die Verant-
wortung übernimmt. Und nun versucht der Mensch, jemanden
zu finden, dem er die Verantwortung zuschieben kann. Alles in
uns drängt ja danach, zurückzuschlagen und uns zu wehren.
Aber dazu brauchen wir ein Angriffsobjekt. In aller Regel ge-
lingt es uns nicht, irgendwo einen Menschen zu finden, den wir
für dieses unerklärliche Leid zur Verantwortung ziehen kön-

nen. Die einzige Möglichkeit, die uns dann noch bleibt: Gott trägt die Verantwortung für alle Ungerechtigkeit, die uns widerfährt.

Man kann immer wieder eine seltsame Feststellung treffen: Gerade diejenigen, die Gottes Existenz sonst immer hartnäckig leugnen, behaupten meist als erste, er sei schuld an unserem Unglück. »Warum läßt Gott das zu?« hört man ständig. Diese Frage ist durchaus verständlich, denn sie entspringt der Tatsache, daß für den Atheisten jedes Leid letztlich irrational ist. Irrationalität jedoch ist für ihn nahezu unerträglich. Deshalb wird Gott an dieser Stelle wieder hereingeholt. Wenn man ihm auch sonst nirgendwo erlaubt, im menschlichen Leben eine Rolle zu spielen – hier wird er als Sündenbock gebraucht.

Für den gläubigen Menschen nun kann unerklärliches Leid leicht zu Zweifeln an Gottes Güte und Barmherzigkeit führen. In diesem Falle ist der Zweifel die Reaktion auf das Leid.

In Zeiten größten Leides neigt der Mensch dazu, gerade die Menschen, die er besonders gut kennt, für sein Leid verantwortlich zu machen. Der überzeugte Christ, der Gott kennt, neigt leicht dazu, Gott für alles Leid verantwortlich zu machen. Und dazu bietet sich als Vehikel der Zweifel geradezu an. Nichts ist so geeignet wie der Zweifel, um die Bitterkeit zu überwinden, die durch die isolierende Erfahrung des unerklärlichen Leids entsteht.

C. S. Lewis gestand, welche Gedanken er in der dunkelsten Zeit seines Lebens gehabt hatte: »All das Zeug über den kosmischen Sadisten war weniger Ausdruck von Gedanken als von Haß. Ich machte mir daraus das einzige Vergnügen, zu dem ein gequälter Mensch fähig ist: das Vergnügen, zurückzuschlagen.«⁹

Glaube verdrängt nicht, sondern ordnet

In dieser Situation das Urteil aufzuschieben, heißt: im Dunkeln auf einem schmalen Grat zu wandern. Das Gefährliche dabei ist, daß wir dazu neigen, die Realität unserer leidvollen Erfahrung einfach zu verleugnen. Ohne es zu wollen, verdrängen wir mit unserem Glauben die Wirklichkeit.

Worin unterscheiden sich Glauben und Verdrängen? Wer glaubt, der schiebt sein Urteil auf, weil er nicht weiß, *warum* etwas geschieht. Wer verdrängt, der schiebt sein Urteil auf, weil er leugnet, daß *überhaupt etwas* geschieht. Es ist nicht Aufgabe des Glaubens, die Wirklichkeit abzustreiten, sondern sie zu ordnen. Die Verdrängung dagegen ist lebensgefährlich!

Gott zu vertrauen, das bedeutete für Jesus nicht, das Böse dieser Welt zu leugnen, sondern die grundsätzliche Weigerung, dieses Böse als bestimmend hinzunehmen. Die Versuchung, die Wirklichkeit zu leugnen, ist ein Angriff des Teufels. Solches Leugnen löst nicht die Probleme, sondern es bestätigt nur unser Vorurteil, daß die Probleme für den Glauben unüberwindlich sind und bleiben.

Solch eine ungesunde Verdrängung bewirkt eine steife, eng verschürzte Unnatürlichkeit, die obendrein noch vorgibt, christlicher Glaube zu sein. Da hilft Shakespeares guter Rat:

»Nein, Mann! Drück nicht den Hut so in die Augen,
Gib Worte deinem Schmerz; Gram, der nicht spricht,
Preßt das beladne Herz, bis daß es bricht.«¹⁰

Nach dem Tode seiner Mutter schrieb Augustinus: »Die Tränen, die ich zurückgehalten hatte, strömten, und ich ließ ihnen freien Lauf und machte daraus ein Ruhekissen für mein Herz¹¹.« Er hatte seiner Mutter unendlich viel zu verdanken, und bei ihrem Tod schämte er sich nicht, seinem Kummer Ausdruck zu verleihen.

Ein gerade heute oft begangener Fehler beruht auf einer völlig falschen Interpretation des biblischen Gebotes: »Seid dankbar in allen Dingen« (1. Thessalonicher 5, 18). Allzu oft wird dieses Gebot derart wörtlich genommen, daß es verheerende psychische Folgen hat. So rät man heute den Christen allen Ernstes, sie sollten Gott auch für das Böse danken. Das ist eine gefährliche Verdrehung der biblischen Lehre. Jesus dankte Gott keineswegs für alles. Gegenüber dem Bösen an sich war er voller Zorn, und angesichts von Leid und Sünde weinte er.

Eine derart falsche Interpretation des Dankbarkeits-Gebots vermeiden wir nur durch einen anderen Blickwinkel, durch die Sicht auf Gott, der aus Liebe Unrecht und Unglück zuläßt, die

uns als Christen treffen mögen. Und dann haben wir in der Tat allen Grund, ihm dankbar zu sein, weil es keine noch so schlimme Situation gibt, die Gott nicht für uns zum Guten wenden will und kann. Jeremia beschreibt dieses Vertrauen in Gottes Macht über das Böse mit den Worten:

»Wer darf denn sagen, daß solches geschieht ohne des Herrn Befehl und daß nicht Böses und Gutes kommt aus dem Munde des Allerhöchsten?

Laßt uns unser Herz samt den Händen aufheben zu Gott im Himmel!«
(Klagelieder 3, 37–38 und 41).

Zu unserem Leid aber müssen wir stehen.

Böses, Schmerz, Enttäuschung, jeder dieser Aspekte hat natürlicherweise eine eigene Antwort. Zorn ist die direkte Antwort auf die direkte Konfrontation mit dem Bösen, Tränen auf Kummer; Schock ist die Reaktion auf ein unerwartetes Unglück. Zwingen wir uns nicht, Gott für das Schlimme zu danken! Andernfalls wären wir härter gegen uns selbst und nachsichtiger gegenüber dem Bösen als Gott. – Nicht nur, daß *auch* Christen für das Böse nicht zu danken brauchen; *besonders* Christen sollten dafür nicht danken.

Als hätte er diese heutige Fehlinterpretation des Dankbarkeitsgebotes vorausgeahnt, schrieb Augustinus: »Wer würde sich Härte und Schwierigkeiten wünschen? Du befehlst uns, diese Beschwerden zu ertragen, nicht, sie zu lieben. Niemand liebt, was ihn quält, auch wenn er froh sein mag, es ertragen zu können.«¹² Wenn Gott uns mit einem Gemüt erschaffen hat, das der verschiedensten Empfindungen fähig ist – glauben wir wirklich, er würde von uns verlangen, so im Widerspruch mit unseren natürlichen Anlagen zu leben? Wenn er uns all diese menschlichen Gefühle gegeben hat – warum sollten wir sie dann unterdrücken und verleugnen? Wir können im Gegenteil sicher sein, daß Gott mit diesen unseren menschlichen Reaktionen rechnet, ja, daß unsere ehrliche Reaktion auf das Leid die Voraussetzung dafür ist, daß uns eine Heimsuchung auch zu ihm »heimführen« kann.

Sich als Christ ehrlich dem Leid stellen, d. h. *leiden*, so daß nur Gott uns trösten kann – nur das kann auch den Dank als Frucht des Leidens und Dennoch-Vertrauens wachsen lassen: Dank nicht für das Böse und das Unglück, aber für Gottes Trost, sein Durchtragen und seinen Sieg.

So ist das Wunder des christlichen Glaubens in Zeiten des Leides die Geborgenheit in Gott. Wo der Moslem aufgibt, der Buddhist und der Hindu sich zurückziehen, der Stoiker ausharrt und der Existentialist vergebens kämpft, kann der Christ zuversichtlich sein und sich freuen. Wir Christen dürfen uns unter Tränen mitten im Leid deshalb freuen, weil wir Gottes Liebe hinter allem wissen, was uns zustößt, und weil wir mit Gott unsere Zukunft kennen.

»Wir werden von den Wellen hin- und hergeschüttelt«, schrieb Augustinus, »und könnten wir unseren Kummer nicht in dein Ohr weinen, welche Hoffnung bliebe uns?«¹³

2. Kapitel

Warten – Zweifel aus Ungeduld oder Resignation

Können Sie warten? Die meisten von uns können es nicht, denn rechtes Warten ist geduldig, aber nicht passiv. – Vor etwa zwei Jahren warteten meine Frau und ich in der Unfallstation eines großen Krankenhauses. Ich war überrascht über das Verhalten der Menschen um uns herum. Die zuletzt Gekommenen gaben sich höchst aufmerksam und waren ungeduldig. Sie richteten sich jedesmal auf, wenn jemand gerufen wurde, und erwarteten, daß sie an die Reihe kämen. Doch mit der Zeit wurden sie wie die übrigen, die schon längere Zeit warteten. Resigniert starrten sie geradeaus; einige verpaßten dann sogar ihren Aufruf.

Durch das Warten klärt sich auch, wie unsere Beziehung zu der Person oder dem Ereignis ist, auf das wir warten. Wenn ein Mann auf seine Steuerrückzahlung in ähnlicher Weise wartet wie auf seine Freundin, wissen wir zwar nichts über die Freundin, aber wir wissen, was der Mann von ihr hält: nicht viel. Einige Menschen können uns stundenlang warten lassen, ohne daß uns das viel ausmacht. Doch wenn andere nur eine Minute zu spät kommen, werden wir unruhig. Warum läßt er mich warten? Warum ist sie immer noch nicht da? Unsere Reaktion beim Warten zeigt uns, was wir von dem Menschen halten, auf den wir warten.

Der letzte Zweifel, mit dem wir uns in diesem Buch beschäftigen wollen, hängt zusammen mit der Frage: Wie stehen wir zu Gott, wenn er uns warten läßt? Unsere Haltung beim Warten gibt uns Aufschluß über unsere Beziehung zu Gott.

Wir haben uns im vorausgegangenen Kapitel mit dem Prinzip des aufgeschobenen Urteils befaßt. Ein Urteil aufzuschieben, bedeutet aber noch lange nicht, daß wir untätig bleiben sollen. Die Fähigkeit, das Urteil aufzuschieben, und die Fähigkeit, trotz Wartens weiterzuarbeiten, sind grundlegende Eigenschaften des Glaubens. Jede ist eine Kunst, die die andere voraussetzt und ergänzt, und beide sind automatisch herausgefordert, wenn der Glaube herausgefordert wird –, wenn auch auf verschiedene Weise.

Wenn man die Entscheidung aufschiebt, bleibt der Glaube Gott treu, indem er nicht tut, was er möchte; wenn man wartet und weiterarbeitet, bleibt man Gott treu, indem man etwas tut, was man eigentlich nicht tun möchte.

Jeder Christ ein Visionär

Jeder Christ sollte ein Visionär sein. Wenn wir beginnen, Gott zu erkennen, beginnt das Licht seiner Wahrheit in jeden Winkel unseres Lebens zu dringen. Unsere Weltanschauung ändert sich, wir wissen uns in die Nachfolge gerufen. Die Lehren der Bibel beginnen in uns zu wirken. Doch eine Vision ist mehr als das. Bei ihr geht es nicht primär um das Handeln, sondern um Inspiration.

Sich Gottes Wahrheit zu verpflichten, bedeutet, sich Gottes Vision der Dinge zu verpflichten. Gottes Wesen und sein uns ergreifender Geist transzendieren uns die Unmittelbarkeit der erlebten Realität, interpretieren das gesamte Bild neu und führen uns zu Realitäten, die weit über unseren normalen Wirklichkeitssinn hinausgehen. Das ist die Vision des Glaubens: Trotz aller äußeren Erscheinungen, die wir endlich und sichtbar erleben, gewinnen wir einen Ausblick auf das Ewige und Unsichtbare.

Diese Glaubensschau verleiht dem Verlauf der Geschichte eine Dynamik der Hoffnung, indem sie den Christen dazu befreit, sinnvoll auf Gott zu warten. – Wenn die Zeit nur zyklisch wäre, ein Prozeß endlosen Wandels, hieße das, sie würde nirgendwo hinführen. Das höchste Ziel des Lebens wäre Loslösung und Nicht-Betroffensein. Das Verfolgen eines Ziels in der Zeit wäre für immer vereitelt. Wenn auf der anderen Seite die Zeit nur linear wäre, eine bloße Abfolge von Augenblicken, müßte der Mensch entweder die Zeit besiegen und ihr so Bedeutung verleihen, oder die Zeit würde ihn besiegen. Wie einen Gefangenen würde sie ihn über die Jahre jagen bis zum Todesurteil, das ihn am Ende erwartet.

Die christliche Sicht der Zeit unterscheidet sich von beidem. Nicht weil unsere Erfahrung der Zeit anders wäre, sondern weil unsere Bewertung der Zeit durch die Vision der Wahrheit Gottes verändert wurde. Glaube, der das erkennt, ist deshalb in der

Lage, die Vision und die Mittel, durch die sie erreicht wird, miteinander zu verbinden, so daß die Wege des Glaubens und das Ziel des Glaubens eine Einheit bilden. Glaube sieht nicht nur, er macht auch wirklich, was er sieht. Der berühmte Abschnitt im Hebräerbrief beginnt mit den Worten: »Es ist der Glaube eine gewisse Zuversicht des, das man hofft, und ein Nichtzweifeln an dem, das man nicht sieht« (Hebräer 11, 1).

Das bedeutet: Es gibt eine schöpferische Spannung innerhalb des christlichen Glaubens. Das hebräische Wort für Glaube hat die gleiche Wurzel wie das Wort für Hoffnung, und die ursprüngliche Bedeutung von beiden ist »Straffheit« oder »Spannung«. Glaube ohne diese Bestandteile ist weniger, als er sein sollte. Die christliche Sicht der Dinge steht letztlich der Vision aller anderen Glaubensbekenntnisse und Weltanschauungen gegenüber. Sie steht über jeder anderen Vorstellung einer Wirklichkeit mit Anfang und Ende. Der christliche Glaube sieht Unendliches wie Endliches. Die Spannung des Glaubens stammt aus dem Gegensatz zwischen Gottes Versprechen und Gottes Erfüllung.

Der Glaube ist dazu berufen, zwischen den Zeiten zu leben. Hinter dem Glauben steht das große »Nicht-mehr«, vor ihm liegt das große »Noch-nicht«. Gott *hat* gesprochen, und er *wird* handeln. Christus ist einmal gekommen, und er wird wiederkommen. Wir haben die Verheißungen gehört und werden Zeugen der Ereignisse sein. Wie lange die Wartezeit auch sein wird – es ist nur die Wartezeit zwischen Blitz und Donner.

Es ist Aufgabe des christlichen Glaubens, die Vergangenheit mit der Zukunft zu verbinden, um Gottes Willen in der Gegenwart zu erfüllen. Diese Gegenwart, ein Niemandland zwischen Vergangenheit und Zukunft, kann durch Gehorsam gewonnen oder durch Ungehorsam verloren werden. Visionärer Glaube »arbeitet auf seinem Acker«, und er tut es mit Energie und Enthusiasmus, denn er weiß, wie Gott »das ganze Land eines Tages blühen lassen wird«.

Stellen Sie sich ein junges Paar vor, wie es durch ein noch leeres Haus geht. Warum sind die beiden so versessen darauf, es zu kaufen? Nicht, was sie sehen, motiviert sie, sondern was sie sich vorstellen. Schöpferisch und voller Ideen stellen sie sich vor, in welchem Zustand dieses Haus eines Tages sein könnte, wäh-

rend andere nur den gegenwärtigen Zustand sehen. Genauso ist es mit der Vision des Glaubens. Der Glaube hat Vorstellungen von der Zukunft, die Gottes Vorstellungen sind. Gott selbst ist derjenige, »der da lebendig macht die Toten und ruft dem, was nicht ist, daß es sein wird« (Römer 4, 17).

Sind Sie ein Visionär? Funktioniert Ihr christlicher Glaube nur routinemäßig oder inspiriert er Sie, indem er allem, was Sie tun, Licht und Bedeutung verleiht und wirken kann wie eine Feuer säule in Wolken? Wir sind zwar aufgerufen, als Christen mit beiden Beinen fest auf der Erde zu stehen, aber das bedeutet nicht, daß wir an diese Erde gefesselt sein sollen.

Nur das Leben kann es zeigen

Im elften Kapitel des Hebräerbriefes finden wir die große Ehrenliste, einen Katalog von Männern und Frauen, die durch ihre Vision von Gott her berufen wurden, gegen und über den Sitten, Werten und Zielen ihrer Generation zu leben und zu arbeiten. Sie marschierten nach einem anderen Takt. Ihre Blicke waren auf ein anderes Ziel gerichtet. Ihre Heimat war ein anderes Land. Sie schauten in die Zukunft, auf eine andere Stadt. Durch ihren Glauben stellten sie die ganze Welt in Frage. Der Hebräerbrief berichtet von ihnen: »Denn die solches sagen, die geben zu verstehen, daß sie ein Vaterland suchen« (Hebräer 11, 14).

Das Geheimnis des visionären Glaubens liegt in diesem Satz. Wie konnten sie ihre Zeit transzendieren, ihre Gegenwart übersteigen, gegen das Allgemeingültige leben, hinter die Realität schauen? Sie waren keine Elite. Ihr Geheimnis war ganz einfach, da ihr ganzes Leben nach der Logik des Glaubens verlief.

Die Logik des visionären Glaubens fördert einen Argumentationsmodus zutage, der uns viel abverlangt. Er ist nicht schwer zu verstehen, aber schwierig anzuwenden. Ob man ihn wirklich verstanden hat, kann nur das Leben zeigen. Deshalb wird jeder, der nicht bereit ist, seine Worte mit seinem Leben zu belegen, früher oder später behaupten, daß die Anwendung dieser Glaubensargumente zu teuer oder einfach ineffektiv sei.

Was es mit diesem Argumentationsmodus auf sich hat, sagt uns Dorothy Sayers in einer ihrer Erzählungen. Die Geschichte be-

ginnt, als Harriet Vane vor Gericht steht und des Mordes an einem Schriftsteller angeklagt ist, mit dem sie zusammenlebte. Die Beweise gegen sie scheinen klar und unwiderleglich. Die Anklage verlangt, sie schuldig zu sprechen. Und in der Tat spricht alles gegen sie.

Doch in dieser prekären Situation tritt der Held auf: Lord Peter Wimsey. Er glaubt fest an ihre Unschuld. Zwar sprechen alle bekannten Tatsachen gegen sie, doch er ist davon überzeugt, daß eben noch nicht alle Tatsachen bekannt sind. Deshalb macht er sich auf die Suche nach den bisher unbekanntem Tatsachen. Im Streit mit seinen Kollegen sagt er: »Irgendwo muß es Beweise geben. Ich weiß, ihr habt alle fleißig gearbeitet, doch ich werde ein übriges tun. Ich habe euch gegenüber einen großen Vorsprung: Ich glaube an Miss Vanes Unschuld.«¹

Das ist der tollkühne Argumentationsmodus des visionären Glaubens. Der gläubige Christ weiß, warum er vertraut, daß Gott gegenwärtig und daß er Liebe ist. Indem er die Folgen dieses Wissens akzeptiert, erhält sein Leben jene Berufung, die ihn gegen die Strömung der heute rational erkennbaren Realität schwimmen läßt und ihn bis an die Grenzen seines Gehorsams prüft. Immer wieder ist er bereit, Gott zu gehorchen, auch wenn sich dieser Gehorsam nicht auszuzahlen scheint. Immer wieder bieten sich ihm andere, leichtere Lösungen an. Zuweilen – und das ist noch schlimmer – scheinen diese Lösungen sehr viel natürlicher, logischer und sogar besser als Gottes Wege zu sein.

Der Christ weiß, warum er Gott vertraut. Die bekannten (vordergründigen) Tatsachen mögen gegen Gott sprechen, aber nicht alle Tatsachen sind bekannt.

Lord Peter Wimsey stellte zwei Punkte heraus, die bei dieser Argumentationsart wichtig sind. Erstens: Die Indizien sind völlig nebensächlich, wenn wir nur wissen, daß der Angeklagte unschuldig ist. Wenn wir uns dessen hingegen nicht sicher sind, wird unsere Argumentation in sich zusammenbrechen. Wenn wir aber wissen, warum wir Gott vertrauen, sollte dieses Vertrauen auch konsequenterweise unsere Argumente bestimmen.

Zweitens: Lord Peters Verteidigung mußte auch verwirklicht werden. Die bloße Feststellung, die Angeklagte sei nach seinem

Dafürhalten unschuldig, hätte allenfalls zu einer dicken Schlagzeile geführt (»Lord verteidigt Mörderin«), doch sie allein hätte Harriet Vane letztlich überhaupt nicht geholfen. Ohne Gehorsam ist Glaube nicht mehr als eine interessante theoretische Feststellung. Damit ein Christ glaubhaft sein kann, muß seine Praxis seinen Feststellungen entsprechen. Das ist gemeint, wenn hier die Rede davon ist, der Christ müsse weiterarbeiten. Das Prinzip des aufgeschobenen Urteils bedeutet eben nicht, daß wir die Hände in den Schoß legen.

Für visionären Glauben gibt es in der Bibel zahlreiche Beispiele. Wir nannten bereits Hebräer 11. Ein Beispiel aus alttestamentlicher Zeit ist der damalige Glaube an die leibliche Auferstehung der Verstorbenen. Damals hatten die Gläubigen ja noch keinerlei historische Beweise oder theologische Erklärungen dafür. Die Auferstehung Jesu Christi geschah erst viel später. Und trotzdem glaubten die Menschen von damals an die Auferstehung. Dieser Glaube war kein Wunschdenken oder romantische Träumerei. Die alten Hebräer waren dem Tod gegenüber recht nüchtern eingestellt. Alle ihnen bekannten Tatsachen ließen nur einen Schluß zu: »Nein, er wird sehen: auch die Weisen sterben, so wie die Toren und Narren umkommen; . . . ein Mensch . . . muß davon wie das Vieh« (Psalm 49, 11. 13). Und doch erkannten Menschen damals, daß es über die ihnen bekannten Tatsachen hinaus noch andere Tatsachen geben müsse. Weil er das erkannt hatte, sagte Jesaja:

»Aber deine Toten werden leben, deine Leichname werden auferstehen. Wachtet auf und rühmet, die ihr liegt unter der Erde! Denn ein Tau der Lichter ist dein Tau, und die Erde wird die Toten herausgeben« (Jesaja 26, 19; siehe auch Psalm 49, 7–15; Hebräer 11, 19).

Ein anderes bemerkenswertes Beispiel für diese Argumentationsweise finden wir in einem Gebet Jeremias, das er während einer Krise sprach. Es war im zehnten Jahr der Herrschaft des Königs Zedekia in Juda. Das Heer des Königs von Babel belagerte Jerusalem. Jeremia lag im Gefängnis. Gott hatte ihn gerade über den bevorstehenden Fall der Stadt informiert. Ihr Schicksal war besiegelt, die Zukunft sah schwarz aus. Doch genau in diesem Moment, wo es um Leben und Tod zu gehen schien, teilte Gott Jeremia mit, daß sein Vetter kommen und ihm einen Acker anbieten werde, *und daß er ihn kaufen solle*.

Hätte Jeremia nicht gewußt, warum er Gott vertraute, so wäre ihm das Ansinnen in dieser Situation als komisch, unwirklich, als vollkommen absurd erschienen. Wenn es überhaupt eine Zeit gab, in der Grundstücksgeschäfte geradezu lächerlich waren, dann war es diese. Doch als sein Vetter kam, gehorchte Jeremia der Stimme Gottes und kaufte das Land.

Die bekannten Tatsachen sprachen alle gegen solch ein Geschäft – doch Gott hatte es befohlen, also waren nicht alle Tatsachen bekannt. Der Gehorsam des Jeremia gegenüber Gott widersprach aller »Realität« und verleugnete das Offensichtliche. Jeremias Fragen spricht aus seinem Gebet:

»Siehe, die Wälle reichen schon bis an die Stadt, daß sie erobert werde, und sie muß wegen Schwert, Hunger und Pest in die Hände der Chaldäer gegeben werden, die sie belagern; und wie du geredet hast, so ist's geschehen; du siehst es ja selbst. Aber du, Herr, Herr, sprichst zu mir: Kaufe dir einen Acker um Geld und nimm Zeugen dazu, obwohl die Stadt in die Hände der Chaldäer gegeben wird?« (Jeremia 32, 24. 25).

Hier haben wir das Charakteristikum des Glaubens: Gottes Wort ist die höchste Norm, nach der sich alles andere zu richten hat. Das Wasser mag dunkel und gefährlich rauschen, doch der Christ tritt von einem Glaubensstein zum anderen. Die Sicht mag schlecht sein, doch der Glaube verfolgt die Vision von einem Lichtschimmer zum anderen. Gott weiß, was er tut!

So hörte auch Noah auf Gott und baute seine Arche. So verließ Abraham seine Heimat und sein Haus und lebte in einem Zelt. So empfing Sarah ein Kind, obwohl sie schon alt war. So überquerte Mose das Rote Meer, als wäre es trockenes Land gewesen. Und der Hebräerbrief sagt dazu: »Sie haben das Verheißene nicht erlangt, sondern es nur von ferne gesehen und begrüßt. . . Darum schämt sich Gott ihrer nicht, ihr Gott zu heißen« (Hebräer 11, 13. 16).

Die härteste Prüfung

Nun verlangt dieser Argumentationsstil, diese Aussage aus visionärem Glauben heraus, sehr viel. Nicht nur, daß er uns kei-

nerlei Schutz vor dem Zweifel gewährt, er erhöht das Risiko sogar noch. Zuweilen scheinen die Befehle Gottes einfach über die Kräfte der Menschen zu gehen. So betrank sich Noah, der im Glauben die Arche gebaut hatte, bis zur Bewußtlosigkeit. So vertraute Abraham, der Gott das Leben seines Sohnes anvertraut hatte, nicht mehr, als es um das Leben seiner Frau ging. Die meisten der Glaubenshelden kannten solche Niederlagen.

Was, meinen Sie, ist die härteste Prüfung für den visionären Glauben: Lebenskrise, Enttäuschung, Unglück oder Verzögerung? Unfraglich ist es die Verzögerung. Überrascht Sie das? Vielleicht werden Sie sagen: Man braucht doch bloß zu warten; was kann daran so schwierig sein? Zugegeben: Es gibt Formen des Wartens, die keinerlei Anstrengung erfordern. Man braucht bloß »herumzuhängen« und die Zeit vergehen zu lassen. Doch das ist nicht die Art des Wartens, wie sie der visionäre Glaube verlangt. Weil er visionär ist, kann er mehr sehen, als bereits verwirklicht ist; weil er *Glaube* ist, kann er warten. Doch weil er als visionärer Glaube weiß, daß sich ganz bestimmte Dinge eines Tages verwirklichen werden, kann er es kaum abwarten.

Krisen und Versagen sind weniger schmerzhaft für die Vision des Glaubens als das Warten. Sie sind nur deshalb schwer, weil sie das Dennoch-Warten verlangen. Wenn ich das Wort *Krise* durch *Rückschlag* ersetze, sehen Sie sofort, wie der Zusammenhang beschaffen ist. Jeder Rückschlag kann die Verwirklichung der Vision verzögern und demzufolge bedeuten: noch länger warten. – Ein sicheres Zeichen für eine christliche Vision ist ihre göttliche Ungeduld und heilige Unruhe.

Wie ein Flugzeug, das die Schallmauer durchbricht und von dem Druck erschüttert wird, nimmt die visionäre Sicht des Glaubens das ungeheure Gewicht der Widersprüche auf sich. Oft gibt es einen Moment, kurz vor dem Durchbruch, in dem der Druck besonders stark ist und der Glaube zu zittern beginnt. Dieser Druck erzeugt den Zweifel. Das immense Gewicht der Realität bricht über dem Glauben zusammen wie eine Welle des Schocks, so daß für einen Moment die Klarheit und Einzigartigkeit der Vision verlorenght und der Glaube für kurze Zeit vom Kurs abgebracht wird.

Wenn das schon für die Glaubensheroen zutraf, die der Hebräerbrief namentlich aufzählt, wieviel mehr dann erst für die Unzähligen, die »gemartert wurden und haben die Freilassung nicht angenommen, auf daß sie die Auferstehung, die besser ist, erlangten«? Oder für jene, die »Spott und Geißeln erlitten, dazu Ketten und Gefängnis; sie wurden gesteinigt, gefoltert, zersägt, durchs Schwert getötet, sind umhergezogen in Schafpelzen und Ziegenfellen, mit Mangel, mit Trübsal, mit Ungemach« (Hebräer 11, 35–37)!

Jesus ist der Pionier des visionären Glaubens; »welcher, da er wohl hätte können Freude haben, erduldet das Kreuz und achtete der Schande nicht« (Hebräer 12, 2). Doch sogar er erfuhr Geistesqualen, als sein Gehorsam gegenüber Gottes Willen ihn in Widerspruch zu dem Willen der Welt brachte. Angesichts der Schrecken des Kreuzes rief er aus: »Jetzt ist meine Seele betrübt. Und was soll ich sagen? Vater, hilf mir aus dieser Stunde! Nein, darum bin ich in diese Stunde gekommen. . . « (Johannes 12, 27. 28). In diesem Moment, wenn überhaupt, muß Jesus versucht gewesen sein zu zweifeln.

Die Offenbarung schildert eine Zukunft, in der »keine Zeit mehr sein soll. . . dann ist vollendet das Geheimnis Gottes« (Offenbarung 10, 6. 7). Doch dieser Tag liegt für uns in dem großen »Noch-nicht«, und bis er heraufdämmt, wird neben jedem triumphierenden Halleluja auf christlichen Lippen ein ungeduldiges »Wie lange noch, Herr?« zu finden sein.

»Unser Vertrauen in Gott wird vollkommen sein«, schreibt Martin Luther, »wenn Leben und Tod, Ruhm und Schande, Feindschaft und Reichtum für uns eins geworden sind.«² Doch bedeutet das nicht, daß unser Vertrauen zu Gott in diesem Leben nie vollkommen sein wird? Luther wollte mit diesem Satz auf das ständige Auf-und-Nieder des christlichen Glaubens hinweisen. Als Ergänzung können wir Pascal zitieren: »Es macht Freude, an Bord eines Schiffes zu sein, das von Stürmen geschüttelt wird, wenn man sich sicher fühlt, nicht zugrunde zu gehen. Die Verfolgungen, die die Kirche treffen, sind dem vergleichbar.«³ *Gott hält das Schiff!*

Trotzdem dürfen wir die Gefahren, die in dem Gebot des Wartens liegen, nicht unterschätzen. Eine Zeit des ungeduldigen Wartens vermag uns systematisch zu zerstören. Unter Umstän-

den führt sie dazu, daß wir uns Fragen stellen wie: Werden wir je die Arbeit vollenden, die Gott uns aufgetragen hat? Vielleicht sind wir überhaupt völlig nutzlos für Gott?

In solchen Situationen ist man versucht, mit dem Warten einfach Schluß zu machen. Quälendes Warten spannt den Gläubigen auf die Folter. Und seine Folterknechte sagen zu ihm: »Du brauchst bloß zu leugnen, daß dir jemals jemand helfen wird, und schon lassen wir von dir ab.« Der Glaubende hat nun noch die Qual der Wahl. Bleibt er standhaft, so weiß er nicht, ob die Qualen weitergehen; löst der Glaube sich auf, so wird der Mensch wieder »frei und sein eigener Retter« sein. Die zweite Alternative ist wirklich verlockend.

Bei alledem handelt es sich letztlich um einen verbissenen Kampf, den der Zweifel mit seinen schweren Geschützen der Ratio gegen den Glauben ausficht. Wenn der Glaube widerruft, hat der Zweifel seine entscheidende Schlacht gewonnen.

Vorsorge und Heilung

Wie kann man diesem Zweifel am besten vorbeugen? Äußerst wichtig ist zunächst einmal, die Vision zu überprüfen. Nur die echte Vision, die der Heilige Geist aus Gottes offenbarem Wort wirkt, kann sich auch bewahrheiten. Die Geschichte ist gepflastert mit den Ruinen privater Wahnideen, die zu Gott führen sollten. Wir müssen uns deshalb immer wieder fragen: Stammt diese Vision von Gott selbst? Sind vielleicht egoistische und ausschließlich menschliche Motive darin enthalten, die entfernt werden müssen?

Natürlich wird sich die falsche Vision nicht bewahrheiten. Doch es kann auch sein, daß die Vision durchaus richtig ist, daß sie aber falsch in die Praxis umgesetzt wird. So kann man beispielsweise noch so oft von seiner Hoffnung auf das zweite Kommen Christi reden – wenn sich diese Hoffnung nicht in unserem täglichen Leben zeigt, bleibt alles Reden von ihr blasses Geschwätz, das keine Frucht bringt.

Nichts zu tun mit visionärem Glauben hat die Vorstellung, Warten sei »nur eine Sache der Geduld«. Diese Auffassung, die Geduld nur temporär versteht, nimmt dem Warten die Dimen-

sion des Glaubens und stuft es herab zur bloßen Resignation. Akut wird solch eine resignierende Einstellung immer dort, wo man ohnehin zu warten gezwungen ist. Wenn alle anderen auch warten müssen, fällt uns das Warten naturgemäß ziemlich leicht. Doch können wir auch warten, können wir Gott vertrauen, wenn alle anderen vorwärtsgehen, irgendwohin gehen, etwas tun? Oder schließen wir uns den anderen an? Nehmen wir die Dinge selbst in die Hand?

Zweitens ist es wichtig, den Glauben zu stärken und sich im Glauben zu üben. Wer zum erstenmal erfahren hat, was visionärer Glaube bedeutet, ist geradezu überwältigt. Doch nun kommt die schwierige Aufgabe, diesen visionären Glauben auch zu erhalten. Und das ist deshalb oftmals so schwer, weil die Prüfungen, denen sich dieser Glaube unterziehen muß, äußerst hart sind. Der visionäre Glaube braucht deshalb tägliche Stärkung. Je mehr Spannung der Glaube auf manchen Gebieten aushalten muß, desto mehr Entspannung und Stärkung braucht er auf anderen Gebieten. Je mehr unser Glaube von den Kräften dieser Welt angegriffen wird, desto mehr muß er aus den Kräften des kommenden Zeitalters leben. Warten auf Gott ist abhängig *von Gott*.

Ein Vergleich zwischen zwei in der Bibel geschilderten Vorfällen zeigt klar die Möglichkeiten. Der erste geschah während der Herrschaft des Propheten Elisa, als Samaria, die Hauptstadt des nördlichen Reiches in Israel, von Benhadad, dem König von Aram, belagert wurde. Als die Situation hoffnungslos wurde, rief der König von Israel: »Siehe, das Übel kommt von dem Herrn! Was soll ich noch von dem Herrn erwarten?« (2. Könige 6, 33). Nachdem seine menschliche Widerstandskraft erschöpft war, konnte er nicht mehr auf Errettung durch Gott warten, denn er hatte keinen Glauben. Er wurde geradezu versucht, die Hoffnungslosigkeit des Wartens zu bekämpfen. Indem er die Dinge selbst in die Hand nahm, demonstrierte er, daß ihm der Glaube fehlte.

Der zweite Vorfall ereignete sich in einer ähnlich ernsten Situation im südlichen Königreich Juda, als es während der Herrschaft Jesajas im 9. Jahrhundert vor Christus angegriffen wurde. Die Menschen wurden von panischer Angst erfaßt. Doch Jesaja sagte: »Glaubt ihr nicht, so bleibt ihr nicht!« (Jesaja 7, 9). Oder wie er später ausführlicher sagte: »Wenn ihr um-

kehrtet und stille bliebet, so würde euch geholfen; durch Stillesein und Hoffen würdet ihr stark sein« (Jesaja 30, 15).

Jesaja ist der Prophet des Glaubens. Wenn er Juda verdammen muß, dann nicht allein wegen ihrer Verdorbenheit, sondern deshalb, weil sie sich auf andere Götter verlassen wollten. Jede Krise versetzte das Volk in neue Panik und zeigte, daß die Menschen Gott nicht vertrauten. Ganz anders Jesaja: bei ihm war der Glaube ein radikales Vertrauen zu Gott. Und dieses radikale Vertrauen wurde durch alle Unwägbarkeiten und Prüfungen des Lebens nicht erschüttert. Solch ein Glaube ist das Gegenstück zu einem selbstvertrauenden Humanismus. Wenn das stärkste Selbstvertrauen in sich zusammengebrochen ist, wird dieser Glaube immer noch bestehen.

Jesajas größtes Zeugnis von dieser Wahrheit steht im 40. Kapitel seines Buches. Bezeichnenderweise folgt es der eindrucksvollen Vision von Gottes Charakter und Macht. Andere Glaubensbekenntnisse mögen vergehen, andere Menschen mögen müde werden, »aber die auf den Herrn harren, kriegen neue Kraft, daß sie laufen und nicht matt werden, daß sie wandeln und nicht müde werden« (Jesaja 40, 31).

Glaube, der wartet, resigniert nicht. Die Logik des Glaubens braucht nicht solche schwachen Ausdrücke wie »wahrscheinlich«, »vielleicht«, »falls« usw.; ihre bezeichnenden Worte lauten vielmehr »trotzdem« oder »ja, aber!« Das ist der Glaube, der aus der Quelle der vitalen, alles erneuernden Energie Gottes gespeist wird. Hier finden wir die einzige Energie, die das nach menschlichem Ermessen Unmögliche vollkommen möglich macht. Für einen Glauben, der sie in Demut und Vertrauen in Anspruch nimmt, ist Warten alles andere als Resignation, es ist die Pause zwischen Versprechen und Erfüllung, zwischen dem »Nicht-mehr« und dem »Noch-nicht«.

Alle uns bekannten Tatsachen mögen gegen Gott sprechen. Doch da wir Gott durch seine Offenbarung kennen, wissen wir, daß noch längst nicht alle Tatsachen bekannt sind. So verleiht uns unser Ziel Kraft für das, was wir tun; und was wir tun, ist ein Zeichen unseres Ziels. Wir sehen auf Gott und können warten. Und weil wir Gott ganz und gar vertrauen, können wir weiterarbeiten, während wir warten. Das ist die Vision, zu der wir berufen sind.

Nachwort

Stellen Sie sich einen kleinen Jungen vor, der enttäuscht und ärgerlich ist, weil er meint, daß die Teile seines Puzzles nicht zu dem Bild auf der Schachtel gehören. So geht es uns, wenn wir zweifeln. Jeder Zweifel gibt uns das Gefühl, daß wir diesmal ein wirklich unlösbares Problem mit Gott haben.

Wenn der Junge jedoch die Einzelteile seines Puzzles etwas durchschütteln würde und das eine oder andere Stück an eine andere Stelle legte, dann würde sich plötzlich alles ändern. Nicht das Puzzle war falsch, sondern die Zuordnung der Einzelteile.

Genauso ist es mit unseren Zweifeln. Was sich unseren Augen zunächst als ein Problem darstellt, das in Gott begründet liegt, das entpuppt sich schließlich als unser eigenes Problem, das Gott löst.

Nachdem wir uns nun lange und intensiv mit dem Zweifel beschäftigt haben, wollen wir noch einmal zusammenfassen: *Das Problem des Zweifels liegt letztlich nicht in Gottes Treue, sondern in unserem Glauben begründet. Und die Lösung dieses Problems hängt letztlich nicht von unserem Glauben, sondern von Gottes Treue ab.*

Diese Erkenntnis sollte uns dazu veranlassen, alle unsere Zweifel vor Gott zu bringen. Gott ist treuer und gnädiger, als es sich unser zweifelnder Verstand vorstellen kann. Je besser wir uns kennen, desto besser wissen wir, daß wir uns auf unsere eigenen Versprechen und Schwüre und auf unsere eigene Kraft nicht verlassen können.

Deshalb brauchen wir das Gespräch mit Gott, das Gebet. Selbst der schlimmste Zweifel bleibt Glaube und führt nicht zum Unglauben, *wenn wir uns noch betend an Gott wenden.* Niemand von uns ist vor Zweifeln geschützt. Deshalb soll Martin Luthers »Gebet eines Zweiflers« eine Saite in unser aller Herzen zum Schwingen bringen:

»Herr, mein Gott,
wenn ich mir auch meiner Sache sicher bin,
kann ich doch nicht durchhalten ohne dich.
Hilf du mir, oder ich bin verloren!«¹

Anmerkungen

Alle Bibel-Zitate stammen aus der Luther-Bibel, rev. Text von 1964 (Stuttgart). Zitate aus dem Buch Hiob in der Übersetzung von Helmut Lamparter, *Das Buch der Anfechtung*, Stuttgart 1972. Die Zitate von Augustinus, Martin Luther und Pascal wurden zum größten Teil aus dem Englischen zurückübersetzt, da der Verfasser meistens aus einer Anthologie zitiert.

ERSTER TEIL

2. Kapitel

- ¹ Eugene Nida, *Gods Word in Man's Language*, Pasadena 1973, S. 123 f.
- ² Martin Luther, *What Luther says: An Anthology*, St. Louis 1959, S. 1392
- ³ Siehe Römer 8, 15–16; 2. Korinther 1, 22; 2, 21; Epheser 1, 14; 1. Thessalonicher 1, 5

3. Kapitel

- ¹ R. D. Laing, *Knots*, Harmondsworth 1971, S. 55
- ² Luther, S. 426
- ³ Blaise Pascal, *The Pensées*, Harmondsworth 1961, S. 37
- ⁴ John Henry Newman, *Apologia pro vita sua*, London 1964, S. 247
- ⁵ Leo Tolstoi, *Anna Karenina*, Wiesbaden 1964, S. 235
- ⁶ Francis Bacon, *The Essays, Colours of Good and Evil, and Avancement of Learning*, London 1900, S. 200
- ⁷ Pascal, S. 83
- ⁸ Augustinus, *De Vera Religione*, zitiert nach Richardson, *Apologetics*, London 1947, S. 241
- ⁹ Alfred Lord Tennyson, *Freundes-Klage*, nach: *In Memoriam*, Hamburg 1870, S. 16
- ¹⁰ Pascal, S. 17

4. Kapitel

- ¹ Vieles in diesem Kapitel verdanke ich dem Buch von Michael Polanyi, *Personal Knowledge*, London 1958; siehe besonders das 9. Kapitel.
- ² René Descartes, *Abhandlung über die Methode*, Leipzig 1919, S. 15
- ³ Bertrand Russell, *Freies Denken und offizielle Propaganda*, in: *Skepsis*, Frankfurt am Main/Bonn 1964, S. 130
- ⁴ Pascal, S. 64
- ⁵ a. a. O., S. 240
- ⁶ Ralph Waldo Emerson, *The Complete Essays and Other Writings of Ralph Waldo Emerson*, New York 1940, S. 163
- ⁷ G. K. Chesterton, *The New Free Thinker*, in: *Collected Poems*, London 1933, S. 159
- ⁸ Bertrand Russell in: *I Believe*, London 1969, S. 116

ZWEITER TEIL

1. Kapitel

- ¹ F. M. Dostojewski, *Aufzeichnungen aus dem Dunkel der Großstadt*, Leipzig 1922, S. 46
- ² Siehe auch Richter 2, 7 und 10; Jeremia 2, 32; Hesekiel 15, 7
- ³ Augustinus, *Confessions*, Harmondsworth 1961, S. 35
- ⁴ Grace Irwin, *Servat of Slaves*, London 1961, S. 433
- ⁵ Tizians Bild hängt in der National Gallery London
- ⁶ Luther, S. 1415
- ⁷ a. a. O., S. 1416

2. Kapitel

- ¹ Pascal, S. 125

3. Kapitel

- ¹ Zur weiterführenden Lektüre empfohlen: Os Guinness, *Asche des Abendlandes* (besonders Kapitel 9), Hänssler Verlag, Neuhausen-Stuttgart 1976 (TELOS-Wissenschaftliche Reihe 4010)
- ² Tolstoi, S. 229

4. Kapitel

- ¹ G. K. Chesterton, *Das Abenteuer des Glaubens*, Olten 1947, S. 52 f.
- ² Pascal, S. 208
- ³ Henra Bettenson (Hg), *Documents of the Christian Church*, London 1963, S. 14
- ⁴ a. a. O., S. 283
- ⁵ a. a. O., S. 4
- ⁶ Alan Watts, *Beyond Theology*, New York 1969, S. 20
- ⁷ C. S. Lewis, *A Grief Observed*, London 1966, S. 32

5. Kapitel

- ¹ Georges Bernanos, *Tagebuch eines Landpfarrers*, München 1947, S. 129 f.
- ² Charles Darwin, *The Autobiography of Charles Darwin*, 1869–1892, London 1958, S. 86 f.
- ³ C. S. Lewis, *More Christianity*, London 1955, S. 122
- ⁴ Luther, S. 489
- ⁵ George Whitefield, *Whitefield's Journals*, London 1960, S. 136
- ⁶ Siehe 1. Korinther 9, 25–27; 1. Timotheus 6, 12; 2. Timotheus 2, 3–4

6. Kapitel

- ¹ Pascal, S. 39
- ² James Thurber in: *I Believe*, London 1969, S. 137
- ³ C. S. Lewis, *More Christianity*, S. 123
- ⁴ Pascal, S. 311
- ⁵ D. Martyn Lloyd-Jones, *Spiritual Depression: Its Causes and Cure*, London 1965, S. 20

- ⁶ Pascal, S. 274
- ⁷ Luther, S. 514
- ⁸ a. a. O., S. 482
- ⁹ Lloyd-Jones, S. 21; siehe auch Psalm 73, 15

7. Kapitel

- ¹ William Shakespeare, *Maß für Maß*
- ² Augustinus, S. 116

DRITTER TEIL

2. Kapitel

- ¹ Bernanos, S. 130
- ² Lewis, *The Screwtape Letters*, London 1955, S. 29

3. Kapitel

- ¹ Wird allgemein Mrs. Edward Craster, gest. 1874, zugeschrieben.

4. Kapitel

- ¹ Luther, S. 550

VIERTER TEIL

1. Kapitel

- ¹ Franz Kafka, *Das Schloß*, Fi TB 900, S. 255
- ² Luther, S. 483
- ³ Augustinus, S. 84
- ⁴ vgl. Hiob 19
- ⁵ Gerard Manley Hopkins, *Poems & Prose*, Hg. W. H. Gardner, London 1953, S. 62
- ⁶ Jean Paul Sartre, *Der Teufel und der liebe Gott*, Hamburg 1951
- ⁷ Elie Wiesel, *Night*, New York 1969, S. 44
- ⁸ Arthur Koestler, *The Misunderstanding*, in: *The Call Girls*, London 1972, S. 10
- ⁹ Lewis, *Grief*, S. 33
- ¹⁰ William Shakespeare, *Macbeth*
- ¹¹ Augustinus, S. 202
- ¹² a. a. O., S. 232
- ¹³ Augustinus, S. 76

2. Kapitel

- ¹ Dorothy Sayers, *Strong Poison*, London 1970, S. 33
- ² Luther, S. 1390
- ³ Pascal, S. 256

Nachwort

- ¹ Luther, S. 479

Os Guinness

„Die Kunst des Zweifels ist leicht, denn sie ist eine Fähigkeit, mit der wir geboren werden“ (Martin Luther). Doch was ist Zweifel wirklich? Die unausweichliche Frage unseres skeptischen Zeitalters? Oder das ruhelose Forschen eines Verstandes, der den Dingen auf den Grund gehen will?

Zweifel ist ein universelles Problem, fast so etwas wie eine Krankheit des 20. Jahrhunderts. Für viele Christen ist er die Quelle eines vagen Schuldgefühls. Os Guinness aber sieht die Sache anders. Für ihn ist Zweifel der Pfad, der auf die Höhe eines bewährten Glaubens führt.

Klar und mutig geht er das Problem an. Er forscht nach den Wurzeln des Zweifels. Er müht sich um den Menschen, argumentiert besonnen. Klarheit und Einsicht seines Stils erinnern an C. S. Lewis.

Teil 1 des Buches definiert, worum es geht und wie Zweifel in Erscheinung tritt.

Teil 2 befaßt sich mit den verschiedenen Arten des Zweifels. Hier werden Ursachen und Wirkungen herausgestellt.

Teil 3 zeigt Wege aus dem Zweifel heraus.

Teil 4 befaßt sich mit den verschiedenen Arten von Zweifeln.



A-3t55c

**TELOS
Bücher**

Ein Buch für Menschen, die aufrichtig denken, fröhlich glauben und wirksam leben wollen.